



1902

Erinnerungsblätter

Luise Mühlbach

Follow this and additional works at: https://scholarsarchive.byu.edu/sophnf_nonfict



Part of the [German Literature Commons](#)

BYU ScholarsArchive Citation

Mühlbach, Luise, "Erinnerungsblätter" (1902). *Prose Nonfiction*. 267.
https://scholarsarchive.byu.edu/sophnf_nonfict/267

This Article is brought to you for free and open access by the Nonfiction at BYU ScholarsArchive. It has been accepted for inclusion in Prose Nonfiction by an authorized administrator of BYU ScholarsArchive. For more information, please contact scholarsarchive@byu.edu, ellen_amatangelo@byu.edu.

EV

7/2

PT
2438
.M4
783



Erinnerungsblätter

aus dem Leben

Luise^S Mühlbach^M's.



Gesammelt und herausgegeben

von ihrer Tochter

Thea Ebersberger.



Leipzig

Verlag von H. Schmidt & C. Günther.

1902.

Meinem lieben Sohne

Carl Ebersberger

gewidmet

von

Thea Ebersberger.

August 1902.

Druck von Oswald Muge in Leipzig.

Stausch

Inhalt.

	Seite
Vorwort.	VII
Erinnerungen aus der Jugend.	1
Erinnerungen an Louis Napoleon.	179
Ein Spaziergang im Salon. Plauderei.	215
Briefe aus Ems an den New-York Herald.	247
Briefe von Theodor Mundt an seine Gattin	288

Vorwort.

Wenn ich heute, nachdem bald dreißig Jahre nach dem Tode meiner geliebten Mutter verflossen sind, darüber gehe, das, was ich von ihr an selbst geschriebenen Erinnerungsblättern aus ihrem reich bewegten Leben, das sie mit der ganzen Frische und Regsamkeit ihrer hoch begabten Persönlichkeit erfaßte, zu einem Ganzen zu vereinigen, so geschieht es hauptsächlich um Dir, mein Sohn; der Du leider diese lebensvolle Kraftnatur, welche meine Mutter war, nicht zu kennen das Glück hattest, ein Bild von ihr zu hinterlassen, welches sie und ihr lebendiges Naturell wieder spiegelt.

Das Leben eilt so schnell dahin, für den Einzelnen wie für Generationen, und der Schleier der Vergessenheit breitet sich über so Viele, die einst im Leben etwas erreichten und galten, ja selbst im engen Familientreife späterer Geschlechter bleibt nur der Name übrig und die schwache Vorstellung wer und was der Mensch einst war, aber doch nicht wie er war.

VIII

Wie die Züge in dem lieben Gesicht des alten Bildes, das dort über meinem Schreibtisch mild lächelnd herabschaut auf mich, sich beleben konnten, wie das dunkle Auge Geist und Feuer sprühte, wenn sie sprach, das konnte der Maler nicht wiedergeben, doch ihre Worte, ihre lebendige, phantastische Darstellung des selbst Erlebten, sie können Deiner Phantasie ein Bild dieser seltenen Frau vorzaubern, die mir eine so liebevolle Mutter war! Ihre Zeitgenossen, ihre Freunde und Gönner sind fast Alle dahin gegangen, von wo es keine Wiederkehr giebt. Ich kann ihnen diese Erinnerungsblätter nicht an's Herz legen, der Todten freundlich zu gedenken, deren Leben nicht nur reich war an Begebenheiten, sondern auch köstlich war, denn „es war Mühe und Arbeit“ — wie es in der Bibel heißt, aber „es währete“ nicht lange, denn sie starb schon im Alter von 59 Jahren. Doch leben noch so Manche, denen der Name Louise Mühlbach nicht bloß eine vorübergehende Erscheinung in der Literaturgeschichte bedeutet, sondern denen ihre Bücher noch des Lesens werth erscheinen, im Sinne von Adolf Glasbrenners, des klugen Humoristen und Herausgebers der Montagszeitung, hübschem Wort über meine Mutter, das mir immer so bezeichnend schien: „Sie hat ihrem Volke die Geschichte an's Herz gelegt.“ — So wird es außer Dir, mein lieber Sohn, wohl noch manche geben, die gern diese losen Blätter zur Hand nehmen und Interesse an dem darin Geschilderten finden.

Meine Mutter wurde geboren im Jahre 1814 als Tochter des Bürgermeisters Müller in Neubrandenburg. Du findest, lieber Carl, in dem Folgenden Vieles aus

IX

ihrer Kindheit erzählt. Ich möchte Dir keine Biographie im eigentlichen Sinne schreiben, sondern nur in Kürze einige Andeutungen über ihren Lebensgang geben. Ihren regen Geist litt es nicht lange in der kleinen Stadt, sie nahm eine Stelle als Gesellschafterin bei der Gräfin A. an, der sie mehr eine Freundin als Untergebene war und wandte sich bald der Schriftstellerei zu. Diese führte sie in Beziehung zu dem Kritiker und Schriftsteller Theodor Mundt, zum „Jungen Deutschland“ gehörend, meinem Vater, mit dem sie lange Zeit eine lebhafteste, geistvolle Correspondenz führte. Das geistige Band, das dadurch diese beiden Menschen umschlang, wurde ein so festes, daß die Nothwendigkeit des Sichkennenslernens von Angesicht zu Angesicht zum unumstößlichen Erforderniß wurde. Die Briefe, die ich aus dieser Zeit von Beiden besitze, sind herrlich und geben so recht die Anschauungen damaliger Zeit wieder, der romantischen Zeit.

Dem Sichkennenslernen folgte sogleich ein Sichangehören für's Leben und im Jahre 1839 reichte Louise Mühlbach Theodor Mundt vor dem Altar die Hand zum Bunde. Es war die glücklichste Ehe, die es geben kann, fußte sie doch auf einer geistigen Gemeinschaft, wie man sie nicht schöner denken kann, und meine Mutter, deren Erfolge bald die des ernstern Autors von Thomas Münzer und Graf Mirabeau, ihres Gatten, zu überflügeln begannen, blieb ihrem Manne gegenüber immer die Lernende, dem gediegenen Können und Wissen sich Unterordnende. Er war es auch, der sie auf den historischen Roman führte, da er ihre Begabung, geschichtliche Begebenheiten zu verwerthen, und ihr kolossales

Gedächtniß in dieser Beziehung erkannte. Meine Eltern lebten erst in Breslau, wo mein Vater als Professor an der Universität über Litteraturgeschichte las, dann übersiedelten sie nach Berlin, wohin Th. Mundt als Bibliothekar an die Staatsbibliothek berufen wurde. Dort starb er im Jahre 1861 nach drei schweren Leidensjahren am Gehirnschlag, im Alter von nur 51 Jahren, und seiner Wittve blieb die Aufgabe, ihre zwei ganz jungen Kinder allein zu erziehen und zu ernähren. Sie hat es gekonnt, mit rastlosem Fleiß und inniger Mutterliebe.

Ihrer unermüdblichen Feder entfloßen nun noch eine große Reihe umfangreicher, historischer Romane, nachdem zu meines Vaters Lebzeiten besonders die ersten historischen Romane Friedrich der Große, Joseph II. und Napoleon I. riesigen Erfolg hatten und 8—10 Auflagen erlebten. So wuchsen wir, meine Schwester und ich heran, von Jugend auf gewöhnt, geistig bedeutende Männer und Frauen auf jedem Gebiet von Kunst und Wissenschaft bei uns verkehren zu sehen. Der Sinn für Alles, was die Welt Gutes und Schönes bietet, wurde in uns geweckt. Natur und Kunst lernten wir lieben und wurde in unserem Hause gepflegt, denn meine Mutter war, nach Ausdruck meines Vaters, ein „Talentsgeheuer.“ Sie konnte und übte Alles, sogar alle häuslichen Tugenden waren ihr geläufig. Sie unterwies die Haushälterin wie Alles zu kochen sei und beim Zuschneiden der Kleider profitirte die Schneiderin von ihr. Nur eine absolute Abneigung hegte sie gegen Handarbeiten. Sie hielt dieselben für Zeitverschwendung und ich durfte, auch wenn sie mir, wie später oft, ihre Manuscripte vorlas, nie dabei eine

Handarbeit machen, denn „es lenkt die Aufmerksamkeit ab, und wenn Du Spitzen brauchst, kaufe Dir um ein paar Groschen welche!“ sagte sie.

Geselligkeit war ihr Lebensselement und sie konnte nicht ohne eine solche in ausgedehntem Maße, und zwar am liebsten im eignen Hause, fertig werden. Sie vereinigte häufig bei sich zu kleinen Dinern Mitglieder der Bühne und Kunst, Litteraten, sowie geistig bedeutende Aristokraten. Auch den höchsten Kreisen angehörende Persönlichkeiten gingen ein und aus bei ihr, und der geistvolle Herzog Ernst von Coburg-Gotha, der Bruder des Prinz-Gemahls von England, nannte sich ihren Freund. Sie war öfter bei ihm und seiner sanften, lebenswürdigen Gemahlin Alexandrine Gast in Coburg und Gotha und Herzog Ernst besuchte sie stets, wenn er auf noch so kurze Zeit in Berlin weilte, so daß, wie er lächelnd erzählte, seine Nichte, die nachherige Kaiserin Friedrich, ganz eifersüchtig war, und ihm, wenn er zu lange bei der Ausfahrt ausblieb, vorwarf: „Du warst gewiß wieder bei der Mühlbach.“

Auch der Dichter Prinz Georg von Preußen, von dem sie in den Briefen aus Ems erzählt, hielt häufig ein Plauderstündchen bei der anregenden, klugen und heiteren Frau und nahm an mancher großen und kleinen Gesellschaft theil. Mit Auerbach verband sie herzliche Freundschaft, ebenso mit dem genialen Fürsten Büchler-Mustau, Fanny Lewald, A. Stahr, Gutzkow, Gustav Rasch, Ludwig Pietzsch, A. Glasbrenner, Marx und viele Andere, darunter Bühnengrößen wie Friedrich Haase, E. Devrient, Döring, Ida Pellet, die schöne Sarolta, Auguste von

XII

Bärndorf, in früheren Zeiten Charlotte Hagn, Fr. Gohmann, der verdienstvolle und geschickte Schauspielregisseur Hein, belebten ihren Salon. Darunter mischten sich andere hervorragende Persönlichkeiten. Man sah den klugen, feinen Diplomatenkopf des Präsidenten von Kirchmann, den geistreichen Officier Major von Korff, den Dichter und Arzt Sanitätsrath Schlemm, Intendant von Hülsen, den lebenslustigen, witzigen Polizeipräsidenten von Wurmb und Andere. Sie Alle belebten und verschönten den Kreis, der sich im Salon der Mühlbach in der Winteraison zusammenfand.

Einem ihrer hochgestellten Freunde, dem Grafen Lehndorf, verdankte sie auch die spätere Reise nach Egypten. Er ging zur Eröffnung des Suez-Kanals 1869 dorthin und verabschiedete sich von meiner Mutter, die mit lebhaftem Interesse von dieser Reise hörte, die auf ihren phantastischen und auf alles Außergewöhnliche gerichteten Sinn mächtigen Reiz ausübte, wie sie ihm sagte.

Er bemerkte so en passant: „Möchten Sie auch hin? Ich verschaffe Ihnen eine Einladung“ — worauf meine Mutter lebhaft zustimmte. Wirklich kam nach vielleicht einigen Monaten die Einladung vom Khedive, welche meine Mutter, die die Worte des Grafen halb als Scherz betrachtet hatte und gar nicht mehr daran dachte, in Entzücken versetzte.

Dies merkwürdige Land, ganz anders als alles bisher Gesehene, das Land, das dem Eroberer Napoleon beim Anblick der Pyramiden den staunenden Ausruf

XIII

entlockte: „Hier schauen drei Jahrtausende auf uns nieder,“ sie sollte es kennen lernen.

Bald waren alle Vorbereitungen getroffen und im März des Jahres 1870 dampften wir, meine Mutter und ich, ein blutjunges Ding, das halb mit Schrecken diesem Wunderlande entgegen sah, über Wien, Semmering nach Triest und fuhren mit dem österreichischen Doyddampfer Diana nach Alexandrien. Wie bald war auch ich in dem Banne dieses interessanten Landes mit seiner merkwürdigen Mischung antiken, orientalischen und modernen Lebens. Mit unverwischtem Interesse und Deutlichkeit erinnere ich mich stets dieser genussreichen Zeit. Meine Mutter schildert dieselbe ausführlich in den „Reisebriefen aus Egypten,“ in zwei Bänden erschienen bei Herm. Costenoble.

Wir kehrten im Mai desselben Jahres nach Europa zurück, da der Sommer in Kairo für Europäer unerträglich ist, mit der Aussicht, im Winter auf Einladung des Khedive wiederkommen zu dürfen und seine wahrhaft orientalische Gastfreundschaft zu genießen. Dazwischen traten die Ereignisse dieses denkwürdigen Jahres ein, der so entscheidende Krieg von 1870. Wir lebten die zweifelvolle Zeit nach der Kriegserklärung in Berlin mit durch, begeisterten uns an den staunenerregenden Erfolgen der deutschen Armee und zogen, nachdem bei Sedan der Würfel gefallen, mit den jubelnden Volksmassen vor das Palais König Wilhelm I. Wir fangen die Nacht am Rhein mit, es war eine Verbrüderung des Volkes, die Niemand ahnt, der es nicht mit erlebt hat!

Im November desselben Jahres schifften wir uns zum zweiten Mal nach Alexandrien ein und entgingen so

XIV

dem traurigen Nachspiel des Krieges, der sich über Er-
warten lange hinauszog und dem Vaterlande noch so viele
Opfer, dem Volke noch so viele Thränen kostete. Wir
lebten im sonnigen Süden, während die Freunde und
Bekanntn in Berlin einen eisigen und düsteren Winter
durchmachten, denn es gab so viel Trauer, daß Niemand
mehr der Sinn nach Lustbarkeiten stand. — Endlich
wurde der Friede erklärt und wir waren in Kairo die
Ersten, die diese Nachricht erhielten, da Polizei-Präsident
von Wurmb sogleich nach der Proklamation telegraphisch
meine Mutter benachrichtigte, und sie übermittelte die
Nachricht sofort dem Khedive Ismail.

Meine Mutter schrieb in Kairo ihren schon vorher
begonnenen Roman über Mehemed Ali und sein Haus,
des Begründers der Dynastie des Khedive Ismail.

Unser Aufenthalt in Kairo, von wo aus wir interessante
Ausflüge zu den alten Baudenkmalern Nilaufwärts machten,
mit einem kleinen Dampfer oder auch in vierspänniger
Equipage, wird mir immer eine fast märchenhafte Erinnerung
bleiben! Bald entrollte sich in den Straßen Kairo's vor
uns dies Bild echt orientalischen Lebens oder wir besuchten
einen Harem der vornehmen Türken, um bei starkem,
duftenden Mokka und Eschibuk den wunderbaren Glieder-
verrenkungen der Tänzerinnen zuzusehen, begleitet von den
entzückten Ausrufungen der Mohamedanerinnen, denen
wir höflich zustimmten, obwohl ich mich noch sehr gut er-
innere, wie ich junges, dummes Ding das erste Mal, als
ich es sah und dazu den schrillen Gesang in den höchsten
tremolirenden Fisteltönen vernahm — es war bei den Prin-
zessinnen, den Gemahlinnen des Khedive — mit dem Lachen

XV

kämpfte und nicht wagte, meine Mutter anzusehen. Dann
Abends saßen wir in unserer Loge in der Opéra und
hörten ausgezeichnete italienische Opern, oder sahen ein
mit feenhafter Pracht dargestelltes Ballet, rings in Vogen
Damen in elegantester Toilette. Nichts hätte errathen
lassen, daß man nicht irgendwo in Europa diese Oper hörte,
hätten nicht die Herren fast alle den Tarbusch (Fes) ge-
tragen, und die kleine, vergitterte Loge am Proscenium
den Platz bezeichnet, wo die vornehmen Türkinen
der Musik der *franca* lauschten, die ihnen doch lange
nicht so schön erscheint wie die ihrige, besonders wenn
Minahs, die egyptische Diva, sie im höchsten Tremolo
vortrug.

Im Mai 1871 kehrten wir durch Italien nach Berlin
zurück, noch zeitig genug, um unsern siegreichen Truppen
beim Einzug zuzubeln zu können.

Im Jahre 1873 ersuchte ein Vertreter des New-York
Herald meine Mutter um eine Schilderung der Eröffnung
der Weltausstellung in Wien für seine Zeitung, und der
Herausgeber des Herald, Mr. Gordon Bennet, derselbe,
der seiner Zeit Stanley auf eigene Kosten, um Livingstone
zu suchen, aus sandte, ließ es an Gastfreundschaft eben so
wenig fehlen, als der Vicekönig von Egypten. Wir lebten
in Wien fürstlich und hatten Alles zur Verfügung, was
wir irgend wollten.

Ein sehr interessantes Pressdiner machten wir in Wien
mit, an welchem Vertreter aller großen englischen und
amerikanischen Zeitungen theilnahmen, wir als einzige
Damen. Es waren interessante Leute dabei: Bayar Tailor,

XVI

der Uebersetzer von Goethe und Heine, Mr. Forbes, der Kriegsberichterstatter der Daily News und Andere. Mein Nachbar Mr. J. von der Times, glaube ich, wollte dem jungen Ding, das ich war, eine Artigkeit auf deutsch sagen und ließ sich diese von seinem Nachbar Bahar Tailor, der des Deutschen natürlich vollkommen mächtig war, einstudiren. Wer beschreibt mein Erstaunen, als er mit dem liebenswürdigsten Gesicht von der Welt zu mir sagte: „Ich bin ein ganz erbärmlicher Junge!“

Für den Herald schrieb Mama dann noch einige Biographien, „denn“, sagte Mr. Sauer, der Vertreter des Herald, „es sind das lauter alte Leute, sie können bald sterben und der Herald wird dann sogleich die Biographien haben von Ihrer Feder.“ Es waren die von Bismarck, Moltke, Kaiser Wilhelm I. und Pius IX. — Sie sind alle lange nach Mama gestorben. —

Im Juli ging ich mit meiner Mutter nach Ems, wo sie gleichfalls für den Herald die Briefe, die den Schluß dieser Blätter bilden, schrieb. Sie fühlte sich dort schon nicht wohl, und wir begaben uns von Ems nach Marienbad, wo sie alljährlich eine Cour brauchen mußte. Dort kam das Leiden durch einen Diätfehler zum Ausbruch, dem sie nach mehreren Leidenswochen am 26. September 1873 erlag. —

Ein reiches Menschenleben ging mit ihr dahin! Gedanke ihrer stets in Verehrung und Liebe, mein lieber Sohn. Mit männlicher Energie und Schaffenskraft vereinigte sie ein echt weibliches Gemüth voll Güte und Weichheit, einen Sinn für alles Gute und Schöne.

XVII

Sie besaß eine siegreiche, kindliche Heiterkeit und überquellende Phantasie. Ihr ward manches Leid, viel Anfeindungen, aber auch viel Glück und wahre Freundschaft zu Theil.

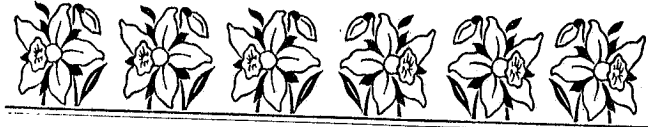
Halte ihr Andenken in Ehren!

Thea Ebersberger.

Erinnerungen aus der Jugend.



Mit freundlicher Erlaubniß der
„Wiener Neuen Freien Presse.“



I.

„Sie haben doch ohne Zweifel viel erlebt, viel gesehen, müssen reiche Erinnerungen, große Erfahrungen haben! Erzählen Sie mir ein wenig davon!“

Mit diesen Worten klopfen Sie bei mir an die diamantene Pforte der heiligen Hallen, die jeder Mensch in sich trägt, in denen die Trophäen der Vergangenheit aufgestellt, die entblätterten Kränze der Jugend, der Liebe und des Glückes über den Aschenkrügen ausgebrannter Schmerzen aufgehängt sind. Ich liebe es wohl, zuweilen einzutreten in diese Tempelhallen, mit frommem, an-dächtigem Gemüthe meine Knie zu beugen vor den Schatten-gealteten, welche, einige mit Thränen, andere mit süßem Lächeln, an mir vorüberwallen. Wir, die Kinder der Neuzeit, welche so viel Wissenschaft und so wenig Glauben hat, wir sollten mindestens zu einer Religion uns Alle bekennen, vor ihr in frommer Ehrfurcht beten: zu der Religion der Erinnerungen. Denn diese ist doch der Hort unseres Lebens und sie begleitet uns durch die Gegenwart und regelt und ordnet unser Dasein. Hätten die Bourbonen in Frankreich, in Spanien und Neapel dieser Religion der Erinnerungen ihr Haupt gebeugt, so hätten sie es vielleicht nicht zu beugen gehabt unter die Guillotine, nicht vom Throne herniedersteigen und fliehen müssen aus den

Balästen ihrer Väter, um in irgend einem einsamen Weltwinkel ihr geschmähtes Dasein auszuathmen. Napoleon that, wie mir scheint, einen falschen Ausspruch, wenn er sagte: „Diese Fürsten haben nichts gelernt und nichts vergessen!“ Sie hatten im Gegentheil Alles vergessen, sie hatten ihre Erinnerungen vergessen und nichts gelernt von denselben. Aber ich will keine Reflexionen machen über die Erinnerungen, denn nicht dies ist es, was Sie wünschen! Ich soll Ihnen erzählen von dem, was ich erlebt und gesehen. —

Ja freilich, mancherlei Erinnerungen schweifen an mir vorüber, wenn ich in stiller Dämmerstunde allein bin. Man hat nicht umsonst das Gaukelspiel des Lebens in mancher lustigen und traurigen Rolle mitgespielt.

Ich versenke mich in meine Erinnerungen und denke jener Tage der ersten Kindheit. Da sehe ich neben meinem edlen, unvergesslichen Vater eine sehr schlanke Männergestalt, sehe mit Erstaunen, wie meine schöne Mutter, vor der sich sonst in der kleinen Stadt Alles beugt, sich selber tief jetzt neigt, und mir, der kleinen fünfjährigen Tochter, dann hastig zuflüstert: „Mache doch einen Knix, es ist ja der Großherzog!“

Ja, der Großherzog! der war seit drei Tagen das Schreckensgespenst für mich und meine fünf kleinen Geschwister. „Der Großherzog kommt und Ihr müßt recht artig sein und wenn die kleine Prinzessin mit Dir spielt, so mußt Du immer nachgeben und ihr Alles lassen, was sie haben will, und wenn der Großherzog Dich grüßt, mußt Du ja einen tiefen Knix machen.“

Sie hatten ihn mir prächtig eingelernt, diesen Knix; aber jetzt konnte ich ihn doch nicht executiren, blieb starr und steif stehen und schaute empor zu dem langen Manne, der mir ungemein schrecklich war.

Er nahm mich auf den Arm. Ich aber wollte es nicht leiden undkehrte mich gar nicht an die drohenden

Blicke meines Vaters und an das Winken meiner Mutter, wollte durchaus nicht auf dem Arm des Großherzogs bleiben.

Er hielt mich fest und fragte schmeichelnd: „Mein liebes Kind, habe ich Deine Gnade?“

Ich aber sträubte mich und zappelte und schrie: „Ich mag Dich nicht leiden, Du hast eine so große Nase.“

Da lachte der Großherzog, und indem er mich niedersetzte, nickte er meiner Mutter zu: „Ja, sie hat Recht, meine Nase ist mir auch zu lang.“

Ich erlaube mir in aller Demuth zu bemerken, daß, wie ich damals diesen kecken Ausspruch über die Nase meines Großherzogs that, Börne sein berühmtes Wort noch nicht gesprochen hatte: „Die Völker dürfen ihre Fürsten schon deshalb absetzen, wenn ihnen ihre Nase nicht gefällt.“

Ueber meinen Ausspruch war indessen der Großherzog, der meinen Vater wie seinen besten Freund liebte und ehrte, durchaus nicht ungehalten, sondern bewies dem kleinen, kecken Mädchen seitdem viel „Freundlichkeit und Gnade“. Er kam, wenn er seinen Sommeraufenthalt in meiner Vaterstadt hatte, fast täglich und ganz ohne alle Etiquette und ohne alle Anmeldung zu uns in mein Elternhaus, und fast täglich waren die Prinzessinnen-Töchter mit der Gouvernante bei uns in unserm schönen Garten und spielten mit mir.

Freilich, man hatte es mir zum Gesetz gemacht, daß ich bei meinen Spielen mit der Prinzessin Louise immer ein wenig nachgiebig gegen dieselbe sein müsse. Das war dem Kinde, welches bei seinen Geschwistern gewohnt war, zu dominiren, etwas Ungewohntes, es verstand die Kunst der höflichen Unterwürfigkeit schlecht genug und hat sie auch nimmer recht gelernt. Bei einem Streite, den ich eines Tages mit der Prinzessin Louise um eine Puppe hatte, hob ich, trotz der Gegenwart der Oberhofmeisterin,

drohend die Faust gegen die Kleine auf, welche sich meine Lieblingspuppe aneignen wollte. „Danke Du Gott,“ schrieb ich ihr entgegen, „daß Du eine Prinzessin bist, sonst gäbe ich Dir gewiß ein Paar Ohrfeigen.“ Die kleine Prinzessin weinte laut vor Entsetzen und die Oberhofmeisterin verlangte durchaus, daß die unhöfliche Gespielin der Abniglichen Hoheit Abbitte leisten solle. Dazu war ich aber weder durch die Befehle der Eltern, noch durch die Schmeicheleien der kleinen Prinzessin selber zu bringen, und zuletzt war es diese, welche Abbitte leistete und eingestand, daß sie Unrecht gethan, meine Puppe zu nehmen. Dies nun rührte mich so ungemein, daß ich die Prinzessin umarmte und sie bat, mir jetzt die Ohrfeige zu geben, welche ich ihr zugebracht hatte.

Es war ein Wettkampf des Edelmutheß, der damit endete, daß man uns Beiden unsere Lieblingsfreunde gönnte und uns „fliegen“ ließ. Das „Fliegen“ bestand darin, daß wir in einer offenen Kalesche, von sechs Rappen gezogen, wie im Fluge dahin fahren durften. Es war dies mein höchstes Entzücken, und wenn wir so vorüberfauften und flogen an den Büschen und Bergen, dann jauchzte ich laut auf: „Ich fliege, fliege in den Himmel.“

Armes Kind, wie sehr hat das Leben seitdem die Flügel beschnitten und dabei gelehrt, daß der Himmel sehr weit und daß uns unsere Schwingen nimmer hinauftragen oder erst in der Stunde, von der wir nichts mehr wissen.

Sie aber ist aufgefliegen zum Himmel, die Prinzessin Louise, lange schon vor ihrem edlen Vater. Der Schmerz einer unglücklichen Liebe hat ihr das Herz gebrochen, obwohl die guten Leute in meinem kleinen Heimathlande nicht daran glauben wollen. Sie erzählen: die Prinzessin sei krank geworden aus Gram und Liebe, weil sie dem Manne, welchen ihr Herz erwählt, nicht gehören durfte; das habe dann endlich ihren Vater, den Großherzog, gerührt und da habe er eingewilligt, daß sie heimlich sich vermähle. Da

sei die Prinzessin mit ihrer Mutter nach dem Süden gezogen und der Kammerherr von T . . . mit ihnen.

Am Golf von Neapel giebt es eine Villa mitten in einem Park, der ringsum von einer hohen Mauer eingefaßt ist, ein Stückerchen Paradies, das sich abgelöst hat von der Welt. Dort hat die Großherzogin-Mutter mit der Prinzessin gelebt und da ist mit ihnen der schöne Kammerherr gewesen.

Dann hieß es, die Prinzessin Louise sei in Neapel gestorben und die Glocken läuteten in dem Heimathlande und kündeten es der Bevölkerung. Sie hatte viel Gutes gethan und Segen um sich verbreitet und die Leute weinten und wunderten sich, daß die heimkehrende Großherzogin, obwohl sie ganz in Trauer gehüllt war, doch nicht so traurig aussehe, wie man es von der zärtlichen Mutter, die sonst immer unzertrennlich von ihrer Tochter gewesen, erwarten konnte.

Die Herzogin brachte den Sarg heim, in welchem die Prinzessin ihre letzte Ruhestätte gefunden, aber er ward nicht geöffnet.

Es waren seit ihrem Tode schon Wochen vergangen und die Verwesung, sagte man, wäre schon so weit vorgeschritten, daß man die Leiche nicht sehen lassen könne. Die Träger aber, welche den Sarg in die fürstliche Gruft hinunterließen, behaupteten, er sei sehr leicht gewesen, und seitdem flüsteren die Leute gleich einem Märchen sich ins Ohr: Prinzessin Louise ist nicht gestorben, sie hat sich heimlich vermählt mit dem schönen Kammerherrn v. T . . . und ist mit ihm nach Amerika gegangen. Es ist ein Märchen, weiter nichts, ein Märchen, welches nur darauf basiert, daß die Prinzessin Louise gestorben ist und — der Kammerherr v. T. niemals aus Neapel heimgekehrt, sondern wirklich in eine neue Welt gegangen ist, allein nur begleitet von — seinen Erinnerungen.

II.

Der Herzog überlebte seine Tochter, überlebte auch meinen Vater, mit welchem ihn innige Freundschaft verband. Es war nicht das Verhältniß zwischen dem Fürsten und einem seiner ersten Beamten, es war das Verhältniß von Freund zu Freund und es bewährte sich noch nach dem Tode meines Vaters.

Als nach dem Tode desselben das erste Weihnachtsfest herankam, sahen wir Kinder es nicht wie sonst mit jubelndem Entzücken nahen. Es gab keine Späße, keine heimlichen Vorbereitungen, kein Geflüster und Gelächern, kein Lachen und Schäkern. Die Mutter in tiefer Trauer um den geliebten Gatten, in Sorge vielleicht auch damals um die Existenz für sich und ihre elf Kinder, die Mutter hatte es uns gekündet, daß in diesem Jahre kein Weihnachtsfest existire, daß wir still nur den Erinnerungen der Vergangenheit leben und nur diese feiern könnten.

So kam der Weihnachtsabend. Wir Kinder saßen in der dunklen Stube neben dem großen Saale, welcher sich sonst zu so jubelnder Freude beim Kerzenscheine der Tannenbäume geöffnet hatte. Heute war Alles still da drinnen. Meine Mutter war nicht bei uns, hatte sich zurückgezogen in ihr eigenes Zimmer, die Thür hinter sich geschlossen, und wir hörten sie durch dieselbe leise bitten und weinen,

und da flüsternten die Geschwister mir, als einer der Ältesten, zu: „Erzähle uns etwas.“ Sonst that ich es gern, sonst war ich stets bereit gewesen, lange Märchen und Geschichten nicht bloß zu erzählen, sondern darzustellen, und die kleinen aus Papier geschnitzten Puppen vor ihnen auf dem Tisch täglich ihre Liebesgeschichten aufführen zu lassen; heute vermochte ich es nicht.

Mir war trotz meiner vierzehn Jahre das Herz so voll und schwer, und die Thränen erstickten mir die Stimme. Da weinten die Andern mit mir; doch weil die Mutter uns hätte hören können, unterdrückte ich mein Schluchzen und fing an, ihnen zu erzählen, eine traurige, phantastische Geschichte von dem Erdgeist und den kleinen Unterirdischen, doch plötzlich verstummte ich und schaute starr hin nach der Nische der großen Thür, die in den Saal führte. Wir saßen im Dunkeln, und darum sahen wir den Lichtstreifen, der plötzlich in der Nische erschien, wie einen goldenen Stab vom Boden sich aufrichten.

Was bedeutete das? es sollte doch Alles dunkel bleiben heute im Saale; drinnen saß die Mutter und weinte und Niemand war weiter im Hause. Wohl hatte ich die Klingel der Hausthür ein paarmal anschlagen hören, aber nicht beachtet, ob die Thür geöffnet worden und ob Jemand gekommen; was kümmerte uns die Klingel! — aber der goldene Stab an der Thürnische stieg immer heller und glänzender auf, und ich konnte nicht weiter erzählen.

Wir schlüpfen nach der Thür hin; doch da kam es mir auf einmal so seltsam in den Sinn, daß vielleicht die Geister der Vergangenheit dort ihr Fest feiern — und ich schob die Geschwister zurück: „Laßt uns nicht hineinschauen, wir könnten uns die Augen verbrennen, wenn wir durch die Spalte sehen! Die Geister der Erinnerung bauen darin ihr Weihnachtsfest.“ So sagte ich ihnen, und wir setzten uns still und schweigend nieder, und nun begann ich wieder zu erzählen, erinnerte die Kinder daran,

wie wir sonst beim Vater in seinem Studirzimmer gewesen, jeden Weihnachtsabend, während drunten die Mutter mit den Tanten das Fest bereitete und die Geschenke auf der langen Tafel auslegte. Wenn dann alle Lichter entzündet waren, öffnete sie die Thür, ließ die kleine Handklingel erschallen und wir sprangen auf und unser Vater konnte uns kaum halten, wie wir die Treppe hinunterflogen mit jubelndem Entzücken, hinein in den goldglänzenden Saal zu der reich prangenden Tafel.

Wie ich das erzählte, da auf einmal tönte die Klingel, that die Thür sich auf, Lichterglanz strahlte uns entgegen, Tannenbäume standen auf den langen Tafeln, die mit Geschenken wie sonst aufgeputzt waren, und da trat unsere Mutter uns entgegen, bleich mit verweinten Augen und die Arme ausbreitend rief sie: „Kommt meine Kinder, der Großherzog hat für Euch aufgebaut.“

Wir Kinder stürzten vorwärts, ich kam nur bis an den Eingang des Saales, da fiel ich nieder auf meine Kniee und weinte und betete. Es war meine Andacht im heiligen Tempel der Erinnerung.

Von jenem Tage an durch alle Jahre hindurch baute der edle und gute Fürst für die Kinder seines Freundes den Weihnachtstisch auf; und als wir längst schon alle erwachsen waren, alle schon den eigenen Herd gegründet, in eigener Familie schon Glück und Freude, Unglück und Schmerz genug erfahren hatten, da schickte der Fürst meiner Mutter, als wären wir noch Kinder, zu jedem Weihnachtsfeste eine bedeutende Summe und bat sie, für „die Kinder“ ein Andenken an ihn zu kaufen.

Guter, edler Fürst! Ich denke seiner mit Freuden und Stolz und es thut mir recht in der Seele weh, daß ihm die letzten Jahre seines Lebens noch verbittert werden mußten von der neuen Zeit und durch die neuen Ideen der Menschheit. —

Das Jahr 1848 mit seinen Aufregungen und seinen neuen Ideen klopfte auch an die Pforten seines Fürstenschlosses. Er hatte gemeint, wenn es überall auch tobe und wüthe, bei ihm könne es keine Rebellion geben, war er doch seinem Lande ein so guter Fürst. Er liebte seine Unterthanen wie ein Vater und dachte, daß auch sie ihn liebten und in Ehrfurcht ihm ergeben wären. Aber das Jahr 1848 sprach von ganz anderen Dingen als von Unterthänigkeit und es raste auch mit seinem Sturme durch die sonst so stillen Städte und Dörfer des kleinen herzoglichen Landes hin.

Ich glaube, meine guten Landsleute schämten sich, daß sie allein sollten still und ruhig bleiben, während es um sie her aller Orten tobte, sie standen auf und machten Revolution.

Der Herzog war gerade nicht in seiner Residenz, als es dort stürmte, als die Glocken, welche sonst zum Gottesdienst, zu Festen, zu Hochzeiten oder Todtenfeier geläutet wurden, zum ersten Mal ihre Stimmen ertönen ließen zum Sturm der Revolution. Er war in einer seiner andern Residenzstädte und wußte nichts von dem, was in der ersten Residenz vorging. Aber die Bewohner der zweiten kleinen Residenz, die wußten es wohl, die hatten davon gehört, denn die Fama braucht nicht einmal einen Siebenmeilenstiefel, um ihnen die Botschaft zu bringen. Das Ländchen ist sehr klein, und als eines Tages ein rebellischer und hochmüthiger Fremder es gewagt hatte, sich im Theater im Beisein des Herzogs ungebührlich zu betragen, sandte der Herzog am andern Morgen einen seiner Hofbeamten zu ihm und ließ ihn ausweisen, indem er ihm kündete und befahl, daß er binnen vierundzwanzig Stunden die Grenzen seines Landes zu verlassen habe, worauf jener sich tief verneigte und mit spöttischem Lächeln erwiderte: „Ich werde diesem Befehle bereits in einer halben Stunde nachgekommen sein.“

Auf einmal wimmerten die Glocken und eine schwarze Sturmfluth von Menschen wälzte sich dem Jagdschloß zu.

Die Gesichter der Hofbeamten wurden bleich und zitternd traten sie ein in das Gemach, in welchem der Herzog verweilte und mit der Gräfin Kossi Schach spielte.

Der Herzog, unwillig, gestört zu werden, fragte nach dem Begehr der Leute, die, ungerufen eintretend, ihm mit bleichen Lippen kündeten: Hoheit, es ist Revolution ausgebrochen!"

Das Volk stürmte heran, der Herzog erhob sich und trat an das Fenster. Da standen sie, dicht gedrängt, die schwarzen, rufenden, brüllenden Schaaren der Menschen, dort unten vor dem Jagdschloß.

Der Fürst lauschte auf dieses wunderbare Getöse, das zum ersten Male vor seinem Ohre erklang, lauschte und sein Antlitz war wie erstarrt.

Er hörte zum ersten Male den hallenden Schritt der neuen Zeit, welche ohne Etiquette und Ceremonien eintrat in das alte Fürstenschloß; er hörte es und es brach ihm das Herz.

Drunten heulte und schrie die Menge und hob drohend die Fäuste empor.

Nach einer langen Pause fragte der Herzog mit tonloser Stimme Diejenigen, welche rathlos ihn umstanden, was denn das Volk von ihm begehre.

Es wußte es Niemand zu sagen, oder es wollte es ihm vielleicht Niemand sagen.

Der Herzog faßte endlich, da das Geschrei immer wüthender ward, und kecke Fäuste gegen das geschlossene Thor des Palastes zu hämmern begannen, einen kühnen Entschluß: „Ich will selber hören, was das Volk von mir will!“ sagte er. So schritt er trotz der Warnungen seiner Umgebung, trotz der flehentlichen Bitte der Gräfin Kossi, in das nächste Gemach, stieß die Balconthüre auf und trat hinaus.

Das Volk, von seiner imposanten Gestalt und von seinem kühnen Erscheinen ergriffen, schwieg einen Moment, das Heulen und Schreien verstummte und laut über den Platz hin tönte jetzt die Stimme des Herzogs, welcher fragte: „Was wollt ihr, was begehrt ihr von mir?“

Niemand antwortete Anfangs. Die Leute da unten sahen einander fragend und fast erschrocken an. Sie waren herangestürmt in dem dunkeln Gefühle, daß sie das Ihre thun müßten im Dienste der neuen Zeit.

Aber sie wußten nicht, was sie fordern sollten.

Der Herzog wiederholte seine Frage.

Da rief eine laute Stimme: „Die Gräfin Kossi soll fort.“ Dann wieder eine andere: „Wir wollen freies Krebsen haben!“

Das letzte Wort ward mit Jubel empfangen und laut genug von hundert Kehlen tönte es nun: „Die Gräfin Kossi soll fort, wir wollen freies Krebsen haben!“

Der Herzog, tief erschüttert, trat zurück von dem Balcon. In dem Saal stand die Gräfin Kossi an der Seite ihres Gemahls. Der Herzog reichte beiden die Hand mit einem tiefen langen Blick, den sie wohl verstanden.

Sie neigten sich ehrerbietig und von den Lippen der Gräfin tönte ein leises: „Leben Sie wohl königliche Hoheit.“

Sie nahm den Arm ihres Gemahls und in selber Stunde noch verließ sie das fürstliche Haus.

Der Herzog schaute ihr nach mit einem langen schmerzlichen Blick. Sie hatten ihm die letzte, die größte Freude seines Lebens genommen, die Freude, die Gräfin Kossi „singen zu hören“ und mit ihr „Schach zu spielen.“

Das Eine, was das rebellische Volk begehrt, war also schon erfüllt und das Zweite, das „freie Krebsen“, ward ihnen auch. Das heißt, es ward dem Volke gestattet, an den Bächen und kleinen Flüssen, in denen die großen Krebse im Schlamm sich borgen, Abends Feuer anzuzünden

und sich Krebse zu fangen ohne irgend welche herzogliche Erlaubniß zu erkaufen oder eine Steuer zu bezahlen.

Die Gräfin Rossi war fort, das „freie Kreeben“ war gestattet und Ruhe herrschte nun wieder im kleinen herzoglichen Staat, aber dem Fürsten selber hat dies Ereigniß doch das Herz gebrochen. Man hatte ihm nicht bloß die letzte Freude genommen, sondern auch ihm den letzten Schmerz gegeben, den Schmerz, zu sehen, daß es zu Ende gehe mit der fürstlichen Herrlichkeit und mit der Volkshemuth. Er hat sich von jenem Tage an nie mehr glücklich und heiter gefühlt und er war es zufrieden, als endlich der finstere Bote, welcher ohne Respekt und ohne Etiquette in den Fürstenpalast so gut eintritt, wie in die niedere Hütte des Bettlers, daß der zu ihm trat und ihm seine *come vostra Serenità* zurief.

Ich hoffe, Sie entsinnen sich nicht sogleich, worauf dieses *come vostra Serenità* sich bezieht und ich will es Ihnen erzählen:

In der Republik Genua trat jedesmal, wenn das Dogenjahr zu Ende und ein neuer Doge gewählt worden war, der Secretär des Senats mit feierlicher Miene in den Dogen-Palast, trat hin zu dem Dogen, der in der Stolla Dogarescale, auf dem Throne saß, und nachdem er sich tief verneigt hatte, sprach er: *Come vostra Serenità ha fornito suo tempo, vostra Eccellenza se ne vada a casa* (Da Ihre Erhabenheit seine Zeit beendet hat, kann Eure Excellenz nach Hause gehen), worauf sofort der Doge sich von seinem Throne erhob, die Stolla Dogarescale abwarf und nach Hause ging, um wieder als ein gewöhnlicher Mensch dem neuen Dogen zu gehorjamen.

So war der Tod auch mit seinem *Come vostra Serenità* zu meinem guten, edlen Herzog herantreten und er hatte willig die Stolla Dogarescale abgeworfen und war nach Hause gegangen.

Zur selben Zeit legte die Gräfin Rossi auch den gräflichen Hermelin ab, nicht um nach Hause, sondern um in eine neue Welt zu gehen und sich wieder zu entpuppen als Henriette Sonntag, als welche sie einst so große Triumphe gefeiert.

Ich war als ganz junges Mädchen in Berlin, als Henriette Sonntag von ihrer ersten Triumphreise nach Paris zurückkehrte, zurückkehrte als die Gemahlin des italienischen Gesandten, des Grafen Rossi. Bei Hofe war man in einiger Verlegenheit, denn man wußte nicht, wie man die Künstlerin zu empfangen habe. Es war damals noch etwas Unerhörtes, daß eine Dame des Theaters, eine Künstlerin, zugleich eine hoffähige Dame sein und präntiren könne, von den Excellenzen und Hochgebornen als ihres Gleichen betrachtet zu werden.

Der Hofmarschall v. Arnim wußte das Problem nicht zu lösen und begab sich zum Könige Friedrich Wilhelm III., ihn demüthig fragend, wie man Henriette Sonntag aufnehmen solle beim Hof-Concert, zu welchem sie ihr Erscheinen zugesagt hatte; ob man sie als Henriette Sonntag oder als Gräfin Rossi zu präsentiren habe.

Der König lächelte und nickte sanft mit dem Haupte. „Als Rossignol,“ sagte er lächelnd. Als am Abend beim Hof-Concert Henriette Sonntag, die Gräfin Rossi, in den Saal eintrat, ging der König Wilhelm III. ihr entgegen, reichte ihr die Hand und sagte mit lauter Stimme: „Willkommen, Gräfin Rossignol.“

Jetzt hatte sich die Gräfin Rossi wieder in Henriette Sonntag, das heißt in die Rossignol von Gottes Gnaden verwandelt. Und sie ging hin in die neue Welt, um da zu singen, für ihre elf Kinder das Heirathsgut zu erstingen, und um da zu sterben. Die Leute sagen, sie starb an der Cholera; aber heimlich flüstert man sich eine tragische Geschichte in's Ohr von einem eifersüchtigen

Gemahl und einem schönen Tenor, der mit der Rossignol Duette sang. Friede ihrer Asche!

Im Park zu Branitz hat der Fürst Bückler der schönen Sonntag — nicht der Gräfin Rossi — einen prächtigen Tempel errichtet, einen Tempel, der leicht und luftig von der Erde emporsteigt aus Goldbraut, eine Laube, die ganz unrannt ist von prächtigen, duftenden Rosen und in der Mitte dieser Rosenlaube erhebt sich auf schlankem Postamente die bronzene Büste der Sängerin. Dahin geht zuweilen noch jetzt (1870) der alte Fürst, dessen Herz jung geblieben und dessen Geist seiner fünfundsachtzig Jahre spottet, schaut empor zu der lächelnden Büste Derjenigen, die er einst so sehr geliebt, und die heiligen Schatten der Erinnerungen umleuchten sein weißes Haupt und süße und zärtliche Stimmen flüstern in sein Ohr holde Geschichten vergangener Tage. Wenn es ihm dann gar so traurig wird ums Herz, dann erhebt er sich wohl und geht hin durch die Schattengänge des Parkes zu einem anderen Denkmal; es steht inmitten eines Rasenplatzes, rings von Blumen umgeben, ein viereckiger Pfeiler von Granit. In der Mitte desselben ist eine Tafel angebracht, darauf prangt mit großen leuchtenden Buchstaben: „Zur Erinnerung an sie, die ich auf meiner langen Lebens-Pilgerfahrt als das zärtlichste und treueste weibliche Wesen gekannt habe, zur Erinnerung an „Mimi.“

Das war eine schöne weiße Kage, welche der Fürst sehr geliebt hatte und sie starb vor Gram, als er nach dem Orient verreist war und lange fortblieb.

Arme Gräfin Rossi! Das Denkmal für die weiße Kage verringert ein wenigden Glanz des Denkmals Deiner Schönheit und Deiner holdseligen Lieblichkeit.

Der Herzog hat ihr kein Denkmal gesetzt; aber das Schachspiel, an welchem er damals mit ihr gefessen, als sie zum letzten Male bei ihm war, das hatte er stets

heilig gehalten und nie wieder durfte irgend Jemand die Figuren berühren, nie wieder hat er mit denselben gespielt.

Schachspielen war nächst der Musik die letzte Lebensfreude des edlen Fürsten und ich begreife das sehr wohl und behaupte dreist, wer gern Schach spielt, der kann niemals ganz unglücklich sein, vorausgesetzt, daß er Semanden hat, mit dem er Schach spielen kann.

Dies Spiel gehört auch zu meinen Passionen und gar schöne und herrliche Erinnerungen knüpfen sich für mich daran, Erinnerungen an edle und liebe Freunde, mit denen ich es gespielt, vor allen Dingen auch an Den, welcher mich darin unterrichtet hat.

Soll ich Ihnen sagen, wer das war? Es war Friedrich Schleiermacher, der große berühmte Schleiermacher; von ihm habe ich als Kind das Spiel gelernt und dann in vielen späteren Jahren habe ich es oft gespielt mit einem der edelsten und hochherzigsten Männer die ich gekannt habe, mit General von Pfuhl, dem Ministerpräsidenten von 1848.

Von ihnen beiden will ich Ihnen jetzt erzählen, von Schleiermacher und vom alten Pfuhl. Doch nein, nicht heute, ein ander Mal, wenn Sie es hören wollen.

III.

Verzeihen Sie, wenn ich heute nicht, wie ich Ihnen neulich angekündigt, von meinen Schachfreunden zuerst erzähle. *Mais il faut toujours commencer du commencement.* und da Sie wünschen, ein wenig mehr aus meinen Erinnerungen zu erfahren, so muß ich Ordnung in dieselben hineinbringen und „beim Anfang anfangen.“

Ich schaue hinein in die Vergangenheit, in die fernem Tage meiner Kindheit und sehe da zuerst zwei Feuerzeichen aufstachen; sie glänzen noch jetzt mit hellem Schein in meiner Erinnerung, und ich gedenke ihrer oft, wenn ich aufschaue zum Himmel oder bei meinem Feste den dunkelrothen Schein der Fackeln leuchten sehe, denn solcher Schein war es, der mich, ein kleines Mädchen von zwei Jahren, aus dem Schlafe aufschreckte und mich aus dem Bettchen aufspringen machte.

Das ganze Zimmer war wie in dunkelrothen Glanz eingehüllt, und ich schrie vor Entsetzen und vor Furcht. Niemand hörte mich, denn die Kinderfrau, welche sonst an meinem und an meines älteren Bruders Bette Wache hielt, war fortgegangen, wahrscheinlich angelockt von dem Feste, welches im unteren Stock unseres Hauses gefeiert ward.

Der Schein ward immer größer. Ich wußte damals nichts von Feuersgefahr und kannte den Tod nicht; doch

kam ein großer Schrecken über mich, und da das Schreien und Hilferufen vergeblich war, sprang ich aus dem Bett, lief zum Zimmer hinaus und die Treppe hinunter. Unten sah ich eine Menge Menschen, und derselbe goldene Feuerchein umleuchtete ihre Gesichter. Ich drängte mich hindurch und sprang im weißen Nachtkleidchen hinein in den großen Saal, der dicht neben dem Flur gelegen war, und dessen Thüren weit offen standen. Auch da war derselbe purpurote Schein. Inmitten des Saales aber sah ich meinen Vater stehen, und zu ihm lief ich hin mit ausgebreiteten Armen.

Er hatte laut gesprochen, und als ich jetzt mit meinem Aermchen seine Beine umklammerte, da stockte er, schaute zu mir nieder, und noch heller als der Glanz des Feuercheins glänzte in seinem Gesicht ein zärtliches Lächeln.

Er hob mich in die Höhe und dann ward das Lächeln zu einem Lachen, in welches freudig alle Herren, die sich in dem Saal befanden, einstimmten.

Ich wußte nicht, daß mein Vater zum Oberbürgermeister und zum Landstand ernannt worden, und daß die Bürgerschaft, welche ihn sehr liebte, ihm einen Fackelzug gebracht.

Er hatte die vornehmsten Bürger zu sich in den Saal geladen, und ich hatte durch mein Erscheinen die ganze Festlichkeit unterbrochen. Aber mein Vater verzieh es mir gern, und in seinem Herzen dankte er es mir vielleicht, daß ich der ernstern Feier, ohne es zu wissen, einen so heitern, gemüthlichen Charakter gegeben hatte. Er nahm mich auf seinen Arm und küßte mich.

Noch heute fühle ich diesen Kuß, und noch heute, wenn ich die Augen schließe und jenes Vorfalles gedenke, sehe ich vor mir die Augen meines Vaters!

Er ist gestorben, als ich kaum mein vierzehntes Jahr zurückgelegt hatte, aber die Liebe zu ihm glänzt noch immer jung und hell in meinem Herzen und er ist für

mich das Ideal männlicher Schönheit und Geisteshoheit geblieben!

Es war ein paar Jahre später, in meinem fünften Jahre, als ich das zweite Feuerzeichen sah. Es stand am Himmel, und mein Vater, der mich hinausgetragen hatte in den Garten hinter unserem Hause, erhob den Arm und zeigte mir das Zeichen, welches da in aller Majestät und Pracht am dunklen Nachthimmel glänzte. Und wie ich ganz erstaunt und erschrocken den Vater fragte, was das sei, antwortete er mir: „Das ist ein Komet, mein Kind, und Du wirst in späteren Jahren daran denken, daß Du ihn gesehen! Ein Komet bedeutet immer, daß große Dinge in der Welt sich begeben, und dieser Komet zeigt vielleicht den Tod des Kaisers Napoleon an, das sollst Du in Deiner Erinnerung behalten, mein Kind!“

Ich war damals, im Jahre 1821, ein Kind von fünf Jahren, aber ich habe jenen Eindruck fest bewahrt bis auf den heutigen Tag, und ich sehe noch dieses wundervolle flammende Zeichen am Himmel, welches große politische Begebenheiten bedeuten sollte, und jetzt den Tod des Kaisers Napoleon kündete!

Auch er hatte es so gedeutet, der Kaiser Napoleon! Er hatte auf seiner einsamen Felseninsel St. Helena emporgeschaut zu jenem glänzenden Meteor, und nachdem er lange sinnend die Blicke auf dasselbe geheftet, zu dem General Bertrand, der an seiner Seite stand, gedankenvoll geäußert:

„Als Julius Cäsar starb, stand auch ein Komet am Himmel! Dieser leuchtet für mich!“

Sa, es war so: Der Komet leuchtete für ihn und kündete der Welt den baldigen Tod Napoleons!

Auf mich hatte dieser Komet, der erste, den ich gesehen, und welchem mein Vater eine so große Bedeutung gegeben, einen unauslöschlichen Eindruck gemacht, und in der ersten Tragödie, welche ich schrieb, spielte dieser Komet eine

große Rolle. Ich schrieb diese Tragödie — ich bekenne es zu meiner Schande — als ich eben mein zehntes Jahr erreicht hatte, und Gott weiß, wie mir die kleine Hand gezittert vor Begeisterung und Entzücken, als ich mein erhabenes Werk begann.

Die Gouvernante, welche aus „Mössl's Weltgeschichte für Töchter“ mir die Geschichte der alten Römer einflößte, hatte mir kurz vorher das tragische Ende der schönen Virginia und die in vollkommene Unschuld überjettete Blutschuld des Appianus Claudius nebst allem Zubehör des zärtlich mörderischen Vaters und des unglücklichen Bräutigams Scilius erzählt. Das hatte meine jugendliche Phantasie entflammt, die damals schon von vieler Lectüre sehr erregt war, denn wenn ich jußt nicht spielte, so las ich, oder träumte mir Tragödien und Geschichten vor. Ich schrieb also eine Tragödie „Scilius“, und ich glaube nicht, daß in derselben viel von Acten und Scenen die Rede war, ich entsinne mich nur einer Scene, in welcher Scilius in den Straßen Rom's spazieren ging, emporschaute zu dem großen Kometen, der am Himmel stand, und in dessen Schweif er die glänzenden Augen seiner Virginia erblickte, welche ihn zu sich riefen. Emporschauend zu dem Kometen, erstach sich darauf in meiner Komödie Scilius mit einer großen Haarnadel, die er aus dem Haar seiner geliebten Virginia gezogen hatte.

Diese, meine erste poetische Sünde und Mordthat, war noch viele Jahre später eine Gegenstand der Neckerei, mit welcher Mutter und Geschwister mich quälten. Meine Mutter hatte die Tragödie aufgehoben und es gab für mich keine schmerzlichere Neckerei, als wenn mein älterer Bruder mit hohem Pathos mir jene Scenen des Scilius auf den Straßen Roms declamirte.

Man sieht, ich beging damals gleich beim Beginn meiner schriftstellerischen Thätigkeit schon das Verbrechen, die historischen Thatsachen den Eingebungen meiner Phantasie

anzubequemen und die Geschichte meinem Willen dienstbar zu machen. Ich weiß, daß man mir das oft zum Vorwurf macht, aber ich bekenne aufrichtig, daß dies nicht allemal mit Berechtigung geschieht. Es ist eben eine hergebrachte Phrase, die sich recht vornehm und gelehrt ausnimmt, wenn irgend ein unbefugter Kritiker von einem Autor sagt: „er entstellt die Geschichte!“ Das ist ein so sicherer Beweis vom eigenen Wissen, das erhebt den gelehrten Kritiker so hoch über den unfähigen Romanschriftsteller!

Und dann, ich erlaube mir in aller Bescheidenheit dies zu behaupten, wie viel Thatsachen und Nachrichten sind in den Büchern der Geschichte verzeichnet und geglaubt worden, um später doch als Irrthümer erkannt zu werden! Es fällt mir nicht ein, irgend Jemand „reinigen und retten“ zu wollen, wie Adolph Stahr es bei vielen Gestalten der römischen Geschichte sich zur Aufgabe gemacht und diese sehr geistvoll, wenn auch nicht allemal überzeugend durchgeführt hat.

Aber wenn man mir, der Romanschriftstellerin, vorwirft, daß ich die historischen Thatsachen entstelle und falsch darstelle, was ich indessen nicht zugebe, so behaupte ich dagegen, daß dies schon zu allen Zeiten von den größten Schriftstellern geschehen ist. Sie haben sehr oft mit poetischer Freiheit die Thatsachen umgestaltet. Man weiß z. B., daß die Dido erst drei Jahrhunderte nach Aeneas lebte, der sich im Meer ertränkt hatte, lange, bevor er das römische Reich hätte gründen können. Auch haben Polidorus, Virgil, Nemilius Portus und viele Andere es bis zur Evidenz nachgewiesen, daß die keusche Penelopeia vom Odysseus bei seiner Heimkehr verstoßen ward, wegen der vielen Liebesverhältnisse, die sie während seiner Abwesenheit gehabt hatte. Sextus Empiricus hat nachgerechnet, daß die schöne Helena zur Zeit des trojanischen Krieges zum mindesten einhundertundsechzig Jahre alt gewesen

wäre, und ein anderer Schriftsteller, Mirandolus, behauptet sogar, daß sie niemals aus den Mauern Spartas herausgekommen sei. Noch andere Schriftsteller, z. B. Polibius und Acidalius Valens behaupten, daß die drei Kinder der Medea nach ihrer Mutter Tode sehr friedlich lange Jahre im Hellespont geherrscht haben. Auch mit dem Schicksal der Sappho geht es ähnlich zu; lange noch, nachdem die Poesie sie vom Leukadischen Felsen sich hinabstürzen ließ, lebte sie in Messina, wohin sie sich als Wittve nach dem Tode ihres Gemahls zurückgezogen hatte, also keineswegs aus Liebe zum schönen Phaon selbstmörderisch gefallen war.

Es ließen sich von solchen historischen Irrthümern, welche die Dichtkunst in die Geschichte hineingedrängt, und mit denen die Poesie die reale Wirklichkeit überwuchert hat, Beispiele aus den ältesten Zeiten Roms und Griechenlands bis hinauf in unsere Tage anführen.

Damals, als ich in kindlicher Unbefangenheit die Tragödie Scilius schrieb, wußte ich von all diesen Dingen nichts; damals lag das Leben noch wie ein sonniger Traum vor mir, und es hat vielleicht niemals glücklichere und beneidenswerthere Kinder gegeben, als ich und meine Geschwister es waren. Wir jubelten dem Leben entgegen mit glücklichen, seligen Kinderherzen. Die Sonne leuchtete, die Blumen blühten, und alle Menschen schienen uns Wohlwollen und Liebe entgegen zu bringen. Die bedeutende Stellung meines Vaters, den Jeder, der ihn kannte, schätzte und verehrte, machte uns zu den Lieblingen der ganzen Stadt, und wenn wir in ungezwungener Lustigkeit, fünf Mädchen und fünf Knaben, je zwei und zwei durch die Straßen tänzelten, da kamen wohl die guten Bürgerleute an ihre Thüren, nickten uns zu und riefen, wenn wir im hellen Jubel unsere Stimmen erklingen ließen: „Dat sind de Bürgermeister's Söhren!“ (Das sind des Bürgermeisters Kinder.)

Und wenn ich irgend einen dummen Streich gemacht in dem tollen Uebermuth meiner Jugend, und dann zu meiner guten Großmutter kam, damit sie ein gutes Wort für mich bei meinen Eltern einlegen sollte, da stellte sie sich wohl erzürnt, lachte aber dann und sagte: „Unohrig is se, v̄hber se hätt sonn verfluchten Ohgen, dat man ehr nich b̄s stin kann. (Unartig ist sie, aber sie hat solche verfluchte Augen, daß man ihr nicht b̄s sein kann!)

Jetzt bei diesen plattdeutschen Worten, will ich Ihnen ein Bekenntniß machen, ein Bekenntniß, wie es einst mein Großonkel, der nach Rom wanderte und dort, hingerissen von der Schönheit St. Peters und der Feierlichkeit des Gottesdienstes in der sizynischen Capelle, zur katholischen Religion übertrat, seinem Beichtvater ablegte. Als er Absolution von allen Sünden erhalten, sagte er ganz zerknirscht:

„Nun muß ich noch eins bekennen, was mir freilich sehr schwer wird.“

Der glittige Beichtvater sprach ihm Muth ein, und da bekannte denn mein Großoheim ganz demüthig: „Ich bin ein Mecklenburger!“

Der Beichtvater zuckte die Achseln und erwiderte darauf: „Nun, es ist gerade keine Sünde, aber es ist eine Schande!“

Ich lege Ihnen nun auch mein Bekenntniß ab, und sage: „Ich bin eine Mecklenburgerin!“ Aber ich sage nicht wie der Priester: „es ist eine Schande!“ Im Gegentheil, ich liebe mein kleines Vaterland, und wenn ich die Laute der plattdeutschen Sprache höre, geht mir das Herz auf in Jugendlust und Plaisir und ich kümme mich gar nicht darum, daß bei uns noch der Feudalismus herrscht und daß man bei uns in Mecklenburg die Beglückung der constitutionellen Regierung noch nicht recht anerkennen will.

Ich sage immer noch „bei uns“, obwohl nun beinahe dreißig Jahre vergangen sind, seit ich mein kleines Vaterland verlassen habe.

Wie oft noch jetzt, wenn in den stillen Dämmerstunden die Erinnerungen der Vergangenheit an mir vorüberziehen, gedenke ich an die schönen Dämmerstunden, in denen wir Kinder das Klavier umstanden, an welchem meine Mutter saß und mit ihrer schönen, sonoren Altstimme uns unser Lieblingsmärchen sang. Das Schneewitchen und das Rothkäppchen nach ihrer eigenen Phantasie, zuweilen bei den schaurigen, geheimnißvollen Stellen leise flüsternd und die Hände auf den Tasten ruhen lassend, und dann wieder in stürmischer Lust die Musik dazu spielend und laut und jubelnd singend, daß wir Kinder mit hellen Subelönen zuweilen einstimmten in den Gesang, welchen unsere Mutter improvisirte. Wie oft gedenke ich bei den glänzenden Concerten, die jetzt in bunter Mosaik mich in den Winterabenden gefangen halten, und von denen ich zerknirscht bekenne, daß sie mir mehr eine Qual als eine Wonne sind, wie oft gedenke ich da jener harmlosen, schönen musikalischen Abendunterhaltungen, denen ich als Kind im Elternhause beigewohnt, und die ich mit ausgeführt habe!

An jedem Abend hielten meine Eltern offenes Haus, und nicht bloß aus der Stadt, sondern auch aus der Umgegend und den andern kleinen Städtchen kamen Freunde und Verwandte; denn wir waren zum Glück mit Verwandten reich gesegnet, und ich kann mich jetzt noch rühmen, daß ich im lieben Lande Mecklenburg zum mindesten achtzig Vettern und Basen besitze, mit denen ich blutverwandt bin.

Die Sache ist leicht zu berechnen: meine theure Großmutter, die Mutter meines Vaters, hinterließ fünf Kinder, die alle fünf verheirathet waren; als meine Großmutter in ihrem 70. Jahre starb, bestand ihre

Nachkommenschaft aus vierzig Enkeln und dreißig Ur-
enkeln, die nun schon alle wiederum verheirathet sind.

Diese Gesellschaftsabende im Sternhause, das bekenne
ich ehrlich, waren schöner als alle Gesellschaftsabende
und Soireen, denen ich in späteren Jahren beigewohnt
habe. Damals herrschte noch eine heitere, frohe Gesellig-
keit und das Haus meiner Eltern war der Zusammenfluß
für alles geistige Leben, für alle künstlerischen Interessen
der ganzen Stadt, vielleicht des ganzen kleinen Landes.
Alles, was Neues in der Literatur erschien, ward dem
Vater aus Berlin gesandt, und das theilte er an solchen
Abenden den Freunden mit; Alles, was Neues in der
Musik erschien, erhielt meine Mutter. Ihre vier Schwestern,
die beiden Brüder meines Vaters waren gleich meiner
Mutter von hoher musikalischer Bildung, und alle Duette,
Quartette, Terzette und Chöre der neuesten Opern wurden
studirt. Immer aber kehrte man zurück zu Mozart, und
ich darf sagen, daß ich noch heute jede Arie, jeden Chor
wie jedes Ensemble aus Don Juan, und Figaro Note
für Note singen kann, nicht weil ich sie in späteren
Jahren oft gehört, sondern weil ich sie gewissermaßen mit
der Muttermilch eingesogen habe, weil ich sie bis heute
träume und klingen höre, mit allen Erinnerungen aus
meiner Kindheit.

Freilich habe ich auch manche andere musikalische
Erinnerung aus jenen Musikabenden im Sternhause
bewahrt, und noch heute kann ich den Schiller'schen
„Handschuh“ oder das herrliche Götthe'sche Gedicht:
„Mahaduh“ nicht nennen hören, ohne sofort die triviale
Musik von Zelter in mir erklingen zu hören. Zelter
gehörte damals zu den Lieblings-Liedercomponisten. Weil
man wußte, daß Götthe selber diese Compositionen schön
fand, so meinte man, daß sie wirklich schön sein müßten.
Denn damals war man noch nicht so weit vorgeschritten
in der Bildung und demokratischen Freiheit, um dem

Autoritätenglauben ein individuelles Urtheil entgegen
zu stellen.

Goethe selbst hat Zelter's Compositionen seiner Lieder
und Gedichte schön gefunden und es stand nun fest: sie
waren schön! Und also wurden sie auch mit Pietät im
Hause meiner Eltern gesungen.

Diesen Autoritätenglauben und diese Pietät für
große Geister habe ich mir aus jener Zeit bewahrt, und
noch heute entsehe ich mich innerlich, wenn ich junge
demokratische Journalisten und große politische Schwäger,
die sich für berühmte Männer halten, mit Achselzucken
und verächtlichem Lächeln von Goethe sprechen und sie
sagen höre: all' sein Schaffen sei doch verwerflich,
denn Goethe sei kein politischer Charakter gewesen und
habe sich um das Wohl und Wehe des Volkes wenig
gekümmert.

Solche Urtheile erscheinen mir noch heute als
Abnormitäten, ja als Sünde gegen den heiligen Geist,
und in meinem Autoritätenglauben fühle ich immer einen
leisen Schauer durch meine Seele gehen bei solchen weg-
werfenden Urtheilen über die Heroen der Dichtkunst, vor
denen ich in Demuth mein Haupt beuge.

Diese modernen Kritiker erinnern mich immer an
jene beiden Jünglinge, die einst in ein anatomisches
Museum kamen und vor einem Skelett in Betrachtungen
stehen blieben.

„Wie complicirt und künstlich das doch gemacht ist,“
sagte der Eine achselzuckend. Der Andere nickte gravitatisch
und erwiderte: „Ja, wenn er's jetzt machte, würde er's
einfacher einrichten!“

Ja wohl, unsere großen Geister von heute, die
würden's einfacher einrichten, und da sie hineinschauen in
alle Geheimnisse der Schöpfung und der Natur, so steht
es ihnen wohl an, Gott selber zu bemakeln, und da
heutzutage Jeder seine Reime auf Herz und Schmerz und

Sonne und Wonne zu machen versteht, so hält er sich auch den großen Heroen der Dichtkunst gleichstehend.

Wir im Elternhause wurden auferzogen in Ehrfurcht gegen die großen Geister, und zum Glück waren es gerade die großen Autoritäten in Kunst und Poesie, welche man an unserem Eingange in das Leben als herrliche, nachahmenswerthe, aber unerreichbare Beispiele vor uns aufstellte. Wenn wir in den Lehrstunden fleißig gewesen, so gab es für uns neben den musikalischen Erzählungen meiner Mutter keine schönere Erquickung und keine herrlichere Belohnung, als wenn die Mutter uns vorlas. Sie war eine ausgezeichnete Vorleserin und besaß neben dem Pathos, der uns Kinder begeisterte, auch die Komik, welche uns jubeln und lachen machte. Unsere Lieblingslectüre waren die Scenen aus Heinrich IV., welche wir, natürlich mit Hinweglassung alles dessen, was für Kinder sich nicht ziemte, zu hören bekamen. Wohl hundertmal haben wir Kinder mit immer neuem Jubel und mit neuem Entzücken uns die Scene mit Falstaff und den Steifkleinen vorlesen lassen, wohl hundert Mal haben wir Thränen gelacht über die Scene im Wirthshause, wenn Franz, Franz! gerufen wird, und über die köstliche, von Humor sprudelnde Scene, wenn Falstaff den König kopirt und nachher vom Prinzen Heinz abgelöst wird.

Alle diese herrlichen Scenen waren uns so vertraut geworden, daß, wenn unsere Mutter nicht bei uns war, wir Kinder diese Scenen copirten, und ich bekenne es zu meiner Schande, daß ich wohl hundertmal als acht- bis zehnjähriges Mädchen die Rolle des Falstaff, unserer Ansicht nach, mit wunderbarer Virtuosität gegeben habe.

Neben Heinrich IV. war es Tiecks Octavian, welcher unsere Kinderseele entzündete, wenn unsere Mutter uns Scenen daraus vorlas. Als ich Ludwig Tieck nach Jahren zum ersten Male in Dresden sah, da erzählte ich

ihm von diesen Abenden, wo wir zehn Kinder mit athemloser Spannung an dem Blick der Mutter hingen, wenn sie uns aus dem Octavian die Scenen vorlas, wo Florestan hinauszieht, den Ochsen zu verkaufen und so glücklich ist, einem Manne mit einem Falken zu begegnen, der den Falken gegen den Ochsen umtauscht, und gerührt von der Großmuth jenes Mannes, ihm noch einige Thaler auf den Ochsen darauf gibt. Und wie wir jauchzten, wenn nachher der Pflegevater Florestan's auf der Mauer sitzt und hinabschaut in das Feld, wo sein Pflegesohn gerade als Held kämpft und die anderen Bürger dann den Kopf schüttelnd über den Subel des Freundes sagen: „Bemühtige Leute werden immer rarer, der Mann hat sich nun sechzig Jahre fest gehalten, und nun so plötzlich!“

Das war eine unserer Lieblingsstellen und wir konnten uns nicht satt hören an dieser Scene. Als ich Tieck das erzählte, kam die alte Begeisterung über mich, und ich lachte bei meiner Erzählung so fröhlich, wie ich als kleines Kind gelacht hatte bei der Vorlesung meiner Mutter. Tieck mit seinen großen schwarzen Augen sah mich unverwandt an, und auf seinen blassen Wangen leuchtete eine seltene Röthe; er nickte mir zu und reichte mir seine beiden Hände dar. „Von heute an sind Sie meine junge Freundin und meine Pflege Tochter“, sagte er sanft, „so lange Sie in Dresden bleiben, bitte ich Sie, jeden Abend zu mir zu kommen, Sie haben mir heute eine Freude gemacht, wie ich sie selten empfunden habe! Die Leute sprechen nicht mehr von Octavian, und mir ist, als hätten Sie meinen lieben Todten lebendig gemacht!“

Aber nicht bloß meine Mutter war es, welche uns so schöne Historien zu erzählen mußte, wir hatten da auch unsere Kinderfrau, die alte Frau Dahusen, das war eine prächtige Geschichten-Erzählerin! Wenn wir recht artig waren und wenn unsere Eltern uns einmal verlassen

hatten, um in irgend eine Gesellschaft zu gehen, so machte Frau Dahusen unserem Kummer schnell ein Ende, wenn sie rief: „Kindnigs, ik will juch wat versellen!“ (Kinderchen, ich will Euch was erzählen!)

Eine Geschichte hatten wir, die wir unendlich liebten und die wir uns immer wieder erzählen ließen. Ich sehe noch, wie in dem großen Kinderzimmer wir Alle auf unseren kleinen Stühlen umher hockten; und da, am Ofen beim Feuerschein sitzt auf dem ledernen Lehnstuhl die große knöcherne Gestalt der Frau Dahusen, die goldene Mütze mit dem breiten gefalteten Strich auf dem Haupte, sitzt am Spinnrad, das schnurrend sich dreht, und dabei erzählt sie mit lauter Stimme ihre Geschichte. Zuweilen noch jetzt, wenn der Abendwind gegen die Fenster schlägt, höre ich noch die alten Laute klingen:

„Hu, hu, men lewes Kind,
Thusu, thusu mit'n lewes Kind,
Hör wohl, wo weheth de Wind.
Nu künmt de schwarte Gott mit Feuer-Ohgen,
He will di dat Blut ut' Herz utfogen.“

(Hu, hu mein liebes Kind — Hör' mal wie weheth der Wind.
— Nun kommt der schwarze Gott mit Feueraugen — Er will Dir das Blut aus dem Herzen ausfugen.)

Als ich das zum ersten Mal von ihr erzählen hörte, da schrie ich laut auf vor Entsetzen, und „de schwarte Gott mit de Feuerohgen“, hat noch lange nachher mich oft im Traum erschreckt!

IV.

Ich sprach von der chinesischen Mauer, welche in jener Zeit Mecklenburg von der ganzen übrigen Welt abschloß; zuweilen war aber doch eine kleine Lücke in der Mauer schon sichtbar, und kam aus der Welt da draußen eine Taube oder auch ein Sturmvogel herübergeflettert. Ein solcher versetzte eines Tages meine gute Vaterstadt in größte Bewegung.

Lange schon hatte man sich den Kopf zerbrochen, für wen wohl das hübsche Haus, welches Madame Hähnel gekauft und prachtvoll hatte einrichten lassen, bestimmt sein könnte? Endlich eines Tages erfuhr man es, und die ganze Stadt gerieth in Aufregung darüber: die Tochter der Madame Hähnel, Frau von Kinsky, war von ihren langen Pilgerfahrten heimgekehrt, und wollte von denselben in der Vaterstadt ausruhen.

Dies gab eine solche Aufregung und Bewegung in der ganzen Stadt, daß wir Kinder trotz unserer Harmlosigkeit davon ergriffen wurden, und daß die Neugierde mich plagte, zu erfahren, wer denn Frau von Kinsky sei? Meine Mutter verwies mir die Frage; sie könne mir hierüber keine Auskunft geben, Kinder dürften nicht alles wissen, ich solle den Namen niemals wieder aussprechen. Außerdem ward mir ernst und nachdrücklich befohlen:

„Wenn Frau von Kinsky Dir auf der Straße begegnet und Dich anredet und schön mit Dir thut, so antwortest Du nichts und läufst fort.“

Das gab mir viel zu denken, und ich kam endlich mit meinem Nachdenken zu dem Resultate, daß Frau von Kinsky sicherlich eine Zauberin sei, eine von den bösen Feen, von denen mir Frau Dahusen in der Kinderstube soviel erzählt hatte, und die behauptete, daß es noch heute böse Feen in der Welt gäbe. Ja gewiß, Frau von Kinsky war eine böse Fee: sie wohnte in dem schönsten Hause der ganzen Stadt, sie hatte eine prächtige Equipage und reich gallonirte Dienerschaft mitgebracht, und wenn sie so durch die Straßen fuhr, nach allen Seiten grüßend, und alle Leute sehen zurückwichen und nur die Bettler und die Armen sich zu ihr drängten, ihre Hände ausstreckten, um eine Gabe zu empfangen, und wenn sie dann mit einem höhnischen Lächeln Thalerstücke und zuweilen sogar Goldstücke den Bettlern zuwarf, dann hatte sie wirklich mit ihren blitzenden schwarzen Augen das Aussehen einer bösen Fee.

Eines Tages verbreitete sich unter allen Honoratioren der Stadt die Nachricht: Frau von Kinsky beabsichtige, Visiten zu machen, und die Tanten und Cousinen kamen zu meiner Mutter, um zu erfahren, wie man sich zu verhalten habe, und ob man die Visite der Verhassten und Gefürchteten annehmen solle? Meine Mutter selber war rathlos und fragte meinen Vater, der aber mit einem zürnenden und verächtlichen Lächeln, wie es sein schönes und edles Gesicht selten zeigte, erwiderte mit harter Stimme: Die Schwelle meines Hauses soll sie zum mindesten niemals überschreiten! Als ich das hörte, ging es wie ein Schauer durch meine ganze Seele, denn nun wußte ich es bestimmt: Frau von Kinsky war eine böse Fee! Mein Vater, der sonst so gut gegen alle Menschen war, mein Vater wollte es nicht dulden, daß

Frau von Kinsky die Schwelle seines Hauses betrete! Ich schlich mich hinter die Hausthür, als eines Vormittags eine herandomernde Equipage mir sagte, daß die böse Fee nahe. Ihr Wagen hielt vor unserem Hause und in demselben saß die Frau von Kinsky in einer kostbaren Toilette, wie sie unsere kleine Stadt nie gesehen; saß da mit einem spöttischen Lächeln auf den Lippen, ihr zur Seite ein junger Mann mit ziemlich niedergeschlagener Miene, der eher wie ein Kammerdiener, als der Gemahl dieser stolzen, gepuzten Dame ausseh. Und doch war er das, war der Herr Baron von Kinsky. Ein reich gallonirter Lakai sprang vom Bocke und trat in das Haus, um unserem Diener eine Karte zu übergeben. Der schaute ihn verwundert an, und wußte nicht was er mit dem Ding da beginnen sollte; es war noch niemals vorgekommen, daß Jemand, der einen Besuch machen wollte, eine Karte abgab. „Wat soll ich vormät?“ fragte er ganz verwundert, den Lakaien anschauend.

Der lächelte hochmüthig und belehrte den Kleinstädter, daß er die Karte seiner Herrschaft geben solle. Kopfschüttelnd sprang unser Bedienter die Treppe hinauf und ganz verwirrt, mit langem Gesicht, kam er dann die Treppe wieder heruntergeschlichen, um dem Lakaien zu melden, „de Herrschaft ist nich to Huus.“

Der Lakai nickte vornehm und kehrte zurück zu der Equipage, um mit abgezogenem Hute der gnädigen Baronin die Antwort zu melden.

Ich stand hinter der Thür und schaute durch die Ritze derselben hin auf die böse Fee; ich sah wie eine Wolke über ihr Angesicht fuhr, sah wie die schwarzen Augen höher aufblitzten und wie sie die schmalen Lippen fest aufeinander preßte.

Sie verstand dieses „nicht zu Hause“, sie wußte, daß sie mit demselben ihr Urtheil empfangen, und daß nun die ganze Stadt für sie nicht zu Hause sei. Sie

gab indessen dem Diener einen Befehl und rasch flog die Equipage von dannen.

Ich stand noch lange hinter der Thür und ein wunderbares Singen und Klingen war in meinem Herzen. Mein Vater, für mich das Ideal aller Tugend und Herrlichkeit, hatte zum ersten Male in meinem Kinderherzen einen leisen Schatten über sein glänzendes Sein hinziehen lassen. Er hatte die Unwahrheit gesprochen und der Geist der Lüge schwebte über unserm Hause, während sonst doch meine Mutter es unseren Kindern als die erste Lebensregel eingeprägt hatte: „Ihr dürft niemals lügen, Wer lügt ist ein Feigling, und darum müßt Ihr immer die Wahrheit sagen!“ Das war uns allen so eingeprägt, daß wir meinten, es gebe auf der ganzen Welt nichts verächtlicheres als einen Lügner! Und nun war es mein Vater, war es meine Mutter, welche eine Lüge gesagt, welche auch den Bedienten zu einer Lüge verleitet! Das war für mich ein erschütterndes Ereigniß, und ich, die ich damals von den Formen der Welt und von den herkömmlichen Nothlügen noch gar nichts wußte, ich war außer mir in meinem Herzen und mit Thränenströmen stürzte ich die Treppe hinauf und meinen Eltern zu Füßen, um zu fragen, was das zu bedeuten habe und warum sie gelogen hätten?

Sie waren beide verlegen, wie ich glaube, und sahen bestürzt einander an. Welche Auskunft sie mir gegeben, das weiß ich nicht, aber ich weiß, daß von jenem Tage an das schöne große Haus am Ende der Straße für mich eine seltsame Anziehungskraft hatte, und daß ich fast jeden Tag, wenn ich zu meiner Großmutter ging, einen Umweg machte, um vor dem Hause stehen zu bleiben und zu den Fenstern hinaufzusehen! Es thaten das übrigens gleich mir sehr Viele, blieben stehen und horchten, denn man hörte oft laut kreischende Stimmen. Oft, wenn die Tüllgardinen, welche die neugierigen Blicke abhielten, nicht

ganz geschlossen waren, sah man eine aufgehobene Hand, welche sich schnell niederwarf. Dann lachten die Leute und flüsternten sich zu: „Die Frau Baronin von Kinsky schlägt ihren Mann“. Einmal war das Geschrei so laut, daß eine Menge Menschen sich vor dem Hause versammelte; da öffnete sich die Thür, Madame Hänel erschien in derselben: „Was steht Ihr denn da, und verwundert Euch? Meine Kinder spielen Komödie und üben sich ein Stück ein.“

Die Menge aber brach in ein lautes Gelächter aus. „Ja, ja, Frau von Kinsky übt ein Stück ein auf dem Rücken ihres Mannes.“

So höhnten die Leute und starrten hinauf zu den Fenstern, hinter welchen es inzwischen wieder still geworden.

Das „nicht zu Hause“, welches meine Eltern gesprochen, war allerdings das Anathem für Frau von Kinsky gewesen, es verschloß ihr alle Pforten und machte sie zu einer Paria in der Gesellschaft.

Sie versuchte es, sich dem Urtheilspruch zu widersetzen, sie meinte wohl, es müßte ihr mit der Zeit gelingen, das Vorurtheil zu besiegen. Es gab in der kleinen Stadt einige gutmüthige Seelen, welche milder dachten und der Liebenswürdigkeit ihrer Jugendfreundin nicht zu widerstehen vermochten; es gab auch einige arme pensionirte Beamte, denen ein glänzendes Mittagmahl bei der Frau Baronin ein ganz erwünschtes Ereigniß war und die sich daher mit guter Miene den Einladungen der Frau Baronin fügten. Aber die eigentliche Gesellschaft hielt sich fern von ihr und ließ sich von der Liebenswürdigkeit der Ausgestoßenen nicht verleiten. Man kennt ja die Gesellschaft in den kleinen Städten! Sie ist unveröhnlich und vergißt nie! Ueber wen einmal das Verdammungsurtheil ausgesprochen ist, der ist verfehmt für alle Zeiten und nie wird vergessen und nie vergeben, so sehr man selber vielleicht des Vergessens und Vergebens auch bedarf.

Und wer war denn eigentlich Frau von Kinsky?

Ihr Vater war ein ehrfamer Bürger und Uhrmacher und hatte lange Jahre hindurch der guten Stadt Neu-Brandenburg die Zeit geregelt, damit man zum wenigsten wisse, was die Glocke in der Stadt geschlagen, wenn man auch sich sonst wenig darum bekümmert, was die Glocke in der Welt schlagen mochte. Aber vielleicht war er ein zu guter Uhrmacher, und die Uhren, welche er fabrizirte, mochten zu lange halten und so gut geregelt sein, daß er wenig Verdienst hatte. Er lebte in dürftigen Verhältnissen und daher kam es, daß er sich entschließen mußte, sein einziges Töchterlein Friederike für sich selber sorgen zu lassen. Sie hatte von der Welt gehört, daß sie schön sei; auch hatte von ihr die Mutter, eine geborene Französin, die nach Mecklenburg verschlagen worden, so viele Wunderdinge erzählt. Dieser, die von früher her noch einige Verbindungen mit der Außenwelt haben mochte, war es endlich gelungen, für die junge Tochter, welche den seltenen Vorzug besaß, französisch parliren zu können, eine Stelle als Bonne in Berlin zu ermitteln, und dahin war Friederike Hähnel eines Tages abgereist. Seitdem war sie für ihre Vaterstadt verschwunden gewesen; aber gehört hatte man viel von ihr, und gar eine seltsame Kunde war zuweilen nach Mecklenburg gelangt. Friederike war nicht lange als Bonne in dem Hause gewesen, wohin sie zuerst gegangen.

Damals grassirte in Berlin eine ganz neue und mysteriöse Krankheit, „der Magnetismus“. Die Rosenkreuzer und Schüler Cagliostro's waren im Geheimen noch sehr zahlreich und angesehen und der Mysticismus feierte damals in Berlin seine frommen Orgien. Ein Arzt stand an der Spitze dieser geheimen Gesellschaften und war ein begeisterter Prophet der neuen Lehre von dem mystischen Wunderschlaf. Er hatte sein Haus zu einer Art „Maison de Sants“ eingerichtet, in

welchem alle diejenigen, welche an dieser neuen Krankheit des Wunderschlafes litten, Aufnahme fanden und an denen er seine Heilmittel versuchte. Seltsamerweise waren es fast immer nur Frauen, welche an dem Somnambulismus litten, und zwar junge und hübsche Frauen oder Mädchen.

Vor der großen französischen Revolution gab Cagliostro in Paris bekanntlich auch solche Soirées, und man behauptete, daß Marie Antoinette einer solchen Soirée der „Convulsionnaires“ beigewohnt und sich in den magnetischen Schlaf habe bringen lassen.

Diese Wundersoirées fanden ihre Fortsetzung in Berlin unter den Auspicien eines Schülers von Cagliostro, des Dr. Wolfram.

Die neue Lehre machte daselbst ungeheures Aufsehen besonders in den höchsten Kreisen, und einer der gläubigsten und feurigsten Anhänger des Magnetismus war der Staatskanzler Fürst von Hardenberg. Man hatte trotz der Stürme der Welt, trotz der Kriege mit Napoleon dennoch zuweilen Zeit und Muße, sich mit diesen medicinischen Studien und diesen Wunderdingen des magnetischen Schlafes zu beschäftigen, und Fürst Hardenberg gehörte zu den Eingeweihten, die jeden Abend in das Haus des Dr. Wolfram schlichen, um dort den magnetischen Schlaf der Somnambulen zu beobachten und den prophetischen Worten derselben zu lauschen.

Unter diesen Somnambulen war eine, welche besonders die Aufmerksamkeit des Fürsten erregte. Sie war nach dem gewöhnlichen Begriffe der Menschen nicht schön, aber sie hatte jene diabolische Häßlichkeit, die in der Ekstase sich zur Schönheit verklärt; sie hatte große schwarze Augen, welche mit so eigenthümlichem Feuer funkelten, es schwebte um ihre gewölbten breiten Lippen ein so eigenthümlicher Zug von Ueppigkeit und Weltverachtung, und es klangen von ihren Lippen, wenn sie im magnetischen Schlaf lag,

so seltsam energische Worte, welche stets die Zeit mit ungeheurer Schlagfertigkeit berührten und oft die eigenen Gedanken des Fürsten mit so wunderbarer Divinationsgabe wiederholten, daß der Fürst sich davon tief ergriffen und fast betäubt fühlte. Es erschien ihm bald wie eine Profanation, daß die mysteriösen Prophezeiungen und die wunderbaren Enthüllungen der schlafenden Prophetin auch von anderen Ohren vernommen werden sollten, als von den seinen, und er kam mit Dr. Wolfram überein, daß diese Somnambule nicht mehr in den Soirées für die Gläubigen erscheinen solle. Er ließ ihr eine eigene Wohnung einrichten, und Niemand außer ihm und dem Arzte durfte von nun an die Prophezeiungen der Somnambule belauschen.

Diese Somnambule war Friederike Hähnel, und von dieser Zeit an war und blieb sie die Freundin und Vertraute, ja gewissermaßen die Beherrscherin des Fürsten Hardenberg. Sie war mit ihm auf dem Wiener Kongreß, und die mecklenburgischen Landstände wußten wohl, warum sie der Freundin des Fürsten von Hardenberg, Friederike Hähnel, eine so prächtige Equipage, bespannt mit sechs auserlesenen mecklenburgischen Rappen, als Geschenk dargebracht hatten; denn sie verdankten es ihrer Vermittelung, daß ihre feudalen Privilegien und ihre Hoheitsrechte nicht, wie so vieles andere, auf dem Wiener Kongreß durchstrichen und ausgelöscht wurden.

Friederike Hähnel begleitete auch später den Fürsten von Hardenberg auf seiner Reise zum Kongreß von Verona, und begab sich von dort mit ihm nach Genua, wo der Fürst tödtlich erkrankte. Friederike Hähnel pflegte ihn. In Schmerz aufgelöst blieb sie an seinem Lager — bald sein Sterbelager.

Aber in seiner Todesstunde schien plötzlich die Liebe des Fürsten zu Friederike erloschen zu sein, sie wollte, als man dem Fürsten seinen unvermeidlichen Tod auf seinen

Wunsch verkündet hatte, mit ausgebreiteten Armen ihr umschlingen, er aber, mit einem Ausdruck des Zornes, stieß sie zurück, hielt seine beiden Hände vor sich, sie von sich abwehrend, „und schaute sie an“ wie mir selber einer der Herren, welche sein Sterbelager umstanden, erzählte, „mit einem Blick voll Haß, hielt unverwandt seine Augen auf sie geheftet, bis daß diese Augen erstarrten und er zurückfiel in die Kissen zum letzten Todeskampfe.“

Dieser Ausdruck voll Zorn und Drohung lag noch über seinem Angesicht, als es schon im Tode erstarrt war.“

Doch in seinem Testamente hatte Fürst Hardenberg für seine Freundin sehr gut gesorgt, und unter Anderem ihr das Recht zuerkannt, aus seinem Berliner Palais sich auszuwählen, was sie zur Ausstattung von vier Zimmern irgend bedürfen möchte.

Friederike Hähnel, welche es jetzt für nöthig erachtete, sich zu verheirathen und einen Mann gefunden hatte, der ihr seine Hand und seinen Namen gab, den Baron von Kinsky, Friederike Hähnel verstand sich sehr gut auf solche Auswahl.

Die Liebe zur Kunst hatte Friederike Hähnel auch von dem Fürsten geerbt, der auf seiner Reise in Italien in den Schlössern verarmter italienischer Nobilität prachtvoll Kunstschätze erstanden hatte. Gerade von den schönsten Gemälden wählte Frau von Kinsky sich die vier schönsten aus, zwei Correggio, einen Titian und einen Tintoretto, und sie wollte es als einen Act großmüthiger Hingebung angesehen wissen, daß sie, auf dringendes Bitten der Familie des Fürsten von Hardenberg, derselben diese Gemälde für den Preis von zwanzigtausend Thalern überließ.

Auch sonst hatte die gute Frau von Kinsky aus dem Hôtel Hardenberg sich die schönsten, auserlesenen Dinge zu dem Ameublement ihrer vier Zimmer ausgewählt, und die Familie des Fürsten, obwohl innerlich empört, mußte die verhaßte Feindin gewähren lassen, als sie die herrlichsten

Schnitzereien, die prachtvollsten Erinnerungsstücke an die Munificenz von Kaisern und Königen, die sich alle beeifert hatten, dem Staatskanzler Fürsten von Hardenberg außerlesene Geschenke darzubringen, in ihre Wohnung schaffen ließ.

Aber man wagte doch nicht, seinem innern Groll Ausdruck zu geben; man fürchtete ein wenig den starken Geist und die scharfe Zunge der Frau von Kinsky, die so viel erlebt, und so viel Geheimnisse mit dem Fürsten getheilt hatte.

Es verlautete damals, daß sie ihre Memoiren schreiben wolle, und sie selber widersprach dem Gerüchte gar nicht, sondern trat schon in Unterhandlung mit einem Verleger, dem sie ihre kostbaren Manuscripte, „die sehr reich seien an Enthüllungen und vieles aufklärten, was bis jetzt dunkel gewesen,“ zum Druck und Verlag anbot, gegen die Summe von fünfzigtausend Thalern.

Der König Friedrich Wilhelm III. hatte von diesen Absichten der Frau von Kinsky gehört und ließ durch den Fürsten Wittgenstein Unterhandlungen wegen des Ankaufs dieses kostbaren und gefährlichen Manuscriptes anknüpfen.

Frau von Kinsky überließ, wie man sagt, ihre Memoiren dem König Friedrich Wilhelm für die Summe von vierzigtausend Thalern baar, und es heißt, daß dieses Manuscript noch jetzt im königlichen Staatsarchiv aufbewahrt werde.

Frau von Kinsky mußte sich außerdem ausdrücklich verpflichten, niemals Memoiren oder irgendwelche Mittheilungen aus der Vergangenheit zu veröffentlichen. Aber ihre Erinnerungen selber konnte man doch nicht tödten, und ihren Lippen konnte man nicht versagen, zuweilen etwas von den Mysterien vergangener Herrlichkeit in späteren Tagen erklingen zu lassen.

Ich selbst war einmal zugegen, als Frau von Kinsky einen Blick in die Vergangenheit that und ein wenig von derselben erzählte. Sie war damals schon eine alte Frau

und wieder nach langer Abwesenheit in die Vaterstadt zurückgekehrt, denn das Anathema, welches mein Vater über sie gesprochen, hatte sie vertrieben, und sie war angeblich, dem frommen Drange ihres Herzens folgend, nach Rom gegangen, um sich in den Schooß der alleinseligmachenden Kirche aufnehmen zu lassen.

Nun nach langen Jahren kehrte sie zurück, nicht mit dem Glanz und dem Pomp früherer Tage, sondern einfach und bescheiden in ihrem Wesen. Nur einen jungen, sehr schönen Geheimschreiber brachte sie mit sich und außerdem einen frommen Beichtvater, der täglich in einer in ihrem Hause errichteten Capelle für die fromme, katholische Baronin eine Messe lesen mußte.

Aber seitdem hatte der Geist der neuen Zeit auch in Mecklenburg Vieles geändert, und man war nicht mehr so rigoros gegen die Sünderin früherer Tage, die sich jetzt in eine fromme Magdalena verwandelt hatte. Mein Vater war gestorben, und diejenigen, welche jetzt an der Spitze der Gesellschaft der kleinen Stadt standen, fühlten wenigstens Neugierde genug, die bekehrte Sünderin zu sehen.

Man wies sie diesmal nicht zurück, als sie ihre Visiten-tour machte, einfach und bescheiden, in Begleitung ihres Geheimschreibers und ihres Vaters. Es war eine angenehme Unterbrechung des Einerlei; man hatte wochenlang zu erzählen von diesen drei seltenen Gestalten, von der frommen Baronin, die Morgens die Messe hörte und Abends in ihrem Salon, der jetzt nicht mehr geflohen ward, die heitersten und pikantesten Geschichten mit sanglantem Witz und scharfer Charakteristik erzählte.

Man lud sie ein und gab ihr glänzende Mittagessen, und der Conditior und der Koch, welche Beide als die einzigen Künstler ihrer Art die Diners mit ihren kunstgeschickten Händen für die ganze Stadt auszuführen hatten, segneten die Baronin von Kinsky als ihren rettenden Engel, der ihnen ungewöhnlichen Verdienst verschaffte.

Bei einem solchen Mittagessen war ich zugegen, und wenn ich auch die Baronin von Rinsky nicht mehr für eine böse Fee hielt, so erschien sie mir doch als eine ungeheure Merkwürdigkeit, als eine antiluvianische Seltenheit, die ich nicht genug betrachten und anstaunen konnte. Für mich war die chinesische Mauer noch immer nicht gefallen, und ich saß hinter ihr und horchte auf jeden Ton, jeden Laut aus der fremden Welt, die ich damals noch nicht kannte, und nach der ich mich so unaussprechlich sehnte.

Alles an dieser Frau war anders, als ich es an meinen verehrten Cousinen und Tanten, oder sonstigen Honoratioren der Stadt gesehen. Eine elegante Einfachheit, ein vornehmes Etwas umgab diese seltsame Frau, welche an nichts mehr glaubte, vor nichts mehr Respect hatte, welche die Welt mit allen ihren Lastern, ihren Heucheleien, ihren Schmeicheleien und ihrer Falschheit kennen gelernt hatte, und nun dahin gekommen war, alle die Herrlichkeiten der Welt gering zu achten und mit ihren gebrochenen Spiegeln, ihren zerrissenen Perlschnüren, ihren zertretenen Brillantarmbändern sich flüchtete zu den Füßen des Gekreuzigten, um ihm als Beichte die Memoiren ins Ohr zu murmeln, welche sie der Welt nicht mittheilen durfte.

Ich lauschte mit angehaltenem Athem auf die glühende Beredsamkeit dieser Frau bei der Schilderung, die sie uns machte von dem Gottesdienst in St. Peter, und wie sie beim Anblick des Papstes Gregor, wie von einem Schwindel erfaßt, vor ihm auf die Knie gesunken sei und gerufen hätte: „Das ist Gott in Menschengestalt!“ Der Papst, der eben im St. Petersdom seinen Umzug hielt, winkte den Priestern, welche ihn auf dem goldenen Sessel dahintrugen, und bot ihnen anzuhalten. Nun auf einmal blieb der ganze funkelnde, von Weihrauch umflossene Zug stehen, mitten in dem hohen Dom, nahe bei der Statue des heiligen Peter, die vor langen Zeiten die Statue Jupiters

gewesen. Papst Gregor neigte sich nieder zu der Knieenden und mit einem milden Lächeln sprach er zu ihr: „Nicht Gott, sondern der demüthigste seiner Diener, der bin ich!“

Jeder in dem hohen Dom hatte die Worte des Papstes vernommen, denn eine Todtenstille war auf einmal eingetreten in dem Gotteshaus. Die schmetternde Musik, die von allen Chören erklungen war, die Tuben und Zimbeln und Pauken, Alles war wie mit einem Zauberschlag verstummt bei dem Winke des Papstes, und die Bischöfe und Cardinäle in ihren goldgestickten Binnern, die jungen Mönche mit ihren ungeheuren Fächern von Pfauensehern, welche hinter dem Papste daherschritten, und die ganze Schaar der Priester, welche in den mit Goldspitzen besetzten Gewändern aufmarschirten, sie alle waren auf einmal wie erstarrt stehen geblieben, und alle diese hundert und aberhundert glänzender und forschender Augen hatten sich hingekümmert auf die Knieende. Sie war beschämt und zerkümmert über das Aufsehen, das sie erregt, tiefer in sich zusammengesunken, und dennoch, wie von einem Zauber ergriffen, streckte sie die Arme empor zu dem Papste und rief mit lauter Stimme: „Du bist die Sonne, Du bist die Gnade! Erlöse meine Seele aus dem Fegefeuer!“

Wieder hatte der Papst mit seinem milden Lächeln sich niedergebeugt. „Was willst Du, meine Tochter in Christo?“ hatte er mit sanfter Stimme gefragt.

„Dir beichten!“ hatte sie mit flehender Stimme gerufen, „Dir beichten und von Dir das ewige Leben empfangen! Dein Blick hat mich erlöst und befreit, und eine Christin bin ich geworden durch Dein Auge, heiliger Vater! Wenn Du eine Seele aus dem Fegefeuer erlösen willst, so höre meine Beichte und laß mich zu Deinen Füßen das Gelübde der Christin ablegen!“

Der Papst hatte leise mit dem Haupte genickt.

„Es soll geschehen meine Tochter! Morgen im Lateran will ich Dich hören!“

Dann hatten die Pauken und die Zimbeln, die Trompeten und Posannen wieder ihre schmetternde Musik angestimmt, die Chorknaben in den purpurnen Gewändern mit dem Spitzenüberwurfe wieder ihre goldenen Weiskessel geschwungen, daß die blauen Rauchwolken emporswirbelten durch den glänzenden Raum; die Priester hatten wieder ihre frommen Gesänge begonnen und weiter zog der Papst auf seinem Umzug. Friederike Hähnel aber hatte, bestürzt wie sie sagte, über ihre eigene Kühnheit, nur beschämt über das Aufsehen, welches sie verursachte, sich in den Wirbel der Menge hineingedrängt, welche dem Papst auf seinem Umzuge durch St. Peter folgte.

Am anderen Tage, so erzählte Frau von Rinsky weiter, kam der Cameriere des Papstes und führte sie in den Lateran, in welchem bekanntlich an jedem Donnerstag der Papst im Garten den auserwählten Damen Audienz ertheilt. Aber Frau von Rinsky ward nicht zu der allgemeinen Audienz beschieden, sondern Monsignore Borned führte sie in die kleine Capelle Sr. Heiligkeit und dort hörte Gregor, wie er es ihr versprochen, ihre Beichte.

„Die Beichte meines ganzen Lebens“, sagte sie, „und Alles, was außer mir nur Gott und der selige Fürst gewußt, das sagte ich dem Papst, und er ertheilte mir Absolution von allen meinen Sünden und nahm mich auf in den Schooß der alleinseligmachenden Kirche!“

Wie sie bis zu diesem Momente gekommen war, faltete sie ihre Hände, neigte das Haupt tief auf die Brust nieder und schien, in Gedanken verloren, es ganz zu vergessen, daß sie an einer Mittagstafel saß: denn auf einmal erhob sie sich, und die Hände über die Brust gefaltet, schritt sie hin zu dem Beichtvater, der ihr gegenüber am anderen Ende der Tafel neben der Hausfrau saß.

Er erhob sich bei ihrem Annähern, sie beugte das Knie vor ihm und bat ihn mit leiser Stimme um seinen Segen. Er machte über ihrem Haupte das Zeichen des

Kreuzes und legte einen Moment seine Hand auf ihr gekenttes Haupt.

Wenig fehlte, daß ich in meiner Begeisterung und Verzückung nicht auch auf die Knie gesunken wäre und um den Segen dieses Mannes gefleht hätte. Er erschien mir in meiner jugendlichen Begeisterung als ein Ideal der Frömmigkeit, als ein Bote Gottes selber. Eine athemlose Stille herrschte in dem ganzen Saal, jeder lauschte auf diese wunderbaren Worte, die mit flammender Verebtheit von ihren Lippen geströmt waren und die, wie es schien, einen Widerhall gefunden hatten in jedem Herzen.

Aber Frau von Rinsky verstand die seltene Kunst, von der tiefsten Erregung bald wieder in die heiterste Unbefangenheit hinüberzufattern und wenige Minuten nachher schlug sie ein so heiteres, lustiges Thema an, daß alle die Gesichter, die vorher in frommem Schauern erbleicht waren, sich wieder mit angenehmer Röthe überstrahlten.

Sie erzählte, wie sie einst mit dem Fürsten Hardenberg nach der Residenz unseres Großherzogs gekommen war. Der Fürst war zu einer der wichtigen Conferenzen (es handelte sich um die Abtretung einiger großherzoglicher Güter an den König von Preußen) nach der Residenz gekommen, und er hatte seine Freundin, Friederike Hähnel — damals hatte sie sich ihrem würdigen Gemahl noch nicht gekauft — mitgenommen. Das war für die großherzogliche Familie ein harter Schlag, und man hatte lange debattirt, ob man es zugeben könne, daß die „Freundin“ des Fürsten an der großherzoglichen Tafel erscheinen könne; ja, der Oberhofmarschall hatte es sogar gewagt den Fürsten zu bitten, er möge allein zur Tafel kommen. Aber der Fürst hatte ruhig geantwortet, er komme auch allein, er bringe nur seine Freundin mit. Es hatte dann große Debatten gegeben, ob man wirklich sich soweit herablassen solle, diese „Freundin“ zu empfangen, und die Mutter der Herzogin, die alte Land-

gräfin von Hessen, welche auf dem großherzoglichen Schlosse verweilte, hatte endlich entschieden: Man müsse sich der Nothwendigkeit fügen und solle sich das Ansehen geben, diese Freundin des Fürsten gar nicht zu kennen und durchaus nicht zu ahnen, daß sie eine geborene Mecklenburgerin sei.

Eine Zeit lang hatte Friederike, die auf den ausdrücklichen Wunsch des Fürsten an seiner Seite saß, es sich gefallen lassen, daß die Frau Landgräfin und die Frau Großherzogin sie immer als „Gräfin“ titulirten, dann aber hatte sie sich das diabolische Vergnügen doch nicht mehr versagen können, diese stolzen Damen zu demüthigen, und als die Frau Landgräfin sie eben wieder mit einem holdseligen Lächeln „Frau Gräfin“ titulirte, unterbrach Friederike sie hastig. „Durchlaucht“, sagte sie „ich bin weder Gräfin, noch bin ich Frau, sondern ich bin die älteste und eheliche Tochter meines Vaters, des Uhrmacher Hähnel in Neu-Brandenburg und somit die ergebenste Unterthanin des Großherzogs.“

Ein Todtenstille war ihren Worten gefolgt, und die jetzige Frau von Kinsky verstand es so prächtig, die bestürzten Gesichter der fürstlichen Damen, deren Lächeln plötzlich erstarrt war, zu schildern, daß ein jubelndes Lachen um den ganzen Tisch ging und den Ausdruck ihrer früheren frommen Schilderungen gänzlich verwischte.

Frau von Kinsky blieb damals nur kurze Zeit in ihrer Vaterstadt und kehrte bald wieder zurück nach Rom. Sie war jetzt schon zu alt, um die Somnambule am römischen Hofe zu spielen; aber sie ward gewissermaßen die Egeria des römischen Numa Pompilius. Und wenn sie auch nicht beim Duell im heiligen Hain draußen vor dem Thor ihre prophetischen Rathschläge und heiligen Worte ertönen ließ, so gab es doch im Vatikan, im Lateran und in den Palästen der Cardinäle auch kleine heimliche Haine, wo die neue Egeria ihre Rathschläge und

ihre Befehle ertheilen konnte. Ja, „ihre Befehle“, denn sie war jetzt in Rom eine eben so angesehene Persönlichkeit, wie sie früher in Berlin zu Zeiten des Staatskanzlers gewesen, und wer das Glück hatte, nach Rom zu kommen mit Empfehlungen an die Frau von Kinsky, der war gewiß, daß alle Schätze des Vatikans und St. Peter, die sonst dem neugierigen Auge des Reisenden verborgen blieben, sich ihm öffneten. Frau von Kinsky war an dem heiligen römischen Hofe die einflußreichste Person und die Cardinäle bewarben sich jetzt ebenso sehr um ihre Gunst, wie es einstens die Minister gethan. Frau von Kinsky war jetzt fast eine Heilige; nur Weisheit, Tugend und gottselige Rede strömte von ihren Lippen und sie entzückte den heiligen Vater durch die wunderbaren Schilderungen der Visionen, welche sie in der Nacht beglückten.

Sie verstand es auch sonst, von sich reden zu machen. So war sie eines Tages nach St. Peter gekommen, um wie immer dort ihre Andacht zu verrichten. Unterwegs war ihr eine Bäuerin aus Albano begegnet, ein kleines Mädchen an der Hand führend, beide ir Dimpfen gehüllt und beide ihr die Bettelhand entgegenstreckend. Friederike hatte nicht Zeit gehabt, ihnen eine Gabe darzureichen und war in ihrer Carrosse rasch hinüber gefahren nach St. Peter. Jetzt als sie dalag zu den Füßen des Altars in inbrünstigem Flehen, führte sie die Erinnerung an die Bettlerin, welche sie auf der Brücke St. Angelo bei dem Passionsengel gesehen, so sehr, daß sie ihr Gebet nicht vollenden konnte. Sie stand auf, eilte zurück zu der Bettlerin, welche sie noch auf derselben Stelle fand und kaufte ihr das Kind ab, um es als ihr eigenes zu erziehen.

Die fromme, reiche Frau hatte das kleine Mädchen der Bettlerin an ihr Herz genommen und es war in den frommen Kreisen ein unendliches Entzücken und eine andachtsvolle Nührung über diese Großthat der gottseligen

Freundin des Papstes. Zugleich aber erregte diese That auch eine geheime Furcht bei den frommen Vätern, die zu den täglichen Gesellschaftern der Baronin gehörten, und diese Furcht steigerte sich, je länger, desto mehr.

Giovanna, die Pflögetochter der Frau von Kinsky, blühte empor zu wunderbarer Schönheit und ihre Adoptivmutter liebte sie mit einer so leidenschaftlichen Zärtlichkeit, daß man fürchten konnte, sie wäre im Stande, ihre früheren Versprechungen zu vergessen und ihr bedeutendes Vermögen der Kirche dereinst zu entziehen. Es schien in der That so, denn Giovanna ward von der Baronin förmlich adoptirt und machte, als sie herangewachsen, durch ihre Schönheit, Lieblichkeit und Anmuth in allen Kreisen großes Aufsehen. Im Jahre 1858, gerade als ich in Rom anwesend war, hatte sich Frau von Kinsky mit der jungen Baronesse nach Livorno begeben, um dort die Seebäder zu gebrauchen. Einige von den frommen Vätern Jesu, die zu den intimsten Freunden der Baronin gehörten, hatten sie dahin begleitet, aber auch einer von den Dragonern der päpstlichen Leibgarde, der Graf Moroni, hatte sich in Livorno eingefunden. Man erzählte, daß die frommen Väter Jesu in Erfahrung gebracht, daß Frau von Kinsky kürzlich ein anderes Testament gemacht und ihre Adoptivtochter zu ihrer Universalerin eingesetzt hätte. Einer der frommen Väter Jesu hatte es verstanden, sich in das Vertrauen der jungen Baronesse einzuschleichen. Der hatte ihr Liebesverhältniß mit dem Grafen Moroni außerordentlich begünstigt, ja demselben so sehr Vorschub geleistet, daß durch seine Vermittelung die schöne Giovanna manches Rendezvous mit dem Grafen hatte. Die Baronin hatte dem Grafen Moroni längst ihr Haus verboten, denn sie hatte es von den frommen Jesuiten und namentlich von dem Beichtvater der schönen Giovanna erfahren, daß der Graf Moroni ein lasterhafter, gefährlicher Mensch, ein Mädchenverführer, ein wahrer Teufel sei.

Zur selben Zeit, als der Jesuitenpater dies der Frau Baronin sagte, half er doch dem jungen Liebespaar in seinen Intriguen. Graf Moroni versuchte mehrmals in Livorno Eingang in das Haus der Baronin v. Kinsky zu erhalten, er richtete mehrfach Briefe an sie, in denen er ihr seine glühende Leidenschaft für das junge Mädchen schilderte und um ihre Hand bat. Diese Briefe wurden indeß nicht beantwortet und niemals öffneten sich die Pforten des Hauses der Baronin v. Kinsky für den Grafen Moroni.

In dieser Noth war es nun der Jesuitenpater, welcher dem leidenschaftlichen Liebespaare beistand. Er verschaffte ihnen die Gewänder, um in der Verkleidung eines Mönchs und einer Nonne von Livorno zu entfliehen und sich nach Rom zu begeben; denn der Jesuit hatte ihnen gesagt, das öffentliche Aufsehen, welches eine solche Flucht herbeiführen müsse, würde die Baronin jedenfalls bestimmen, ihre Einwilligung zu der Vermählung zu geben.

Raum war das Paar entflohen, als der Jesuit sich selber zu der Baronin begab und ihr von der Flucht Mittheilung machte. Ihr Zorn war unbeschreiblich, der Telegraph meldete sogleich die Flucht des Paares nach Rom und beorderte die geheime Polizei, mit welcher die Baronin sehr befreundet war, das Paar, sobald es in Rom anlange, zu verhaften.

Und also geschah es. Der verkleidete Mönch und die verkleidete Nonne wurden noch vor den Thoren von Rom mit ihrem Wagen angehalten und Jeder in ein Kloster geführt, um dort der weiteren Entscheidung zu harren. Frau v. Kinsky kehrte mit Extrapost nach Rom zurück und befohl, daß sofort Alles zur kirchlichen Einsegnung des verbrecherischen Paares angeordnet werde, um dem entsetzlichen Skandal, wie sie in ihrer tugendhaften Entrüstung es nannte, ein Ende zu machen.

Die Liebenden hatten also ihren Zweck erreicht und die Jesuitenpatres auch. Denn Frau v. Kinsky nahm jetzt das Testament, welches Giovanna zu ihrer Erbin eingesetzt, wieder zurück, und die Jesuitenpater waren nun wieder tägliche Gäste in dem Hause der Baronin v. Kinsky, aus welchem Giovanna und ihr Gemahl, der Graf Moroni, für immer verwiesen waren.

Von dieser Zeit an zog die Baronin v. Kinsky sich immer mehr in die Einsamkeit zurück, man sprach nicht mehr von ihr, man hörte nicht mehr von ihr. Zudem war ihr Einfluß unter Papst Pius nicht mehr so bedeutend, wie er es einst zu den Zeiten Gregors gewesen. Die Kardinäle freilich besuchten sie noch oft, und auch Antonelli, der allmächtige Staatssekretär, ließ sich gern herbei, auf Bitten seines Freundes, des Jesuitengenerals, zuweilen die Baronin zu besuchen, um ihre guten Beziehungen zu dem Orden zu fördern.

Aber sie war nicht mehr die Egeria früherer Tage, und man beugte sich nicht mehr vor ihrem allgemach erblichenden Geiste, sondern nur vor ihrer Erbschaft.

Indeß erfuhr ich kürzlich von einem Verwandten der Baronin, daß diese Erbschaft den Jesuiten wahrscheinlich doch trotz ihrer guten und jahrelangen Bemühungen verloren gehen werde, wenigstens zum großen Theile, denn der Gräfin Moroni sei es endlich doch gelungen in ihrer dankbaren Liebe, sich die Verzeihung ihrer Pflegemutter wieder zu gewinnen.

Und als Frau v. Kinsky jetzt starb, standen an ihrem Sterbelager wirklich, wie sie es sich erhofft, dankbare Menschen, von denen sie geliebt ward und welche ihr das Glück ihres Lebens dankten: Giovanna Moroni mit ihrem Gemahl und ihren Kindern.

V.

Ich kehre zurück zu den sonnigen Tagen meiner Jugend! Mecklenburg war damals, wie gesagt, gleichsam von einer chinesischen Mauer umgeben, und doch wuchs und gedieh hinter dieser Mauer ein frisches, ursprüngliches und eigenthümliches Leben.

Die Originale, welche in der ganzen Welt aussterben, wie die Wäpfe auch aussterben, die Originale erhielten sich noch eine Zeitlang im lieben Lande Mecklenburg, und ich selbst habe in meiner Familie einige davon aufzuweisen gehabt. Da war mein alter Onkel, der Major, mit seinem kräftigen martialischen Wesen, der uns Kindern Wunderdinge zu erzählen wußte von dem großen Zug nach Rußland, den er unter den Fahnen Napoleons mitgemacht, und vor Allem was er gelitten auf dem Rückzuge bei der Beresina.

Dann aber, oft mitten in seiner Erzählung, ward seine Stimme düstler, seine Stirn ungewollt sich und seine Wangen erblaßte. Er erzählte uns dann mit stockender Stimme von den Qualen des Hungers, die er erlitten, und mitten in der Erzählung sprang er auf, rannte hinauf in sein kleines Gemach und blieb da eingeschlossen den ganzen Tag. Wenn wir Kinder dann unsere Mutter, des Onkels Schwester fragten, was ihn denn auf einmal so

betrübt gemacht, gab sie uns ausweichende Antworten und lächelte geheimnißvoll.

Eines Tages aber baten und flehten wir so lange, daß sie uns sagen möchte, warum der Dunkel zuweilen so traurig sei, daß sie endlich nachgab und uns sein Geheimniß anvertraute. Er hatte bei der Beresina alle Qualen des Hungers erlitten und zuletzt in der Verzweiflung dieser Qualen hatte er mit einem Freunde, der die Campagne Seite an Seite mit ihm durchgelitten, wahnsinnig, wie sie Beide gewesen, eine Hand, die sie im Schnee gefunden, eine abgehauene Hand — aufgeessen!

Die Erinnerung an dieses furchtbare Ereigniß marterte den guten Dunkel Tag und Nacht, und nachdem wir Kinder die ersten Schauer dieser Erzählung überwunden und uns vertraut gemacht mit dem Gedanken, daß unser guter Dunkel, der nicht im Stande war, einen Wurm zu zertrüben oder eine Fliege zu zerdrücken, die ihn lange gequält, daß unser guter Dunkel Menschenfleisch geessen, kam uns die Sache ungeheuer komisch vor, und wir betrachteten den Märtyrer des aufgeessenen Daumens, wenn er in seiner Melancholie hinbrütend dafuß, mit leisem Lächeln, und baten und flehten immer wieder, uns die Geschichte von der Beresina zu erzählen. Er that es regelmäßig wieder, fast mit denselben Worten; und wie er zum ersten Male, nachdem wir das Geheimniß seiner Melancholie kannten, bis zu den Hungerqualen gekommen war, hob ich leise und verstoßen den Daumen in die Höhe. Die anderen Kinder sahen's und thaten mir es nach, und so umtanzten wir den guten Dunkel mit den aufgehobenen Daumen; er aber stieß uns fort und flüchtete sich auf sein Zimmer, das er den ganzen Tag nicht wieder verließ.

Den aufgeessenen Daumen hat er niemals verdaut, und recht als Schreckgespenst seines ganzen Lebens hat die Hand des Unbekannten, die ihm damals das Leben gestiftet, ihm das ganze Leben getrübt.

Zuletzt suchte er gegen dieses Schreckniß Zerstreuung am grünen Tisch und ward aus Melancholie, und weil er sich selber ganz gründlich als Menschenfresser verachtete, ein Spieler. Wie oft hat er mich in späteren Zeiten mit düsterem Angesicht angeschaut und gefragt: „Siehe mich 'mal an, sehe ich wohl aus wie ein anderer Mensch? Dieß es nicht Jeder in meinem Gesichte, daß ich ein Menschenfresser bin? Ein Menschenfresser in der civilisirten Welt! Es ist schauderhaft zu denken und am schauderhaftesten zu denken, daß ich es selber bin!“

Es war vergeblich, dem guten Dunkel diesen melancholischen Gedanken auszureden. Er blieb dabei: „ein Menschenfresser in der civilisirten Welt ist ein schauderhafter Anblick“; und er floh in seinem unglücklichen Bewußtsein fort aus der Heimath, legte seine militärischen Würden nieder und war zufrieden mit der Pension, die ihm nur die Hälfte seines früheren Einkommens ließ, zufrieden, mit derselben sich nach Wiesbaden zurückziehen zu können.

Dort saß er in der Sommerzeit die ganzen Tage am grünen Tisch und beobachtete das Spiel und pointirte seine Karten und überlegte in tiefem Sinnen, welche Karte wohl heute gewinnen, oder welche Nummer wohl heute glücklich sein könnte. Dann, Abends um halb elf Uhr, eine halbe Stunde vor dem Schlusse der Spielzeit, trat er mit muthigem Angesicht, als gelte es noch einmal nach Rußland zu ziehen und Schlachten zu gewinnen, an den Tisch und legte seine wenigen Gulden hin. Doch das Glück wollte ihm selten wohl und fast immer, wenn es elf Uhr schlug, hatte der gute Major seine paar Gulden verloren und das war allerdings für ihn ein harter Verlust.

Biel zu stolz, um von irgend Jemand aus der Familie etwas zu nehmen, lebte er von seiner Pension und von der Erinnerung an die dunkle Mahlzeit. Wenn die paar Gulden am Spieltische verloren gegangen, so

lebte der gute Mann armseelig, zuweilen nur von Brot und Wasser, um sich wiederum Etwas zu ersparen und sie wieder an den Spieltisch zu tragen.

Ich hatte ihn Jahre lang nicht gesehen, und als ich eines Tages in Wiesbaden in den Spielsaal eintrat, sah ich da unerwartet meinen guten Onkel, den alten Major stehen. Ich, ganz voll von Freude, eilte auf ihn zu; sein Antlitz verklärte sich einen Augenblick, wie er mich erschaute, dann schob er mich zurück und mit geheimnißvoller Miene flüsterte er mir zu: Die Nummer 33 muß gewinnen! Die Nummer 33 aber gewann nicht, und diesmal betäubte es den alten Major nicht, denn er freute sich, mich wieder zu sehen nach zehnjähriger Trennung. Aber er vertraute mir noch in derselben Stunde geheimnißvoll an, daß heute Nummer 33 die Glückszahl sei, denn er habe die ganze Nacht von ihr geträumt und es sei kein Zufall, daß er heute Morgens in seinem Reisebuch gelesen, in welchem von irgend einem indianischen Völkerverstammte erzählt wird, daß sie die Nummer 33 als eine Glückszahl verehrten.

Mein, das war kein Zufall, es hängt mit einem Traume zusammen, und ich bin sicher, daß die Nummer heute ihren glücklichen Tag haben wird!

„Aber, lieber Onkel“, sagte ich, „Du hast ja wieder verloren?“

„Mein liebes Kind, das kommt daher, weil ich zu stürmisch an den Tisch getreten war. Die Glücksgöttin will nur ruhige besonnene Männer zu ihren Liebhabern haben. Jetzt bin ich ruhig und gesammelt, und heute Abend um elf Uhr gewinne ich sicherlich!“

Aber ich glaube, er hat nicht gewonnen, er hätte es mir sonst triumphirend am andern Tage beim Abschied — denn ich reiste weiter fort — mitgetheilt. Im Gegentheil er verlor immer! Es gab für den alten Major keine glückliche Nummer mehr, und diesmal war er so leiden-

schaftlich in seinem Spiel gewesen, daß er Alles gewagt hatte, um Alles zu gewinnen, und nun Alles verloren hatte! Da, in seiner Noth mußte er sich doch entschließen, Hilfe bei seinen Verwandten zu suchen, und er schrieb an meinen Bruder, der sein kleines Vermögen verwaltete, und forderte ihn auf, den Rest seines Kapitals flüssig zu machen und ihm zu senden, denn er habe Unglück gehabt und sei ganz ohne Geldmittel. „Aber“, fügte er brieflich hinzu, „aber ich bitte Dich, lieber Julius, mache mir keine Vorwürfe, denn das greift mich körperlich zu sehr an. Ich fühle es überdies immer mehr, daß mein Leben ein verwünschtes und verfluchtes ist, und daß Derjenige, der mich einst am jüngsten Tage fragen wird, was ich mit meinem Daumen gemacht, mit seiner Todtenhand mich verflucht hat für mein ganzes Leben. Endlich bald wird doch der Gram, der mich an den Spieltisch getrieben hat, mich auch in die Grube bringen.“

Ja, freilich, endlich mußte es wohl geschehen, denn mein guter Onkel zählte damals schon über siebenzig Jahre, und so sank er in die Grube und ruhte aus von dem einzigen Schmerz, der sein Leben verdüstert hatte, von dem Gram über den verzehrten Daumen.

Wie viel anders habe ich in späteren Jahren Jemanden von dem Leckerbissen eines solchen Gerichts sprechen hören. Das war der Prinz Rhaden Salem, der mir davon erzählte.

Ich lernte ihn in Dresden bei Tieck kennen und verkehrte damals viel mit ihm.

Prinz Rhaden stammte von der Insel Sumatra. Sein Vater war der Häuptling und Fürst des Reiches Bongol auf Sumatra gewesen, hatte lange mit den Holländern im Kampfe gelegen und war von ihnen besiegt und getödtet worden. Sie hatten sein Land Bongol in Besitz genommen, der Erbprinz und Sohn des Fürsten aber war als Gefangener nach Holland gesandt worden und die

holländische Regierung hatte sich gnädiglich und großmüthig des jungen Prinzen erbarmt, dem sie den Vater ermordet und sein Erbe geraubt hatte.

Sie ließ ihn erziehen, und da der Knabe Talent zur Malerei zeigte, sandte man ihn nach Deutschland, um aus dem Indianerfürsten einen Künstler zu machen. Es war wirklich der Stoff zu einem Künstler in ihm; seine malerischen Kompositionen hatten etwas durchaus Originelles und Eigenthümliches und zeichneten sich durch eine geniale Wildheit und straffe Charakteristik aus. Er liebte die glühenden Farben, die scharfen Gegensätze, und war in seinen Landschaftsbildern gewissermaßen der Vorgänger von Hildebrandt, dessen wundervoll tropische Abend- und Morgenlandschaften ein Jahrzehnt später so viel Entzücken und Bewunderung, aber auch so viel Widerspruch und Mißgunst erregten.

Rhaden Salem erinnerte sich noch, da er schon längst von der Kultur befeckt und von der Kunst erfüllt war, mit Entzücken der Tage seiner Kindheit, wo er auf ungefatteltem Roß an der Seite seines Vaters, mit dem Kranz von Federn auf dem Haupt, durch die Berge und Thäler, durch die Wüsten und Steppen dahingejagt war, und mit pikanter Originalität wußte er zu erzählen von den furchtbaren Kämpfen mit den feindlichen Stämmen und von dem stolzen Gefühl, mit welchem er die Skalpe seiner Feinde auf dem Spieß getragen, wenn es nach Hause ging.

„Und haben Sie auch Menschenfleisch gegessen?“ fragte ich ihn einst, als er in einer kleinen Soirée bei Tied uns erzählte von seinen Jugendtagen.

Er sah mich ganz verwundert an. „Natürlich habe ich das!“

„Und Sie schauern nicht, indem Sie das sagen?“ fragte ich, in Erinnerung an den Daumen meines unglücklichen Onkels.

Er lachte laut auf. „Wieso schauern? Es war ja nur von den Feinden. Das hat ganz vortrefflich geschmeckt.“

„Aber das ist unmöglich!“ riefen wir Alle. „Wie haben Sie es denn gegessen? Ganz roh, oder zubereitet?“

„Oh, nicht roh, sondern auf eisernen Stangen am Feuer geröstet,“ sagte er. Uns ward ziemlich weh- und seefrank bei dieser Schilderung, während er, die Hand erhebend, fortfuhr: „Sehen Sie, das schönste Stück, die beste Delicatsse, welche wir, mein Vater und ich, deshalb auch immer empfangen, das ist der Daumen mit der Fleischpartie hier.“

Die Andern wurden ganz blaß und hinfällig; ich aber mußte laut auflachen und erzählte nun die Geschichte von dem Daumen meines guten Oheims.

Prinz Rhaden Salem ist seitdem zurückgekehrt in sein Vaterland, nicht aber um den von eroberten Feindesknochen aufgebauten und mit Vogelfedern ausgeschmückten Thron seiner Väter wieder zu besteigen, sondern um als bescheidener Porträtmaler in dem Heimatslande, welches jetzt Eigenthum der Holländer geworden, sein Leben zu fristen.

Er ist in der That ein bedeutender Porträtmaler, davon zeugt sein eigenes, meisterhaft gemaltes Bild, welches er dem regierenden Herzog Ernst von Coburg zum Andenken hinterlassen hat.

Der Herzog liebte ihn sehr, diesen jungen, phantastischen, hochbegabten Künstler, der so viel Humor und so viel Originalität besaß, und er hatte ihm oft den Vorschlag gemacht, bei ihm an seinem Hofe zu bleiben.

Aber Rhaden Salem litt an der schlimmsten und unheilbarsten Krankheit, am Heimweh; und er ging dahin, wo allein Genesung für dieselbe zu finden ist, in die Heimath.

Es sind seitdem zuweilen von ihm Nachrichten an den Herzog und auch an mich gekommen, und der Sprinz im Heimatlande, trotz des umgestürzten Thrones und der verblichener Herrlichkeit früherer Tage, meldete auch, daß die einstigen Diener seines Hauses und die alten Stämme der Urbewohner ihn noch immer im Geheimen als ihren eigentlichen Fürsten und Herrn betrachten, und daß er bei den Scharmützeln der einzelnen Dörfer unter einander immer an der Spitze der Seinen hinauszieht zum Kampfe.

Wer weiß, ob bei diesen Kämpfen nicht ganz im Geheimen, wie ehemals die Feinde auch gebraten, und das gebratene Hauptstück, der Daunen, dem Häuptling überreicht wird.

Uebrigens wenn auch die Civilisation den Genuß des Menschenfleisches perhorrescirt, so hat die Wissenschaft es doch versucht, sich dasselbe nutzbar zu machen.

Die Borgia's, aus deren Laboratorium so viele Gifte hervorgegangen, die haben auch mit dem Menschenfleisch ihre Versuche angestellt. Sie hatten zuerst, wie die Sage erzählt, das fürchtbarste aller Gifte, das *Aqua tofana* entdeckt, und es gehörte zu ihren heiligsten und größten Geheimnissen, das in der Familie ein ganzes Jahrhundert auch trenn bewahrt wurde. Denn das *Aqua tofana* kam in Italien zuerst zu Ende des siebzehnten und zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts mehr in Gebrauch und es war eine Dienerin der Borgia, Namens *Tofana*, welche zuerst das Geheimniß sich nutzbar machte, und es in Palermo, wohin sie sich geflüchtet hatte vor Verfolgung der Borgia, an junge Frauen verkaufte, die von ihren Männern befreit sein wollten. Nach dieser Frau *Tofana* erhielt das Gift, welches die Borgia's das „Wasser des ewigen Lebens“ nannten, den Namen *Aqua tofana*.

Die Borgia's, welche aus der geheimen Geschichte ihres Hauses sehr wohl wußten, daß auch im Schooße der Familie selbst Haß und Feindschaft herrschen konnte, die sich des letzten Mittels, der tödtlichen Gifte, bedienen mochten, die Borgia's trachteten vor Allem, gegen das fürchtbare *Aqua tofana* auch ein Gegengift zu entdecken; und Alexander und seine Schwester *Lucretia Borgia* ließen nicht nach im Bemühen, jenes Antidotum wieder zu entdecken, von welchem die römischen Schriftsteller erzählen, daß *Andromachus*, der Arzt des *Nero*, es erfunden habe und von welchem *Nero*, immer seine Feinde und vor allen Dingen seine Mutter *Agrippina* fürchtend, stets eine Dosis bei sich führte.

Dieses Antidotum ist der *Theriac*. Es sollte namentlich gegen alle Pflanzengifte wirksam sein und enthielt als Hauptbestandtheil gepulvertes Mumienfleisch; dieses Ingredienz gilt als die wirksamste Beigabe des *Theriac*, welches Geheimmittel noch jetzt in Italien bereitet wird.

Gepulvertes Mumienfleisch ward im vorigen Jahrhundert überhaupt als ein sehr wirksames Heilmittel betrachtet und die Herzogin *Elisabeth von Orleans*, die bairische Prinzessin, trug immer um ihren Hals an einer Schnur ein kleines Säckchen mit gepulvertem Mumienfleisch, wovon sie stets ein Messerspißchen voll zu nehmen pflegte nach dem Genuß einer unverdaulichen Speise.

VI.

Wenn ich zurückdenke an die glücklichen Tage meiner Kindheit, so ist es mir, als schaute ich in ein fernes, längst versunkenes Land, von dem uns Jahrhunderte trennen, und welches von der Jetztzeit durch unüberbrückbare Abgründe geschieden ist.

Und wahrlich, so ist es auch! Mecklenburg war damals noch fern ab von allem Verkehr, von jeder geistigen Zugehörigkeit, gleichsam umgeben von einer chinesischen Mauer, die es abtrennte von der ganzen übrigen Welt. Keine Chausseen, keine Industrie, keine Ausfuhr seiner Producte, ein mittelalterliches Dasein, eingefriedigt in die Familie, in den Erwerb und Verkehr des Tages. Nur Luft, Licht, nur Sonne hatten die guten Mecklenburger mit der ganzen Welt gemein, und sie waren stolz auf ihr gutes Ackerland, auf ihre schönen Pferde, auf die Jagden in ihren gräßlichen Wäldern, und sie beneideten die ganze Welt nicht um das, was sie außerdem noch besaß und von dem der Mecklenburger kaum wußte, daß es ihm mangelte.

Jeder war an die Scholle gebunden, und wenn irgend einmal ein Bervogener sich davon frei machte und in die Welt ging, so ward er, heimkehrend, als ein ganz anderes Wesen betrachtet, und man drängte sich in seine Nähe

und schaute ihn bewundernd an, als wäre er die Taube, welche mit dem Delblatte heimkehrt, die wunderbare Kunde bringt von der Welt da draußen.

Für uns Kinder hatte diese Abgeschlossenheit ihr Gutes und Schönes; wir gediehen körperlich und geistig, dabei in urwüchsiger Frische. Wir waren gesund an Leib und Seele und für meine Eltern mag es wohl ein erfreulicher Anblick gewesen sein, wenn sie mit uns um den großen runden Mittagstisch saßen, und auf die zehn frischen und fröhlichen Kinder schauten, von denen das kleinste noch auf einem hohen Stuhle saß, und doch schon einen Nachfolger gefunden hatte, der drüben in der Wiege lag und dem Leben entgegenträumte. Meine Mutter hatte zu unserem allerhöchsten Entzücken dem Vater ein erstes Kind geschenkt; er hatte sich dazu so sehr gefreut, als wäre es sein erstes Kind, und wir anderen zehn auch, von denen der Älteste fünfzehn Jahre zählte, waren voll Freude und Sonne über den kleinen „Engel“, den Gott uns so recht zu unserem Entzücken hatte vom Himmel niedergesandt.

Ein Jubel- und Festtag war's, als das Kleinste drei Wochen nach seiner Geburt, wie es das strenge Gesetz in Mecklenburg verordnet, getauft wurde; ein doppelter Festtag, denn der Großherzog hatte sich selber zu Gevatter geboten, bei diesem ersten Kinde seines Freundes, und er kam nicht wie ein regierender Herr, sondern wie ein Freund zum Freunde, ohne Ceremonie, ohne irgend eine Begleitung, von seiner Residenz herüber zum Tauffest.

Es war Sommer und das ganze schöne Haus, das wir bewohnten, war mit Blumen und Guirlanden geschmückt. Wir Kinder alle in unseren Festgewändern, mit Blumen in den Händen und Kränzen im Haar, empfingen den geliebten Herzog auf der Freitreppe unseres Hauses.

Ich hatte nun schon gelernt, dem hohen Herrn nichts.

mehr von der langen Nase zu sagen und den Prinzessinnen, welche noch oft zu uns kamen, nicht mit Schlägen zu drohen. Die Cultur des Lebens hatte mich schon in ihre Schule genommen und ich wußte, daß man sich tiefer neigt vor den hohen Herrschaften wie vor anderen Menschen. Ich hatte mir auch den Kuß von der Gouvernante einüben lassen zur Bewillkommung des Großherzogs, konnte ihn aber jetzt doch nicht herausbringen, so vertieft war ich in seinen Anblick.

Als in dem großen Saal unseres Hauses die Taufceremonie vollzogen ward und wir alle Zehn in Reihe und Glied als lebende Treppe hinter dem Täufling aufgestellt wurden, ging mein Vater mit leuchtenden Augen an der Reihe herunter und küßte alle die frischen rothen Lippen, die sich lächelnd ihm darboten, und der gute Großherzog mochte das gar appetitlich finden, denn er folgte dem Beispiele seines Freundes, machte auch die Reihe durch und küßte Jeden von uns mit herzlichen Segenssprüchen für die Zukunft. Ich verweile bei diesem Tage, denn ach, wie wenige von denen, welche jenem letzten Familienfeste beiwohnten, sind noch übrig geblieben, und wie groß ist die Gräberstraße geworden, auf welcher ich gesenkten Hauptes dahingehe. Meine Eltern und der Großherzog sind längst gestorben und von elf Geschwistern sind nur noch sechs am Leben, zerstreut alle hierhin, dorthin; zerstreut auch die Gräber, fern im südlichen Amerika die Gräber von zweien meiner Brüder und von diesen das eine mit Blut besleckt, das andere mit Gift. Ich werde später davon zu reden haben. — Die Lebenden, weit getrennt und nur selten Eines das Andere sehend; niemals aber seit jenen glücklichen Tagen wieder Alle vereinigt.

Sa, ich verweile noch einen Moment bei diesen glücklichen Tagen; sie steigen mit hellem Sonnenglanze wieder in meiner Seele auf. Eine glückliche Jugend ist die schönste Mitgift für das ganze Leben und sie gibt dem

Gemüth eine Freudigkeit und Frische, die niemals versiegt, die ausdauert, so lange das Leben selber währt. Möge Trauriges kommen, die Sonne der Erinnerung ist in der Seele und wirft durch alle Nebel und Schatten hindurch immer noch einen Strahl des Glückes, der das Herz noch erwärmt, wenn es außen auch recht kalt und stürmisch geworden ist.

Darum bin ich auch der Meinung, daß man immer trachten soll, seinen Kindern soviel Lebensfreude als möglich ist, zu bereiten, und sie genießen zu lassen so viel Gutes, als man ihnen zu bieten vermag.

Warum soll man die Kinder schon entbehren lehren, da das Schicksal doch ein so strenger Lehrmeister ist, der Jeden in seine Schule nimmt. Mich dauern immer die armen Kinder mit den ernstern Gesichtern und den Denkmienen, die so viel lernen und arbeiten müssen und so wenig Genuß und Freude kennen, die mit sehnsüchtigen Blicken an den Theatern vorübergehen, welche ihnen die verschlossenen Tempel der Kunst sind, und welche man ihnen öffnet, weil man den strengen Grundsätzen, die Kinder „nichts zu früh“ solcher Genüsse will theilhaftig werden lassen. Wenn ich sie anschau, muß ich immer an die Geschichte von dem jungen Menschen im Bauernkriege denken. Er ward mit Anderen zum Tode geführt, weil er mit ihnen sich aufgelehnt hatte gegen ihre Zwingherrn; er war vielleicht ein Vasall gewesen der stolzen Gräfin von Walldorf, welche ihre Bauern in den Mondnächten hinausgeschickte an ihre Teiche, auf daß sie mit Hengabeln in das Wasser schlugen und die Frösche zum Schweigen brächten, welche ihren Schlummer störten; — und man führte ihn hinaus mit den Schaaren anderer Tausende, die irre geleitet von dem Gefühle ihrer eigenen Menschenwürde, sich ihre Freiheit hatten erkämpfen wollen. Man führte sie hinaus zum Tode, und da klagte der junge Mensch, jammerte laut und schrie: Muß ich denn schon

sterben, da ich noch so jung bin und mich nicht ein einziges Mal satt an Brod gegessen habe!"

Daran denk ich oft, wenn ich so streng erzogene Kinder sehe, die man principiell in Entbehrung erzieht und denen man die leichteren Freunden des Daseins, die genüßreiche Existenz nicht gönnt, weil man in harter Liebe meint, die Kinder müßten zuerst entbehren lernen, und sie dürften die Genüsse des Lebens nicht kennen, damit sie dereinst, wenn sie dieselben nicht haben können, sie nicht vermiffen.

Ich meine, das ist falsch, und wenn ein solches junges Wesen, das vom Leben nichts genossen hat, das noch nicht ein einziges Mal „sich satt gegessen hat an Brod,“ nun in der Blüthe seiner Jahre dahin geht in den Tod, was hat es anderes vom Leben dann gehabt als eben Entbehrung und Dämmerung, statt daß die Sonne des Glückes in sein Herz hätte hineinschauen können?

Ich meistheils suche meinen beiden Töchtern so viel Glück und Freude zu bereiten, wie ich nur irgend vermag, suche sie zu umgeben mit Licht und Luft und Sonne! Kommen dann die rauhen Tage, dann sollen sie zurückschauen und sollen mit Hiob sagen: Haben wir Gutes empfangen vom Herrn und sollten das Böse nicht auch ertragen? Der Name des Herrn sei gelobt. Kommt dann das Unglück, so sollen sie auch mit Goethe sagen: „Ich besaß es doch einmal, was so köstlich ist.“

Freilich fügt Meister Goethe weiter hinzu, „daß man doch zu seiner Dual nimmer es vergift!“ Aber darin wage ich in aller Demuth Goethe zu widersprechen, trotz meiner Autoritäten-Ehrfurcht! Daß man das Köstliche nicht vergift, das ist der höchste Gewinn und der herrlichste Trost auf dem Lebenswege. Charlotte Birckmeißer hatte über ihrem Schreibtisch eine große Tafel aufgehängt, darauf stand mit goldenen Buchstaben das

Wort Homer's gedruckt: „Dulde nur aus, mein Herz, noch härteres hast du geduldet!“

Man muß wahrlich viel hartes erduldet haben, um in den Düsternissen der Gegenwart sich damit zu trösten, daß man „noch härteres geduldet“ hat und möge das Schicksal alle die, welche ich liebe, bewahren vor diesem Troste! Mögen sie in der harten Gegenwart zurückschauen in die Vergangenheit und zu sich selber sagen: Jetzt ist unser Himmel von Wolken umdüstert; aber wir haben hinter uns ein sonniges Dasein und wir hoffen, daß die Sonne dereinst auch für uns wieder die Wolken durchbrechen werde.

VII.

Der Magnetismus, dessen gefeiertste Priesterin in Berlin also eine Mecklenburgerin, Frau von Kinsky war, hatte vor dem Jahre 1822, dem Todesjahre Hardenberg's, in Berlin seine mysteriösen Orgien gefeiert, und jetzt, fünf oder sechs Jahre später — so viel Zeit brauchte damals jede neue Bewegung, um durch irgend ein Löchlein der chinesischen Mauer nach Mecklenburg hineinzuschlüpfen — fand er auch in Mecklenburg seine Anhänger und Gläubigen. Die Edeldamen auf ihren stolzen Schlössern in ihrer unnahbaren feudalen Herrlichkeit litten zu jener Zeit in Mecklenburg an der schlimmsten aller Krankheiten, an der Langweile. Die Herren Grafen und Barone, ihre Eheherren, hatten ganz andere Dinge zu thun, als daheim in den stillen Schlössern mit ihren Damen zu verkehren. Die Jagd, die Pferde, das Kartenspiel, die Ressourcen in der nahen Stadt, in denen man würfelte und Sect trank und sich von den Erfahrungen in der Landwirthschaft unterhielt, wenn man gerade nichts Besseres wußte, das Alles nahm die Zeit der vornehmen Herren in Anspruch und die Edelfrau blieb allein. Für ihren großartigen Haushalt war zur Besorgung desselben die Wirthschafterin da, für die Erziehung der Töchter hielt man eine Gouvernante und für die Erziehung der Söhne einen Hauslehrer.

Diese Hauslehrer waren nun der Sonnenstrahl in dem düsteren Leben der Edelfrauen, sie waren wie ein Delblatt, das die neue Zeit ihnen hinüberfandte in ihre Dede, und während der Schlossherr und Ehegemahl sich auswärts amüßte oder in seinem Rauchzimmer mit den Herren seiner Bekanntschaft, die zum Besuche gekommen waren, sich unterhielt, verweilte der Hauslehrer bei der gnädigen Frau.

Der Cultus des Hauslehrers, den Spielhagen eingeführt und der seitdem Mode geworden, stand in Mecklenburg und dem benachbarten Pommern in Blüthe, und aus Pommern hat Spielhagen sich seinen Stoff zu den „problematischen Naturen“ geholt. Er war Hauslehrer auf einem Edelhofe nahe bei Stralsund, und in der dortigen Gegend beklagt man sich noch heute über die vielen Indiscretionen, welche der frühere Hauslehrer Spielhagen später als Dichter an Denen geübt, welche den Hauslehrer so arglos in ihre Kreise und Familien aufnahmen.

Sie behaupten, daß die „problematischen Naturen“ nur wohlgelungene Porträts enthielten und daß der schöne und interessante und von allen Damen angebetete Hauslehrer in den problematischen Naturen „Herr Oskar“ das Porträt des Herrn Spielhagen selber sei. Ich aber bin überzeugt, daß er selbst ein pflichtgetreuer Hauslehrer war, denn der hat zu allen Dingen Zeit, nur nicht zu Dem, wofür er bezahlt wird: zum Unterrichte und zur Erziehung der Kinder.

Der Hauslehrer aber spielte damals auf allen Edelhöfen eine sehr wichtige Rolle, und ein Vetter von mir, der auch auf seinem Edelsitz thronte, zog es vor, seinen kleinen Sohn sehr frühzeitig in die Stadt in Pension zu geben: „Denn,“ sagte er mit einem listigen Augenzwinkern, „ich liebe die Hauslehrer nicht! Ein Lehrmeister ist gar oft ein Mehrleister.“

Ein Hauslehrer war es auch, der dem Magnetismus und Somnambulismus zuerst in Mecklenburg Eingang verschaffte. Er hatte seiner schönen, jungen Herrin, deren zwei Söhne er erziehen sollte, erzählt von dem, was er in Berlin gesehen und gehört, er war dort Mitglied einer geheimen Gesellschaft gewesen, in welcher man dem Cultus des Magnetismus huldigte, ein Schüler Wolfram's, des Magnetiseurs. Er hatte sogar die Stelle eines Famulus bei ihm bekleidet, und die Frau Baronin horchte mit athemloser Aufmerksamkeit auf die wunderbaren Erzählungen von den Somnambulen, die im magnetischen Schlafe oft solche Wunderdinge prophezeiten und vor denen die Geheimnisse der Welt, der Politik und der Herzen alle sich aufgethan.

Bald darauf erkrankte die Frau Baronin, und der Hauslehrer konnte den ängstlichen Herrn Gemahl damit trösten, daß diese Krankheit nicht gefährlicher Natur sei, daß er zum guten Glück gerade in der Cur derselben Erfahrungen habe, und daß er hoffe, die gnädige Frau von dieser wunderbaren Schlassucht, in der sie oft mit lauter Stimme ihre erhabenen Visionen schilderte, zu befreien.

Die Krankheit der Baronin machte damals unendliches Aufsehen. Die lieben Freundinnen und Nachbarinnen kamen von ihren Edelsitzen nach dem Schlosse, um der Freundin ihre Theilnahme zu beweisen, und auch, um Zeugen der wunderbaren Zufälle zu sein, welche die Baronin oft plötzlich im Gespräch überfielen. Es flog dann ein Zittern durch ihre Gestalt, sie starrte mit weit geöffneten Augen in die Luft, ihre Lippen bewegten sich im leisen Geflüster; dann sank sie allgemach in den Divan zurück und lag bewegungslos wie eine Leiche da, bis daß die schöne, volle Gestalt sich in krampfhaften Zuckungen ineinander drängte und auseinander zerbrach. Dann rief man den Hauslehrer, und er mit seinen weißen

schönen Händen wehte leise über ihre Gestalt hin, machte gar seltsame Bewegungen über ihr Angesicht nach ihrem Herzen hin. Da legten sich allmählig die Krämpfe und Zuckungen, und das Stöhnen, welches so angstvoll aus ihrer Brust hervorgetönte, verstummte. Sie lag dann als eine Schlafende da, mit selig verklärtem Angesicht, mit lächelnden Lippen, die zuletzt zu flüstern begannen, von himmlischen Visionen berichteten und göttliche Mysterien heiliger, reiner Liebe kündeten. Diese Krankheit der Baronin war ansteckend wie andere Kinderkrankheiten, wie die Masern und das Scharlachfieber, und bald gehörte es gewissermaßen zum guten Ton der vornehmen Edel Frauen, daß sie am magnetischen Schlafe litten.

Mein Onkel, der Medicinalrath, der als vielbeschäftigter Arzt in der kleinen Stadt Penzlin, dem Geburtsort meines Vaters, lebte, wußte viel davon zu erzählen. Es verging bald kein Tag, ohne daß er nicht von irgend einem der benachbarten Edelsitze reitende Boten erhielt, die von dem Gutsherrn ein flehentliches Briefchen brachten, in welchem man den Medicinalrath beschwor, zu der kranken Gemahlin zu kommen, die plötzlich von Krämpfen befallen worden sei. Er indessen war darüber mehr geärgert, als erfreut, und die Krämpfe und Zuckungen der schönen Edel Frauen machten nicht den mindesten Eindruck auf ihn; sie bekehrten ihn durchaus nicht, und er blieb dabei, daß er den Magnetismus für ein Unding und den Somnambulismus für eine Lüge erklärte. Wie oft hörte ich ihn mit einem spöttischen Lächeln und einem verächtlichen Achselzucken von diesen vornehmen Damen sprechen, die nichts zu thun hätten, aus Langweile krank würden und aus Langweile die neue Mode, den Magnetismus, mitmachten.

Er kam oft zu uns nach Neu-Brandenburg, das nur wenige Meilen von Penzlin entfernt war. Die innigste Freundschaft vereinte ihn mit meinem Vater. Er war

sonst ein ernster, strenger Mann und sein schönes, edles Angesicht hatte immer einen fast harten Ausdruck, der sich nur milderte und besänftigte, wenn er zu meinem Vater sprach. Seine Frau, die Schwester meines Vaters, sagte oft lächelnd, daß sie auf der Welt keinen andern Nebenbuhler habe und auf Niemanden sonst eifersüchtig sei, als nur auf meinen Vater; denn sie glaube, ihr Mann liebe meinen Vater mehr, als sie und ihre Kinder.

Der Medicinalrath war im Lande Mecklenburg der angesehenste und gefeierteste Arzt, und meine Tante wußte außerdem viel zu erzählen, wie sehr die Damen ihn anbeteten und wie oft sie das recht ungenirt ihm zeigten; er aber in seinem ernsten, strengen Sinne beachtete das nicht, und die schönste Frau war ihm immer nur „eine Patientin“.

Er liebte seine Frau, sie war seine erste und einzige Liebe gewesen, und dieses stolze, harte Herz hatte nur in diesem einen Gefühl sich erweicht; sein Herz war wie flüssiges Gold gewesen und darin hatte sich der funkelnde Brillant der Liebe hineingelegt und war von demselben umschlungen worden als einziges Juwel. Er liebte seine Frau, die Schwester meines Vaters, nach neunjähriger Ehe, da sie schon Mutter von sechs Kindern geworden, noch eben so heiß, als an dem Tage, da er mit ihr zum Altar getreten.

Eines Tages kam er zu ungewöhnlicher Zeit zu uns gefahren, und seine hohe Stirne war wie von Wolken umschattet. Er bat meinen Vater, mit ihm in den Garten zu kommen, er hätte ihm etwas zu sagen. Ich ging natürlich mit, denn das war mein Vorrecht; wenn mein Vater nicht Amtsgeschäfte hatte oder im Studirzimmer verweilte, war ich an seiner Seite, und die kleine Tochter war für ihn, wie das kleine treue Hündchen, das ihn auf seinen Spaziergängen begleitete, das zu seinen Füßen lag, wenn er im Garten auf seinem Lieblingsplatze unter

dem selbst gepflanzten Storchbäume saß und zu dem er sprach wie mit sich selber, nachdenklich oft und ohne zu wissen, daß er laut seinen Gedanken Ausdruck gab.

Ich also ging natürlich mit und kauerte zu den Füßen meines Vaters, während er mit dem Dufel auf der Bank sich niederließ. Ich begriff wohl wenig von dem, was mein Dufel sagte, aber gleich die ersten heftigen Worte, die er sprach, imprimirten sich meinem Gedächtnisse so tief, daß ich sie noch heute weiß und es mir noch heute ist, als höre ich den seltsamen, vor innerer Bewegung zitternden Ton seiner Stimme. „Ich werde irre an mir selber,“ sagte er, „irre an Allem, was ich bisher für wahr gehalten, irre an der Wissenschaft und der Erkenntniß! Alle meine Glaubenssätze sind umgeworfen und ich stehe als ein unwissender blöder Thor; Gott gebe, daß aus Saulus nicht ein Paulus werden wird.“

Und nun erzählte er meinem Vater, weshalb er in den letzten Wochen so selten gekommen, und was seine Seele seitdem ausschließlich beschäftigte; es war die Krankheit der jungen Comtesse von W Er hatte für diese junge Dame stets ein hohes Interesse gehabt, sie gehörte für ihn zu den Ausnahme-Erscheinungen der vornehmen Damen, die ihn sonst oft so einwirkten und ihn mit ihren Schmeicheleien und Huldigungen so lästig waren. Sie hatte kaum jemals für ihn eine Beachtung gehabt, sie war stolz und schön wie eine Lilie vor ihm aufgeblüht; sie hatte selten und wenig gesprochen, aber aus Allem, was sie sprach, leuchtete eine große Seele und ein tiefes, geistiges Leben. Sie lebte einsam und zurückgezogen mit ihrem Vater auf ihrem Edelsitz; aber die Armen auf den Gütern nannten sie ihren Schutzengel und die Kranken, zu denen mein Dufel gerufen ward, fanden an ihr eine milde und holde Pflegerin. Am Krankenbette ihrer Unterthanen allein begegnete sie meinem Dufel und dort allein sprach sie mit dem Medicinalrath

länger und ausführlicher, als sie es sonst that, wenn er von den Krankenbesuchen auf das Schloß kam und an dem Diner Theil nahm.

Nur zuweilen nach dem Diner, wenn der Graf von W . . . , ihr Vater, den Medicinalrath einlud, mit ihm in das Wohnzimmer zu kommen, geruhte die Comtesse Cäcilie auf ausdrücklichen Wunsch ihres Vaters, zu musciren. Sie war eine Virtuosa auf dem Clavier und der Medicinalrath, der sonst ein Musikknecht war, gestand doch, daß die Comtesse mit ihrer Kunstfertigkeit ihn fast zu befehlen vermochte.

Er erzählte, daß, wenn sie Clavier spielte, die Comtesse Cäcilie von einer wunderbar rührenden Schönheit sei, ihre bleichen, durchsichtigen Wangen färbten sich dann ein wenig, ihre großen schwarzen Augen nahmen einen Ausdruck von Verklärung an, und der Medicinalrath gestand, daß, als diese Augen eines Tages, während sie muscirte, sich auf ihn hefteten, er ein seltsames Bittern in seinem Herzen gefühlt, von dem er sich selber keine Rechenschaft zu geben vermochte. Jetzt, seit vier Wochen war die Gräfin Cäcilie erkrankt, erkrankt an der modernen Krankheit. Sie litt am magnetischen Schlaf, und bei ihr, so erzählte der Medicinalrath meinem Vater, bei ihr war das keine Täuschung und sie simulirte nicht. Er hatte sie oft beobachtet, wenn die Zuckungen und Krämpfe sie überfielen; er hatte gesehen, wie Purpurgluth über ihre Wangen hinschoß, und das krampfartige Stöhnen, welches aus ihrer Brust tönte, konnte nicht erheuchelt sein. Ein so edles erhabenes Wesen, wie Comtesse Cäcilie war, würde nimmer sich herabwürdigen zu so niedrigem Betrug. „Und warum sollte sie es auch,“ fügte er entschuldigend hinzu. „Sie will nicht wie die anderen Damen sich mit ihrer Krankheit interessant machen; sie hat es ausdrücklich verboten, daß man Jemanden außer dem Vater und mir zu ihr lasse, wenn die Krämpfe sie überfallen; und wenn

doch einige der Freundinnen von den benachbarten Edelsitzen kamen, unter dem Vorgeben, sie zu pflegen, so wurden sie immer abgewiesen. Einmal, als sie im magnetischen Schläfe lag, hatte sie ihrem Vater gesagt, sie würde nicht gesund werden, wenn sie nicht von dem Schlosse fortgenommen und unter specieller Aufsicht des Arztes gebracht würde. Er sollte den Medicinalrath bitten, daß er sie in sein Haus aufnehme, damit er stets in ihrer Nähe wäre, denn nur dann würde sie genesen.

Der Graf, ihr Vater, beeilte sich sofort, mit dem Medicinalrath zu sprechen, und der, ganz befangen von den wunderbaren Krankheitserscheinungen und eifrig bemüht, seine Studien unausgesetzt fortzuführen, der hatte eingewilligt, nachdem er mit seiner Frau gesprochen, sie in sein Haus aufzunehmen und ihr einige Zimmer zur Disposition zu stellen.

Als die Comtesse Cäcilie bei ihrem Erwachen von diesen Arrangements hörte, sträubte sie sich heftig dagegen und erklärte, sie wolle das Schloß ihres Vaters nicht verlassen und wolle nicht zu den Medicinalraths in Pension gehen. Sie weinte und als der Medicinalrath zu ihr kam, und ihr das Zweckmäßige des Arrangements auseinandersetzte, wandte sie sich ab und sprach kein Wort mit ihm. Aber am nächsten Tage im magnetischen Schläfe entschuldigte sich die stolze Gräfin Cäcilie und erklärte, man müsse sie wider ihren Willen zu ihrem Heile zwingen.

So hatte man denn die Comtesse wider ihren Willen veranlaßt, in die Stadt zu dem Medicinalrath zu übersiedeln; ein Krankenwagen, ganz mit seidnen Decken ausgefächelt, die Räder mit wollenen Bändern umwickelt, damit nicht irgend ein Stoß die zarte Gestalt unsanft rüttle, war für sie eingerichtet worden, und begleitet von dem Medicinalrath und ihrem Vater war Comtesse Cäcilie eingezogen in das Haus des Arztes.

Meine Tante hatte vorsorglich Alles zum Empfange der geheimnißvollen Patientin eingerichtet, und in dem sonstigen Staatszimmer wohnte seit einigen Tagen — Comtesse Cäcilie. Sie hatte seitdem jeden Tag mehr als einmal die furchterlichsten Krämpfe gehabt und war jeden Tag stundenlang von dem magnetischen Schlafe befallen, der dann mit jenem wunderbar geheimnißvollen Zustande endete, in welchem die Somnambule mit geschlossenen Augen, die Glieder starr und wie von der Hand des Todes berührt, dalag und die Mysterien ihrer Seele und ihrer Gedanken von den Lippen klingen ließ.

Sie war wirklich eine Hellseherin und sie schaute mit ihren geschlossenen Augen Alles, was sie umgab, schaute hinein selbst bis in die Herzen und wußte in denselben zu lesen. Aber noch mehr, sie schaute auch weit hinaus in die Ferne und konnte erzählen von Allem, was in dieser Stunde ihr Vater auf seinem Schlosse trieb und was er dachte und beehrte.

Der Medicinalrath, der, wie wir erzählten, die magnetischen Kuren und Schwärmereien bisher verachtet und überhaupt trotz einer Unzahl von zarten weiblichen Kranken nur für seine Gattin ein Auge hatte, hatte vorgestern Das, was sie von ihrem Vater erzählt, aufgezeichnet, und war dann hinausgefahren zu dem Grafen, um ihm seine Aufzeichnungen mitzutheilen. Er hatte erbebend erkennen müssen, daß Alles genau sich so begeben und daß gerade zu jener Stunde und Minute der Graf Das gethan und gedacht, was seine Tochter verkündet hatte.

Das war, was meinen Onkel so tief erschütterte. Er war irre geworden an seiner Wissenschaft, irre an seinem Unglauben. Er mußte bekennen, daß der Magnetismus, an welchen er nie geglaubt, doch etwas Wirkliches und Wahrhaftiges sei, denn sobald er an das Krankenbett der Comtesse Cäcilie trat, legten sich die furchtbaren Krämpfe, und über das Angesicht, welches eben noch ge-

zuckt hatte in Schmerz und Entsetzen, zog, sobald der Medicinalrath mit seiner Hand über dasselbe hinstrich, ein sanftes Lächeln, und verklärte es zu seligem Aussehen.

Gestern hatte die Comtesse wieder ihren somnambulen Zustand gehabt, und da hatte sie dem Medicinalrath seltsame Mittheilungen über seine eigenen Gedanken und über sein eigenes Herz gemacht.

Sie hatte ihm gekündet, daß er bis jetzt ein Ungläubiger gewesen, daß er sogar in seinem zweifelnden Gemüthe es für möglich gehalten, daß sie ihn täusche; sie hatte ihm die Angst und Zerrüttung seiner eigenen Gedanken und seines Geistes geschildert und ihm zugleich mit einem seligen Lächeln gesagt, daß er nun im Begriffe sei, aus den Pforten der Dämmerung hervorzutreten an das Licht und ein Gläubiger zu werden, ein Paulus, da er bisher ein Saulus gewesen. Ferner hatte sie mit ihrem süßen und wunderbaren Lächeln ihm gesagt: „Du wirst bekehrt werden!“ (im Schlafe nannte sie ihn Du), „Du wirst bekehrt werden, wenn auch Der, den Du nächst Deiner Frau am meisten liebst, wenn auch Dein Freund bekehrt wird! Hole ihn her, er soll gläubig und bekehrt werden, damit auch Du es werdest!“

Deshalb kam der Medicinalrath zu meinem Vater und bat ihn, daß er am nächsten Tage herüberkommen solle nach Benzlin, um dem magnetischen Schlaf der Somnambule beizuwohnen.

Mein Vater versprach es, und mit erleichtertem Herzen verließ ihn der Medicinalrath.

Am andern Tage fuhr mein Vater hinüber nach Benzlin.

Ich hatte athemlos der Erzählung meines Onkels zugehört; sie war wie eine mysteriöse Musik vor meinen Ohren erklingen und hatte mein Kinderherz mit ganz neuen Ideen und Vorstellungen erfüllt. Ich bat meinen Vater so inständigst und glühend, daß er mich mitnehmen

möchte zu der schönen Kranken, daß er nachgab. Ich war ja das treue Hündchen, das überall bei ihm war, und warum sollte ich ihn auf dieser kleinen Reise nicht begleiten?

Der Onkel kam uns schon vor der Thür seines Hauses entgegen und erzählte geheimnißvoll und bewegt, daß die Kranke schon seit einer Stunde in ihrem wunderbaren Schlafe läge. Sie hatte in demselben ihm gekündet, daß mein Vater heute käme, sie wußte das, obwohl ihr der Medicinalrath weder von seiner Reise zu meinem Vater, noch von dessen wahrscheinlichem Kommen irgend ein Wort gesagt, aber sie wußte es doch, und sie sah mit ihren geschlossenen Augen hinein in die Ferne. „Setzt besteigt er den Wagen“, sagte sie, und dann nach einigen Stunden, als man in der Ferne das Rollen von Rädern hörte, hatte sie sich aufgerichtet und gesagt: „Setzt kommt Dein Freund, gehe hin, ihn zu empfangen, auf daß Ihr Beide glaubet und sehet.“

In dem Hause war Alles still, und leise gingen mein Vater und der Medicinalrath Hand in Hand die mit Teppichen belegte Treppe hinauf, deren hölzerne Stufen unter ihren Schritten knarzten und ächzten.

Ich ging hinter ihnen her. Wer achtete auf mich? Meine Tante war mit den Kindern beschäftigt, und in dem oberen Stockwerk des Hauses war Alles still.

Vor der Thüre blieb mein Onkel stehen, legte die Hand auf die Schulter meines Vaters und nickte ihm zu: „Wir stehen jetzt für mich an den Pforten einer neuen Welt“, sagte er, „und wenn ich aus der Thüre nachher wieder heraustrete, bin ich entweder ein Gläubiger, der, indem er glaubt, irre wird an Allem, was er gewußt und als recht erkannt, oder —“ er unterbrach sich selber schandernd, „das „oder“ kann und mag ich nicht ausdenken! Kommt!“

Er öffnete mit hastiger und doch vorsichtiger Hand die Thür. Sie traten ein, und ich schlüpfte hinter ihnen

in das Gemach. Mein Onkel sah es und nickte mir zu; er war immer gütig und freundlich zu mir, weil er wußte, daß mein Vater mich so sehr liebte.

In der Mitte des zweiten Gemachs auf einem Ruhebett lag im weißen Gewande die Comtesse Cäcilie. Ich stand sehen von fern und schaute sie an mit Entzücken und bewundernden Blicken. Ich hatte niemals eine solche Schönheit gesehen, und ich verstand jetzt das Wort, welches mein Onkel gestern von ihr gesagt: wenn sie in ihrem Schlaf da liegt, schaut sie aus wie eine Lilie, die lebendig geworden ist. Ja, wie eine Lilie, erhaben und rein, unschuldsvoll und majestätisch zugleich, so schaute sie aus, wie sie dalag auf dem Ruhebett, mit den geschlossenen Augen, den purpurrothen Lippen, auf welchen ein verklärtes Lächeln erglänzte, als jetzt mein Oheim zu ihr herantrat.

Er legte ihr sanft die Hand auf die Augen. „Cäcilie“, fragte er, und mir fiel es auf, wie lind und sanft seine Stimme war, „Cäcilie, bin ich allein?“

„Du willst mich versuchen mein Freund“, antwortete sie und ihre Stimme klang mir damals wie eine nie gehörte wunderbare Musik, ich dachte mir, so müßten die Engel im Himmel singen und sprechen. „Du willst mich versuchen“, sagte sie, „es regt sich auf dem Grunde Deines Herzens immer noch ein Zweifel und darum fragst Du so. Habe ich Dir nicht gekündet, daß der Freund, dem Du Dein Herz geöffnet und Deine Zweifel anvertraut, daß der kommen werde? Und meinst Du, ich wüßte jetzt nicht, daß er da sei? Du bist nicht allein, Du hast den Freund zu mir geführt und er steht hinter Dir und schaut mich an und meint durch mein Angesicht in meiner Seele lesen zu können. Soll ich Dir sagen, was Dein Freund in diesem Augenblicke denkt? Als er eintrat, da ist es wie eine Schauer durch seine Seele gegangen und er hat gemeint, daß er berufen sei, Dir

die Binde von den Augen zu nehmen und Dich mit der Fackel der Wahrheit aus dem Labyrinth, in welchem Du nach und nach Dich verloren hättest, zu erlösen! Aber warte nur, er, der als ein Ungläubiger eingetreten, wird als ein Gläubiger von dannen gehen. Laß ihn nur ruhig bei mir bleiben, er wird, weil er ein edler Mann ist, erkennen müssen, daß eine edle Seele, wie sie die Comtesse Cécilie trotz ihrer vielen Schwächen und Mängel besitzt, sich zu einem Betrüge nicht herabwürdigen kann. Lasse ihn hier bei mir bleiben und mich beobachten mit Dir. Aber Du weißt, mein Freund, für alle Andern sonst bin ich ein verschlossenes Buch und Niemand als Ihr Beide, die Ihr jetzt bei mir allein seid, Niemand sonst soll mich sehen und hören. Du versprichst es mir? Du wirst die entsetzliche Krankheit nicht für Andern zu einem Gegenstande der Neugierde machen? Ihr Beide allein dürft mich beobachten.“

Ich hatte mich näher herangeföhlichen, nur um die Musik dieser Stimme und die leisen Worte deutlicher zu hören und zu verstehen. Das Auge meines Onkels fiel in diesem Augenblicke, vielleicht weil ich irgend ein Geräusch gemacht, auf mich und er wandte sich jetzt wieder zu der Kranken hin, deren Augen er noch immer mit seiner Hand bedeckt hielt. „Aber wir sind nicht allein,“ sagte er; „es ist noch sonst Jemand hier im Zimmer — weißt Du, wer?“

Sie schüttelte leise ihr Haupt. „Ungläubiger, Du willst mich also wieder versuchen? Wir sind allein, Niemand außer Dir und Deinem Freunde ist bei mir.“

Ich schaute auf zu meinem Onkel.

„Sage, wer ist noch im Zimmer?“ fragte er mit drohender Stimme.

Das Lächeln, welches einen Augenblick auf ihrem Angesichte erstorben, wehte wieder über dasselbe hin.

„Du willst mich erschrecken und mit Deinem Zorn mich

einschüchtern; aber Du sollst doch zur Erkenntniß und zum Glauben geführt werden. Wir sind allein — ich lasse mich von Deiner zornigen Stimme nicht erschrecken; Du sollst sehen, daß die Comtesse Cécilie Dir in allen Dingen die Wahrheit kündigt: wir sind allein.“

„Ich sehe, daß Sie eine Betrügerin sind wie alle Andern!“ rief mein Onkel mit einer Stimme, die wie Donner rollte und mit zornig flammendem Antlitz stand er nun vor ihr und riß sie empor mit heftiger Gewalt aus ihrer ruhenden Stellung. „Gräfin Cécilie, Sie sind eine Betrügerin!“ wiederholte er noch einmal mit lauter Stimme und sie, plötzlich erglühend, sprang empor, öffnete die Augen und schaute im Zimmer umher. Ihr flammender Blick traf mich mit einer solchen Gewalt, daß ich wie vom Blitzstrahl getroffen zusammenschreckte und mich flüchtete weit in die Ecke des Zimmers hinter den Schirm, der vor dem Ofen aufgestellt war. Da kauerte ich mich nieder, von Entsetzen ergriffen und mit dem Gefühl, als wäre ich eine Verbrecherin, die ein furchtbares Unrecht begangen.

Ich hörte und verstand nicht, was sie da drinnen mit so lauten und so zürnenden Stimmen sprachen, verstand nicht, was das Weinen und Wehklagen der Gräfin, die donnernde Stimme meines Onkels und die begütigenden Worte meines Vaters zu besagen hatten. Ich weinte und hatte die Hände vor die Augen gelegt und kam mir vor wie eine Sünderin.

Jetzt auf einmal ward es still. Ich hatte das heftige Zuschlagen der Thüre gehört und begriff nun, daß mein Vater mit dem Onkel hinausgegangen war. Leise erhob ich mich und schaute angstvoll hinter dem Ofenschirm hervor. Dann zuckte ich zusammen, denn die Comtesse Cécilie hatte das Geräusch hinter dem Ofenschirm gehört und ihr Blick hatte sich dahingewandt. Ich wollte zurückweichen, aber sie sprang mit dem Zorn einer Löwin zu mir heran

und zog mich hervor. „Du bist es, die an meinem ganzen Unglück schuld ist!“ rief sie. „Ja, ich habe ihn geliebt. . . Ich bin zur Betrügerin geworden, ich wollte in seiner Nähe sein und habe mich herabgewürdigt zu einer Schauspielerin, welche heuchelte und log. Ach! ich war so glücklich, denn ich war in seiner Nähe; ich wollte und begehrte nichts weiter, und Du, unglückseliges Kind, Du hast mich aus allen meinen Himmeln gerissen!“

Ich höre noch heute diese jammernde, wehklagende Stimme und ich fühle noch heute wie damals mich in meinem tiefsten Innern erschüttert und bewegt und die Thränen, welche damals in Strömen über mein Angesicht niedervollten, brennen noch heute in meiner Seele.

Ich sank auf meine Knie und bat und flehte sie an, mir zu vergeben, denn ich hätte nicht gewußt, was ich Schlimmes gethan.

„Du hast nicht gewußt, unglückliches Kind, was Du Schlimmes gethan“, wiederholte sie mit einem höhniſchen, verächtlichen Lächeln. „Ich wills Dir sagen, was Du gethan! Du hast meine Seele in das Fegefeuer gestoßen, Du hast mich, welche ein paar kurze Tage im Himmel gelebt, in die Hölle geschleudert! Du hast gemacht, daß der einzige Mann, den ich auf Erden lieben konnte, und den ich geliebt habe mit der Gluth himmlischer Begeisterung, daß der mich jetzt verachtet und verhöhnt, und daß er mich wie eine entlarvte Betrügerin aus seinem Hause hinausgestoßen! Mein ganzes Leben wird hinfort nichts anderes sein, als Jammer und Elend und ich werde ihn nie wieder sehen! Er hat mir gesagt, daß er nie die Schwelle meines väterlichen Hauses wieder betreten wird, er hat mich verflucht als ein Betrügerin! Er hat mich verstoßen und die ganze Welt wird für mich nichts sein, als eine Wüste!“

Ihre Stimme zitterte; sie brach in Thränen aus und sank nieder auf den Divan, jetzt nicht mehr eine stolze

Himmels-Lilie, sondern ein armes, gebrochenes Menschenkind.

Ich sprang zu ihr hin, sank nieder vor dem Divan, faßte ihre kleinen Hände und drückte sie an meine Lippen. Ich flehte nochmals um Erbarmen und sagte immer wieder und wieder, daß ich nicht gewußt, was ich Schlimmes gethan.

Sie hob sich halb empor aus ihrer ruhenden Stellung und sah mich an mit einem solchen Blick des Hasses und des Zornes, daß ich noch heute in der Erinnerung davor erbebe.

„Du, mein böser Dämon!“ sagte sie. „Sieh mich an, Du unglückseliges Kind, stehe die Thränen, sie brennen wie das Feuer in meinen Augen und in meinem Herzen, und ich sage Dir, sie werden auf Deiner Seele brennen und werden schlimme Saat in Deinem Herzen aufkeimen lassen. Sieh mich recht an! Du weißt jetzt noch nicht, was Du gethan, aber eines Tages wirst Du es erkennen müssen, eines Tages, wenn Du in Schmerz und Verzweiflung, wie ich jetzt, die Hände ringst und wehklagend aufjammerst zum Himmel! Dann wirst Du dieser Stunde eingedenk sein und wirst sagen, Gräfin Cäcilie ist gerächt, und die Thränen, die ich ihren Augen entriß, die weine ich jetzt, und die Schmerzen, die ich ihr bereitet, die dulde ich jetzt! Dies ist mein Abschiedsgruß, unglückliches Kind, und nun gehe und mache, daß ich Dich niemals wieder sehe!“

Sie sprang hastig auf, ergriff meine Hand, riß mich durch das Zimmer hin, öffnete die Thüre und stieß mich hinaus.

Vor der Thüre war ich besinnungslos zusammengesunken, und da fand mich mein Vater, der mich überall gesucht und gemeint hatte, ich sei damals, als die furchtbare Scene begonnen, in der Angst aus dem Zimmer entflohen.

Zwei Stunden darauf kam Graf W. . . ., zu welchem mein Onkel einen reitenden Boten abgeschickt hatte, in seiner mit vier Pferden bespannten Equipage vorgefahren: die Pferde dampften und schäumten, so rasch war er gefahren, denn der reitende Bote des Medicinalrathes hatte ihm nur ein Zettelchen gebracht, auf welchem der Medicinalrath mit zitternder Hand geschrieben: „Kommen Sie sogleich, es hat Eile!“

Der Graf meinte wohl, seine Tochter liege im Sterben.

Jetzt vor der Thüre seines Hauses empfing ihn der Medicinalrath und führte ihn in sein Gemach.

„Was ist es, was ist mit meiner Tochter — fragte er angstvoll mit bebender Stimme — sie lebt doch noch?“

„Ja, sie lebt und ist ganz gesund“, erwiderte mein Onkel spöttisch. „Nehmen Sie die Comtesse mit sich, Herr Graf, und verzeihen Sie mir, wenn ich hiermit mich der übernommenen Pflichten selber enthebe. Ich kann nicht mehr Ihr Hausarzt sein, und bitte Sie, sich einen anderen Arzt zu wählen.“ Er verbeugte sich tief vor dem Grafen und ging hinaus.

Mein Vater geleitete den Grafen hinauf in die obere Gemächer zu der Comtesse und ließ ihn mit ihr allein.

Eine halbe Stunde später kamen die Beiden Hand in Hand die Treppen hinuntergegangen. Niemand geleitete sie zu dem Wagen.

Ich hatte mich ganz eingehüllt in die Fenstergardinen, damit sie mich nicht sehen sollte und schaute verstohlen hinaus. Ich sah, wie der Graf seiner Tochter die Hand gab, um in den Wagen zu steigen, dann sprang er selber hinein, die Pferde zogen an, und donnernd rollte die Equipage von dannen.

Ich habe die Comtesse Cécilie niemals wieder gesehen; aber vor meinem innern Auge ist sie oft erschienen, mit den zornigen Blicken, die über die kleine Rindergestalt hinglitten, mit den Flüchen und Verwünschungen für mich auf den Lippen, und oft in spätern Tagen, wenn bittere Thränen meine Augen füllten, habe ich ihrer Verwünschungen gedacht und — habe ihr verziehen!

Wenige Wochen später verbreitete sich das Gerücht, die Comtesse Cécilie von W. . . . habe sich verlobt mit einem reichen Franzosen, der früher schon öfter zu dem Grafen gekommen und den sonst, wie man sich erzählte, die Comtesse stets verlacht und verspottet habe. Jetzt auf einmal war sie milder geworden und hatte den wiederholten Antrag des Marquis angenommen.

Weil der Winter nahe war und der Marquis wünschte, nach Paris zurückzukehren, ward die Vermählung sehr beschleunigt, und schon acht Tage nach ihrer Verlobung fand dieselbe statt. Da war, wie mir meine Mutter später erzählte, der Graf von W. . . . zu meinem Onkel gekommen und hatte im Namen der Braut ihm die Bitte vorgetragen daß derselbe zur Vermählung nach dem Schlosse kommen und der Trauung beiwohnen solle.

Mein Onkel hatte es Anfangs verweigert und erst nach langen Verhandlungen hatte er endlich sein Kommen zugesagt, aus Rücksicht für den alten Grafen und um der Welt keinen Anlaß zu allerlei Gerede zu geben. Die Welt hielt ihn ja noch für den Hausarzt, und es war einmal Sitte, daß derselbe bei den großen Festlichkeiten im Schlosse als Ehrengast anwesend war.

Der Onkel versprach sein Kommen unter der Bedingung, daß er nicht nöthig habe, auch nur ein Wort mit der Comtesse zu sprechen und daß er sich stets entfernt von ihr halten dürfe.

Es ward zugestanden. Und so begab sich der Onkel am Hochzeitstage hinaus auf das Gut des Grafen von W. . . .

Die junge Marquise trat eine Stunde nach der Vermählung mit ihrem Gemahl die Reise nach Paris an, und niemals ist sie in ihre Heimat zurückgekehrt.

VIII.

Ich war nach der Erschlitterung jener furchtbaren Scene krank geworden und mein Vater hatte mich im Hause meiner Großmutter, die auch zu Benzlin wohnte, zurückgelassen. Ein hitziges Fieber war bei mir ausgebrochen und in meinen Phantasien hatte ich immer von der blassen Gräfin und den bösen Augen, die mich verfluchten, gesprochen.

Das war Alles, was meine Verwandten von jener Scene erfuhren. Auch später, wenn sie mich fragten, was die kranke Gräfin mit mir gesprochen, wich ich scheu und angstvoll ihren Fragen aus; denn es war mir, als ob jener Fluch, den sie über mich ausgestoßen, dann erst zur Wirksamkeit gelangen könnte, wenn ich ihn wiederholte. Und ich habe, so oft ich jener entsetzlichen Scene in späteren Jahren auch gedachte, ein angstvolles Zittern in meinem Herzen empfunden.

Meine Genesung ging indessen so rasch vorwärts, wie dies bei sonst gesunden und kräftigen Kindern der Fall zu sein pflegt. Meine Großmutter und ihre unverheiratete Tochter, die bei ihr wohnte, pflegten mich, die erstere mit Bärtlichkeit, die Tante mit dem strengen Gefühl einer übernommenen Pflicht, aber ohne Liebe. Sie war stets kalt und streng, und wir Kinder hatten eine

unaussprechliche Schen vor ihr, ohne daß wir wußten, weshalb. Sie that uns niemals Etwas zu leide, aber sie that uns auch niemals Etwas zu gute; sie war unmächtig streng und strafte uns stets gerecht, aber niemals mit Milde.

Wenn wir, die Tochter meines Onkels, des Medicinalrathes und ich, zusammen waren, so flüsteren wir uns heimlich und verstohlen, als fürchteten wir, von ihr gehört zu werden, einander zu, daß wir Tante Sophie gar nicht sehr liebten, daß sie immer ein böses Gesicht mache und recht häßlich sei. Und dann bemerkte meine Cousine, die um ein Jahr älter war als ich, mit geheimnißvollem Tone: „Das kommt davon, daß sie eine alte Jungfer ist!“

Was das nun für ein Begriff sei, war uns damals noch sehr unklar, und nur weil die Gouvernante meiner kleinen Cousine im Aerger über das unfreundliche Wesen der Tante Sophie diesen feierlichen Ausspruch gethan: „Sie ist eine böse, alte Jungfer!“ waren wir ganz von dem Gedanken erfüllt: „Sie ist eine böse, alte Jungfer!“

Sie war indessen gar nicht so alt, da sie kaum dreißig Jahre zählte, aber häßlich war sie, unleugbar häßlich und gleich mit den kleinen düstern Augen, mit der breiten, niedrigen Stirn, der glatten Stumpfnase und den aufgeworfenen Lippen ganz und gar nicht ihrer schönen Schwester, der Medicinalrätthin. Diese blühte neben ihr wie eine volle Purpurrose, und wenn man in ihr strahlendes Angesicht sah und in die glänzenden, dunkelbraunen Augen, dann begriff man wohl, daß der Medicinalrath sie so zärtlich liebte und auch als Ehemann ein so treuer Liebhaber blieb, wie die Leute sagten.

Vielleicht war es das Alleinsein meiner Großmutter mit der Tante Sophie in dem großen öden Haus, welches sie wünschen ließ, daß ich bei ihr bleiben möge.

Als mein Vater kam, um die genesene Tochter heimzuholen, äußerte meine Großmutter diesen Wunsch, und mein Vater liebte seine Mutter zu innig, um ihr irgend eine Lebensfreude, die er ihr verschaffen konnte, abzuschlagen. Meine Eltern willigten also ein, daß ich längere Zeit in Penzlin bei meiner Großmutter bleiben sollte. Man rief mich aus dem Garten, um mir diese Botschaft zu verkünden. Ich aber brach zum Schmerz meiner Großmutter und zum Jorn meiner Tante Sophie in Weinen aus und bat schluchzend, daß sie mich mit heimnehmen möchten zu den Geschwistern und in den schönen Garten hinter dem Vaterhause, und daß man mich nicht allein lassen solle in dem öden, weiten Hause meiner Großmutter.

Aber mein Vater hatte einmal sein Wort gegeben und meinte wohl, daß Kinderthränen bald zu fließen aufgehören. Außerdem gab es aber noch eine andere Calamität, die ihn dazu bewog. Es gab in meiner guten Vaterstadt Neu-Brandenburg keine Gelegenheit, den Töchtern einen genügenden Unterricht zu ertheilen. Wir hatten eine Gouvernante, aber sie war nur geeignet, die kleineren Kinder zu unterrichten, und meinem aufstrebenden, lebhaften Geiste genügte sie nicht mehr. Während sie meine jüngeren Geschwister unterrichtete, war das junge Mädchen doch nicht mehr im Stande, meiner Lebhaftigkeit Zügel anzulegen und meine Aufmerksamkeit bei den Unterrichtsgegenständen festzuhalten, welche ich schon längst vorher begriffen hatte. Eine „Töchterschule“ gab es in unserer Stadt nicht, und die Lehrer am Gymnasium hielten es unter ihrer Würde, Privatstunden an junge Mädchen zu ertheilen.

So erschien es denn recht als eine Hilfe, daß sich in Penzlin Gelegenheit bot, meine Erziehung und Ausbildung genügend weiter zu führen. Es war seit Kurzem ein Prediger aus Schwerin an die Stadtkirche zu Penzlin versetzt worden, er war verheiratet und hatte zwei Töchter von zehn und zwölf Jahren, die er selbst unterrichtete.

Er hatte der Großmutter den Wunsch ausgesprochen, zwei oder drei junge Mädchen mit den feinen an dem Unterrichte Theil nehmen zu lassen, und die Gelegenheit zu meiner Ausbildung war also gefunden. Mit mir sollte auch die älteste Tochter des Medicinalrathes, Friederike, unterrichtet werden, und damit ich nicht so allein bei der Großmutter und der Tante in dem großen Hause wäre, ward auch Friederike zu der Großmutter übersiedelt. So hatte ich denn meine erste Freundin in meiner Spielgefährtin und Unterrichtsgenossin gefunden.

Ich denke jetzt noch an die Winterabende, die wir in der kleinen Stadt Penzlin in dem großen düsternen Wohnzimmer der Großmutter verbrachten, und wenn ich so hineinschaue in diese fernen Zeiten, so ist es mir, als ob ein Jahrhundert mich von ihnen trennt, als ob ich in eine ganz andere Welt staunend hineinblicke!

Auf dem großen, runden Tisch in der Mitte des Gemachs stehen vier Leuchter und darauf diese fürchterlichen Talglichter, die mit ihrem Dunst das Gemach erfüllten und ihre aufgelösten Fetttropfen auf die breite Manschette von Porzellan niedersickern ließen, welche den Rand des Leuchters umgab. Diese Art Beleuchtung war damals in ganz Mecklenburg noch Gebrauch, und das Licht der Dellampen, welches anderswo längst der cultivirten Welt aufgegangen, war für das liebe Mecklenburg damals noch ein unbekannter Himmelsstrahl. Um diesen runden Tisch mit den vier Talglichtern saßen wir an jedem Abend vereint. Da war die Großmutter mit dem schönen, zufriedenen Gesicht der alten Frau, die niemals Sorgen und Kummer gekannt, niemals Unglück erlebt hatte. Sie saß in behaglicher Gemächlichkeit auf dem hohen Lehnstuhl vor dem Spinnrade, von Nußbaum gedrechselt und zierlich mit Silberverzierung ausgestattet, das mein Vater ihr zum Weihnachtsgeschenk gemacht. Ihre schönen weißen Hände, das einzige, was aus der

Jugendzeit ihr noch geblieben, waren eifrig mit dem Drehen des Fadens beschäftigt, welchen sie aus dem mit einem Delfner Flachs unwickelten Rocken herniederzog. Neben ihr rechts und links auf hölzernen Schemmeln saßen meine Cousine und ich; auch wir hatten jedes ein Spinnrad und ließen es lustig schnurren. Ueber dem Schnurren der drei Räder erhob sich die Stimme der Tante Sophie, die uns hallend laut, denn die Großmutter war ein wenig taub, vorlas und zwar die Iliade des Homer.

Ich bitte den erhabenen Homer hiermit in tiefster Zerknirschung um Verzeihung, denn ich muß bekennen, daß ich kein Buch so sehr gehaßt habe als den unsterblichen Homeros! Er war an jedem Abend unsere Plage und unser Entsetzen und an jedem Abend hatten wir armen Kinder zu kämpfen mit dem Schlaf, der wider unseren Willen uns übermannen wollte und den selbst die kreischende Stimme der Tante nicht fern zu halten vermochte!

Nur einmal weiß ich, daß Homeros mich in dieser Dämmerstunde zum fröhlichen Gelächter aufweckte, und das war, wie Tante Sophie uns die Odyssee vorlas und die Schilderungen von der Heimkehr des Odysseus, und wie er da die treulosen Weiber und Dienerinnen der ehrfamen Penelopeia, die sie zu bösen Dingen verleiten wollten, hinausführte in den großen Schafstall und sie dort aufhängte, eine neben der andern wie Schafe. „Und sie zappelten noch ein wenig, aber nicht lange,“ bemerkt da ganz lakonisch Homer. Und dieses Wort entzückte und begeisterte mich zu einem fröhlichen Gelächter und blieb lange nachher noch das Stichwort, mich zum Lachen anzuregen.

In der guten Stadt Penzlin bei meiner Großmutter blieb ich ein ganzes Jahr, und man könnte meinen, dieses Jahr in der kleinen iden Stadt müsse ein trauriges und einsörmiges gewesen sein; doch war es reich für mich an den anserlesensten Zerstreuungen, und der ganze

Uebermuth und die tolle Lustigkeit meiner Jugend konnten sich ungefesselt und unbehindert austoben.

In Benzlin wohnte ein Bruder meiner Großmutter, ein zweites Original meiner Familie, oder vielmehr er war mehr als das, er war ein Genie, ein Mann von höchstem Wissen und von der höchsten Begabung, von hinreißender Liebenswürdigkeit in seinem Wesen, dabei von sprudelndem Humor und unerschütterlicher Heiterkeit.

Er hatte nicht immer in Benzlin gewohnt; war hinausgezogen in die Welt, um die Arzneiwissenschaften zu studiren, hatte glänzende Examina gemacht, seine Doctor-Promotion vollendet, und war dann in Berlin geblieben, Jahre lang. Aber eines Tages war er heimgekehrt, hatte seiner Schwester, meiner Großmutter, erklärt, daß die ganze Welt da draußen nichts sei als ein großes Lügen- und betrügerisches Nest, daß Alle lügen und betrügen, am ärgsten die schönen Frauen, und daß er mit dem ganzen Schwindel nichts zu thun haben, sondern in der lieben kleinen Stadt Benzlin von nun an bleiben wolle. Er hatte sich, da die verstorbenen Eltern ihm ein glänzendes Vermögen hinterließen, ein prachtvolles Haus gebaut mitten in der großen Hauptstraße der Stadt, die eigentlich nur aus dieser einzigen Straße mit einigen Nebengassen bestand; da thronte er in unbestrittener Herrlichkeit, in seinem „Schlosse“, wie die guten Benzliner es nannten. Vielleicht hatte er sich in Berlin, wo er als Arzt lebte, des Ausspruchs Julius Cäsar's erinnert, daß es schöner wäre, der Erste in einer kleinen Stadt, als der Zweite in einer großen Stadt zu sein, und er war nach Benzlin zurückgekommen, um dort der Erste zu sein.

Und das war er, und Niemand hätte es gewagt, ihm seine Superiorität streitig zu machen. Wer irgend Hilfe und Beistand bedurfte, der kam zu meinem Onkel, dem Doctor, der indessen nicht practicirte, sondern nur in Ausnahmefällen dem Onkel Medicinalrath die Bitte

erfüllte und mit ihm an das Krankenbett seiner Patienten, wenn irgend eine seltene Krankheit vorlag, kam.

Für die Armen aber war er der stets bereite Arzt und Seelenforger, und für die Unglücklichen hatte er nicht nur Worte des Trostes, sondern auch Thaten der Hilfe. Mit den Glücklichen aber und den Frohen war er der Glücklichste und Fröhlichste und kein Fest konnte gefeiert werden, bei dem nicht Doctor Pfuhl präsidirte, und kein Kind konnte von wohlhabenden Eltern in den Stand der christlichen Gemeinde aufgenommen werden, ohne daß der Doctor Pfuhl nicht Taufzeuge sein mußte.

Die Armen wagten nicht, ihn zum Gebatter zu bitten, aber er ging zu ihnen, lud sich selber ein, brachte so Freude in das Haus der Armuth und segnete das neue Kind mit seiner Liebe und Großmuth. Die ganze Stadt betete ihren Doctor Pfuhl an und was er that, war wohl gethan, und was er sagte, das war Gesetz!

Und dieser gute Onkel Pfuhl war meine Freude und mein Trost in Benzlin. Eines Tages hatte er auf meinem kleinen Gesicht einen Zug von Schwermuth erkannt, und er nahm mich in seine Arme und küßte mich und flüsterte mir zu, wir wollen recht lustig miteinander sein und ich solle nur sehen, was für ein guter Spielkamerad er mir sein wollte! Und er war es wirklich, ein prächtiger Spielkamerad, der immer neue Zerstreuungen für mich und seinen Sohn Friedrich ausfindig zu machen mußte.

Meine Cousine hatte schon ein mehr gesetztes, jungfräuliches Wesen; ich aber war noch mit meinen elf Jahren wie ein junges Fohlen, das sich nicht die Zügel anlegen lassen wollte, das nur in ungebändigtem Dasein sein Glück und seine Gesundheit finden konnte! Ich gestehe, daß ich es bis zum zwölften Jahre für eine Schande hielt, wie ein ehrsamere, gesetzter Mensch zur Thür hinauszugehen. Wir hatten unsere Wohnung zu

ebener Erde, und draußen vor dem Fenster standen immer meine Schwingstangen bereit, und mußte ich herausgehen, erfaßte ich meine Stangen und schwang mich zum Fenster hinaus bis mitten auf den Damm hin.

Das war der Gegenstand steten Zürnens für Tante Sophie, der Gegenstand steter Belustigung für Onkel Pfuhl, und die Nachbarn ringsumher mußten es auch wohl ergötzlich finden, auf welche ungewohnte Art ich immer das Haus verließ, denn sie nickten mir stets zu, wenn ich vorbei ging, und hatten stets für mich ein freundliches Lächeln und ein gutes Wort.

Eines Tages kam Onkel Pfuhl, das geschilderte Original, zu meiner Großmutter und erbat sich von ihr und der gestrengen Tante Sophie, die unsere Erziehung überwachte, die Erlaubniß, mich und meine Cousine mitnehmen zu dürfen.

„Wohin?“ fragte die Tante.

„Zu einem kleinen Spaß!“ antwortete der Onkel.

Tante Sophie, so wenig sie uns auch einen Spaß gönnen mochte, mußte doch einwilligen, und wir zogen mit dem Onkel triumphirend hinaus aus dem stillen, großmütterlichen Hause.

„Wohin, wohin?“ fragten wir in athemloser Neugierde.

„In das Theater!“ sagte er mit seinem geheimnißvollen Lächeln uns zunickehend.

„In das Theater?“ schrieen wir ganz erstaunt, „wo ist denn hier ein Theater? Theater in Benzlin?“

„In meiner Scheune!“ erwiderte er lächelnd.

Und nun schritt er schnell vorwärts, und wir, an seiner Seite gehend, fragten immer wieder, was das für ein Theater sei und wie es dahin gekommen? Er schlug in der That den Weg zu seiner Scheune vor dem Thore ein, und wir sahen eine Menge Menschen, die auch dahin strömten, und es kam uns vor, als ob eines der Völker-

festen, von denen wir ja so oft im Homer gelesen, sich begeben möchte. Mir klopfte das Herz wie vor einem ungeheuren Ereigniß, als ich jetzt an der Hand des Onkels eintrat — — in die Scheune.

Da waren in der einen Hälfte der großen Raumeslänge Sitzreihen sehr kunstlos aus Steinen, über die man Bretter gelegt hatte, hergestellt, und drüben an der andern Seite hing ein großer Teppich hernieder und deckte den übrigen Theil der Scheune zu.

„Was ist das?“ fragte ich athemlos und zitternd vor Erwartung, „warum hängt da der Teppich?“

„Dahinter ist die Bühne und da werden die Schauspieler auftreten!“ erklärte der Onkel.

Ich schrie laut auf vor Vergnügen. Schauspieler! In meinem ganzen Leben hatte ich noch keine Schauspieler gesehen, und ich dachte mir, die müßten gar nichts Menschliches an sich haben und könnten weder sprechen, noch sitzen, noch gehen, noch sonst etwas Menschliches wie andere Menschenkinder. Schauspieler! das war für mich ein Märchenraum, und nun sollte ich welche sehen, und ein Theater war in der Scheune hervorgezaubert worden!

Gelesen hatte ich viele Theaterstücke schon und es war für mich immer ein Traum des Entzückens gewesen, zu denken, daß ich einstens, wenn ich groß sei und hinauskäme in die Welt, auch diese Schillerstücke, für die ich schon damals mit meinen elf Jahren mich begeisterte, aufführen sehen könnte. Natürlich hatte ich mir auch damals gedacht, wie wohl alle Kinder in dem Alter thun, ich könnte einmal Schauspielerin werden, und in meiner Begeisterung hatte ich schon angefangen, meine Lieblingsstücke, besonders die „Jungfrau von Orleans“, auswendig zu lernen. In meinem feurigen Eifer hatte ich gar nicht daran gedacht, daß jede Person ihres eigenen Vertreters bedürfte, und so hatte ich denn alle Personen in der „Jungfrau von Orleans“ zu meinem Studium gemacht

wobei ich doch schon instinctmäßig jeder Person einen andern Charakter und Ausdruck gab.

Und jetzt sollte ich ein Stück aufführen sehen, und zwar ein Stück, welches ich besonders liebte, „Die Räuber!“ Das stand auf dem Zettel geschrieben, den mir der Onkel darbot. Carl Moor, den ich in meiner kindlichen Phantasie anbetete, sollte ich nun in Wirklichkeit sehen, sollte seine wunderbare Gestalt, von der ich, als ich es zum ersten Male gelesen, Nachts geträumt, und die rührende Figur Amaliens vor mir agiren sehen! Es wirbelte alles in meinem kleinen Kopf, ich konnte nichts sprechen, nichts denken! Ich sah nur den Vorhang vor mir, und die fünf Stadtmusici, die ihre Walzer quintilirtten, machten für mich eine köstliche Musik.

Endlich nun rollte der Vorhang auf, und das Stück begann. Ich war wie in einer anderen Welt, für mich verschwand die Scheune und das Publikum, und wie von den Flügeln der Phantasie emporgetragen, lebte ich in dem alten einsamen Schlosse bei dem Grafen von Moor und seinem Sohn, dem entsetzlichen Franz! Einmal, als Franz seinen Vater anpackte, schrie ich laut auf vor Entsetzen, und Onkel Pfuhl mußte mich mit Gewalt niederdrücken, denn ich wollte durchaus hin und den Alten aus den Händen seines Sohnes befreien. Das Publicum um mich lachte, ich wußte nichts davon, ich schaute nur immer wieder hin und durchlebte Alles das, was sich da auf der Bühne begab.

Die Räuber-scenen entzückten mich wahrhaft, und als sie nun, auf der Erde gelagert, zu singen begannen: „Ein freies Leben führen wir“, da hielt's mich nicht länger, ich sprang auf die Bank und voll Jubel sang ich mit dem Chöre: „Ein freies Leben führen wir!“ Und das Publicum, hingerissen von meiner Begeisterung, erhob sich gleichfalls, und rings erscholl es im Chor: „Ein freies Leben führen wir — Ein Leben voller Wonne!“ bis —

der Onkel Pfuhl mit Stentorstimme Ruhe gebot, und nun das Stück weiter ging.

Ich blieb in meiner Begeisterung. Ein neues Leben that sich vor mir auf, und in der düstern Scheune bei der mangelhaften und vielleicht sogar komischen Darstellung der „Räuber“ entzündete sich in meiner Seele doch ein Strahl der ewigen unauflöschlichen Poesie und erfüllte mein ganzes Wesen von jener Stunde an mit Begeisterung und Entzücken, mit frohem Muth, Alles zu wagen, um Alles zu gewinnen: das heißt, ein wenig Ruhm und einen kleinen Zweig von dem Lorbeer der Unsterblichkeit!

Aber gegen Ende des Stückes ward ich aus meiner Begeisterung doch sehr unangenehm aufgeweckt.

Es war in der Scene, wo der alte Moor aus dem Thurm hervorgeholt wird. Da hörte ich um mich fürchterliches Lachen und Schreien: „Rief, der alte Graf hat den Doctor Pfuhl seinen Schlafrock an!“ Und man klatschte in die Hände, man schrie und jubelte immer wieder, daß der alte Graf Onkel Pfuhl's Schlafrock an hätte!

So war es wirklich. Er hatte die armselige Garde-robe der wandernden Schauspieler ein wenig vervollständigt und nicht daran gedacht, daß bei seiner Popularität die ganze Bevölkerung der Stadt seinen alten, längst abgelegten Schlafrock dennoch wieder erkennen würde!

Die Tragödie schloß also unter Lachen und fröhlichen Acclamationen, und ich allein nahm den tiefen Ernst und die inbrünstige Begeisterung mit heim aus der Scheune, in welcher ich mein erstes Theaterstück gesehen.

Einige Tage darauf führte der gute Onkel mich zu einem andern Vergnügen. Auf dem großen Marktplatz inmitten der langen Straße hatte ein Heilkünstler seine Bude aufgeschlagen, ein Dulcamara, ganz in der vortreff-

lichen Weise, wie wir sie jetzt wohl im „Liebestrank“ auf der Bühne, aber niemals mehr im Leben sehen. Was sonst sich in der Welt nirgends mehr begab, das konnte sich im Lande Mecklenburg immer noch begeben, und die Quackfalber durchzogen auf ihren mit Leinwand überspannten Planwagen, vor welchen das kleine, zottige, schwedische Pferdchen, prächtig aufgeschmückt mit rothen Schnüren und Troddeln, gespannt war, das ganze Land, um ihre Waaren feil zu bieten.

Ein solcher Quackfalber war es, der da auf dem Markt zu Benzlin seinen Thron aufgeschlagen. Auf einem Stuhl, über welchen ein rothes Tuch ausgebreitet war, stand er, prächtig angethan mit den gelbledernen Inexpressibels und mit Stulpenstiefeln, von deren braunen Aufschlägen sehr zierlich zu beiden Seiten Lederschleifen niederhingen; dazu einen blauen Frack mit gelben Knöpfen und im Knopfloch an der Brust ein Bouquet von Nelken, ein zweites an dem zerknitterten, breitkrämpigen Hut, der das rothe, fleischige Gesicht bedeckte. Rings um ihn her stand die ganze Bevölkerung der Stadt und horchte auf seine weisen Gesundheitslehren, die er mit kreischender Stimme zum Besten gab.

Eben als wir auf dem Marktplatz traten und durch die Menge, welche ehrfurchtsvoll zurückwich, dahinschritten zu dem würdigen Dulcamara, hielt er eine kleine Schachtel in die Höhe.

„Schaut, meine Herren und Damen!“ rief er, „hier habe ich ein Wundermittel! Ganz etwas Neues, etwas Unerhörtes, ein rechtes Entzücken für die Damenwelt! Kennen Sie, meine Damen, das Gedicht des unsterblichen Goethe, oder soll ich es Ihnen mittheilen?“

„Ja, ja!“ tönte es umher von den Lippen aller Damen, das heißt aller Weiber und Dienstmädchen, „ja, sagen Sie's uns!“

Er stemmte die Hände in die Seiten und mit lauter, brüllender Stimme begann er: „Es war einmal ein König, der hatt' einen großen Floh.“

Brüllen, Gelächter rings umher, wie's nicht mächtiger in Auerbachs Keller aus den Kehlen der Trinkbrüder hätte erschallen können!

„Ja, einen großen Floh!“ wiederholte der Quackfalber. „Seien Sie jetzt stille und hören Sie zu, was weiter von dem Floh erzählt wird!“

Mit hohem Pathos declamirte er das Gedicht. Als er geendet, erhob sich rings ein Sturm des Beifalls und wie der endlich verstummte, fuhr der Quackfalber fort:

„Von diesem Floh, der Minister geworden und dessen Söhne große Herren bei Hof sind, wissen unsere Damen alle zu erzählen, wie er sie plagt und peinigt, und gegen dieses Ungeheuer bringe ich Ihnen nun Errettung und Erlösung! Meine Damen, dieses Pulver hier,“ und wieder hob er die Schachtel empor, „ist die Rettung von dem Premier-Minister Floh, der uns so viele Plagen bereitet! Meine Damen, wenn Sie diesen Feind gefangen haben, so ist nur nöthig, etwas von diesem Pulver zu nehmen und es ihm auf den Kopf zu streuen, und im Augenblick ist der Minister Floh ein tochter Mann!“

Da erhob sich, nachdem der Quackfalber dies verkündet, die Stimme einer alten Frau.

„Herr Doctor,“ rief sie, „dat Pulver, dat bruck ick nich; wenn ich em erst heb, denn kann ick em ooch knacken!“ (Herr Doctor! das Pulver brauch ich nicht, wenn ich ihn erst hab, dann kann ich ihn auch knacken!) „Auch gut, meine Liebe,“ erwiderte er pathetisch.

Ein brüllendes Gelächter gab der alten Frau Recht, und der Doctor verkaufte von seinem Wunderpulver auch nicht eine einzige Schachtel in der ganzen Stadt.

W ü h l b a c h, Erinnerungen.

Ein andermal, als ich von furchtbarem Zahnweh geplagt war, und der Onkel Medicinalrath mir erklärte, der Zahn müsse ausgezogen werden, versprach mir Onkel Pfuhl eine glänzende Belohnung, wenn ich mich willig fügen und den Zahn herausnehmen lassen wolle. Aber all sein Zureden, seine Versprechen waren vergeblich. Zuletzt sagte er: „Wenn Du's thust, Cläring, dann soll Dragonersch durch die ganze Stadt die Polonaise tanzen!“ Da trocknete ich meine Augen und sagte beherzt: „Onkel, wenn Du das thust, dann will ich mir den Zahn herausnehmen lassen!“

Er gab mir darauf seine Hand und ich ging sofort mit ihm zum Barbier, der mir unter großen Schmerzen den Zahn herausnahm. Aber ich konnte vor Erwartung weder zum Weinen noch zum Schmerzgefühl kommen; ich dachte immer nur an Dragonersch, die durch die Stadt tanzen sollte.

Dragonersch war ein altes Weib, die in Penzlin für eine Art Hexe galt. Hoch aufgeschossen wie ein Rohr, war sie ohne Blüthe, ohne Blatt wie dieses, dürr, farblos, eine der Gestalten, von denen Boz sagt: „Die gelbe Haut hing um sie herum wie ein schmutziges Hemd.“ So war Trine Schalubben.

Mit ihrer großen und knochigen Gestalt war sie wohl berechtigt, als Dragoner die Kriege mitzumachen, und an der Seite ihres Gatten, den sie so leidenschaftlich liebte, daß sie feinetwegen hinauszog, hatte sie in den Befreiungskriegen gekochten. Allein war sie heimgekehrt und lebte nun von einer kleinen Pension, welche der Großherzog ihr ausgesetzt. Sie trug das eiserne Kreuz auf ihrem Kattunrock und ging stets mit weiten Schritten und majestätischer Haltung einher. Doch ließ sie trotz ihrer Heldenwürde sich herab, für die Einwohner Strümpfe zu stricken, that aber stets, als wäre das eine Gnade und als nähme sie aus Erbarmen die paar Schillinge an,

welche man ihr für die Strümpfe gab. Sie sprach wenig, und ein Unverschämter, der sie eines Tages in leichtfertiger Manier gebeten hatte, ihm von ihren Heldenthaten aus den Befreiungskriegen zu erzählen, war von ihr mit einer solchen Ohrfeige regakirt worden, daß er zum Entzücken der ganzen Stadt Tage lang mit einem geschwellenen Gesichte umherging.

Sie erzählte nie von ihren Heldenthaten, obwohl Andere berichteten, daß sie tapfer gekämpft und die Leiche ihres Gatten mit ihrem Degen vor den Feinden beschützt habe. Der Doctor Pfuhl erfreute sich ihrer Gunst, und nur, wenn er mit ihr schäkerte, schimmerte zuweilen der Glanz eines Lächelns um ihre schmalen, blutlosen Lippen.

Mir, die ich damals die Romane Walter Scott's mit Entzücken las, erschien Trine Schalubben immer wie die verkörperte Morne von Feathfull-Head, und ich hielt mich immer in seltener Entfernung vor ihrer majestätischen Erscheinung. Und nun sollte ich sie eine Polonaise durch die ganze Stadt tanzen sehen, so hatte mir Onkel versprochen, und ich wußte, daß er niemals etwas versprach, was er nicht auch erfüllte.

Es geschah wirklich so! Am andern Tage begab sich das Unerhörte! Dragonersch tanzte durch die Stadt, welche, wie gesagt, aus einer einzigen langen Straße bestand, an deren beiden Seiten sich die Häuser befanden, in denen die wohlhabenden Familien wohnten, während die ärmeren in den Duerstraßen ihre niedrigen Häuser hatten.

Nun in der Nachmittagsstunde trat Dragonersch am Neu-Brandenburger Thor auf die Mitte der Straße. Onkel Pfuhl und ich gingen auf der einen Seite, meine Cousine auf der anderen Seite. Vorher schritt der Stadt-Musicus mit seiner Violine, eine Polonaise aufspielend, hinter ihm, mit hochgehobenem Haupte, das gelbe, verjohrene Kattunkleid, welches allein ihre

dürre Gestalt umschlotterte, zierlich mit beiden Händen aufgerafft, tänzelte Dragonersich nach dem Klange der Musik dahin.

Überall öffneten sich die Fenster, und ein fröhliches Lachen ertönte, sobald man sah, was geschah, und Jeder stürzte hinaus auf die Straße. Mit jedem Schritt vermehrte sich die Schaar der Zuschauer, vor Allen der Kinder, welche eben aus der Schule kamen und kreischend nachfolgten.

Die Violine quitschte ihre Walzer, und stolz, mit erhobenem Haupte und ehrfamer Miene tanzte Dragonersich zum Entzücken der ganzen Bevölkerung durch die Straße dahin, langsam und würdevoll, das Nuttitz ein wenig zürnend über die ungeheuer anwachsende Menge. Als sie am Ende der Straße angelangt war, folgte ihr bereits die ganze Stadt, und ich war selig, als ich auf Onkel Pfuhs ausdrücklichen Wunsch Dragonersich zwei Friedrichsd'ors darreichen durfte.

Sie wußte, daß der Tanz eine Belohnung für mich war, und ihre kleinen Augen richteten sich mit einem bösen Ausdruck auf mich, als sie die beiden Goldstücke in Empfang nahm.

„Kieck, dat häst Du mi verschafft, über ick dank' Dir's nich, denn Du häst mi zum G'pott von ganz Benzlin mogt.“

(Sieh' dies hast Du mir verschafft; aber ich dank' Dir's nicht, denn Du hast mich zum Gespötte von ganz Benzlin gemacht.)

IX.

Mein Leben war bis dahin, bis zu meinem dreizehnten Jahre, nur Heiterkeit und Frohsinn, nur Lust und Behagen gewesen, und nie hatte ich noch andere, als kindische Thränen geweint; nie war der Tod mit seinem blaffen Angesichte zu mir herangetreten, die Rosen blühten noch für mich, und ich kannte noch nicht den Wurm, der an ihrem Kelche nagt.

Jetzt, während des Aufenthalts bei meiner Großmutter in Benzlin, sollte ich zuerst den Tod kennen lernen und aus der großen Tragödie, die er täglich und stündlich zur Darstellung bringt, eine ergreifende Scene miterleben.

Im Hause meines Onkels, des Medicinalrathes, traf man die Vorbereitungen zu einem Doppelfest. Die schöne Tante Johanna hatte vor einigen Wochen ihrem Gatten ein neuntes Kind geschenkt, welches von Groß und Klein mit Jubel begrüßt wurde. Selbst der ernste Medicinalrath hatte zuweilen ein glückliches Lächeln, seit der kleine Spätling sechs Jahre nach der Geburt des letzten Kindes seinen Einzug in das Haus gehalten, und er hatte gesagt, der kleine Neugeborene solle ihm ein Ersatz sein für den Erstgeborenen, der schon hinausgezogen war auf die Universität nach Halle.

Morgen sollte das Tauffest dieses jüngsten Sohnes stattfinden, und dazu waren alle Honoratioren der kleinen Stadt geladen; denn es war ein doppeltes Fest, zugleich ein Tauf- und Geburtstagsfest. Länger wie sonst hatte der kleine Heide auf sein Christenthum warten müssen, und eigens hatte man dazu vom Consistorium Dispens erbeten; denn die Tante Johanna wollte durchaus, daß das jüngste Kind, das „Nestkühllein“, an dem Geburtstage ihres geliebten Mannes getauft werde.

In der Küche waren die Kochfrauen eifrig mit den Vorbereitungen zu dem morgenden Feste beschäftigt, während wir Kinder mit der Großmutter in Gemach der Tante versammelt waren und Blumenkränze wanden. Den ganzen großen Garten hatten wir dazu geplündert und seiner schönsten Rosen beraubt; in vollen großen Körben standen die Blumen und grünen Zweige umher, aus denen wir die Guirlanden und Kränze banden.

Die Großmutter saß neben der Tante auf dem Sopha, wir ringsumher auf niedrigen Sesseln neben den Blumenkörben. Ich dicht neben der Tante, und aus dem Korbe, der zu meinen Füßen stand, suchte ich ihr die Blumen zu dem Kranze aus, den sie wand. Meine Großmutter schaute lächelnd auf unsere eifrigen Hände, und eben, als ich laut aufjauchzend einen Zweig der schönsten Centifolien hervorsuchte und ihn der Tante darreichte, nahm die Großmutter ihr dieselben hastig fort.

„Mein,“ rief sie eifrig, „diese Rosen sind zu schön, um in einen Kranz verwickelt zu werden.“

„A bah,“ lächelte die Tante, „der Kranz ist für meinen Mann, und er soll gerade über seinen Schreibtisch gehangen werden, recht zum Morgengruß von mir!“

Die Großmutter zuckte die Achseln. „Ach, Johanna, er sieht sie ja doch nicht! Du weißt, er legt keinen Werth auf solche Dinge und bemerkt sie gar nicht!“

Die Tante lächelte mit der Zuversicht ihrer Liebe. „Da irrst Du, Mutting! Er sieht es recht gut, und wenn er auch nichts sagt, so merke ich doch an seinen leuchtenden Augen und an seinem Lächeln, daß er ihn sieht. Wenn der Kranz nicht da wäre, so wüßte ich doch an seiner düstern Stirn und seiner Schweigsamkeit, daß er ihn vermißt. Wir sind jetzt achtzehn Jahre verheiratet und nie hat ihm an seinem Geburtstag der Rosenkranz gefehlt. Daß er ihn aber lieb hat, kannst Du daran sehen, daß er ihn noch wochenlang hängen läßt, wenn derselbe auch schon längst verwelkt ist! Er soll morgen seine Rosen haben und er wird —“

Auf einmal verstummte sie und wir hoben alle die Blicke zu ihr empor.

„Er wird —“ wiederholte sie noch einmal. Dann sprang sie empor, ein Schrei tönte von ihren Lippen und sie sank auf das Sopha zurück.

Die Großmutter neigte sich über sie. „Johanna! Johanna!“

Keine Antwort, die Augen starrten nur gebrochen empor, die ganze Gestalt war regungslos. Nun tönte auch von den Lippen meiner Großmutter ein Schrei, so herzerreißend, so wehklagend, wie ich ihn nie in meinem Leben gehört hatte; dann sank sie vor der bewußtlosen Gestalt ihrer Tochter nieder, faßte deren Hände und schüttelte sie in verzweiflungsvollem Jammer.

„Johanna, bist Du todt? Kannst Du mich verlassen? Mein Kind, meine Tochter!“

Wir Kinder umringten das Sopha mit der erkaltenden Leiche, mit der jammernden Großmutter. Wir schrieten und weinten, und wußten doch nicht, was beginnen, wie helfen?

Ich in meiner Angst stürzte endlich hinaus, rief die Mägde und fragte, ob es nicht irgend Jemand gäbe, der helfen und retten könnte, denn der Dunkel Medicinalrath

war hinausgefahren zu einem Patienten über Land, und er war der einzige Arzt in der kleinen Stadt. Selbst der Wundarzt, welcher vielleicht einen Versuch hätte machen können, um das geschwundene Leben wieder zurückzurufen, selbst er war nicht da; er hatte den Medicinalrath, der eine schwere Operation zu machen hatte, begleitet.

So waren wir denn hilflos, rettungslos! Drinnen lag noch immer die laut weinende Großmutter zu den Füßen ihrer Tochter, und um sie her standen die Kinder, wehklagend und jammernd. Ich stürzte hinaus auf die Straße und rief alle Leute um Hilfe an, erzählte Allen das Furchtbare, was sich begeben. Und nun tönte die laute Klage durch die ganze Stadt: „Die Medicinalrätthin ist gestorben!“

Aus allen Häusern stürzten die Leute herbei, und während die Freunde in das Gemach eintraten, füllten sich die Straßen mit den Leuten aus dem Volke, welche alle die Medicinalrätthin kannten und jetzt laut wehklagten und von ihren Wohlthaten und ihrer Barmherzigkeit sprachen, laut auch über das Unglück jammerten, daß ihr Mann jetzt fern sei, ohne Hilfe leisten zu können.

„Wenn er nur erst wiederkäme, wenn er nur erst da wäre! Vielleicht ist doch noch Rettung möglich.“

Und hundert und hundert Augen schauten die Straße hinunter, von woher er kommen mußte.

Jetzt sah man ganz unten einen dunklen Punkt, und Einer rief's dem Andern zu: „Er kommt!“

Ja, er kam. Man erkannte schon von ferne seinen Wagen und seine Pferde, man sah seine stolze, hohe Gestalt im Wagen sitzen. Jetzt war er nahe heran, und die Leute wichen scheu zurück vor den Pferden.

Er sah die Menge vor seinem Hause, und sein Antlitz nahm einen erstarrten Ausdruck an. Langsam fuhr der Wagen vor die Hausthür und er neigte sich hinunter.

„Was giebt's, Ihr Leute? Was ist geschehen?“

Keine Antwort.

Übermals fragte er die, welche bleich zu ihm aufschauten: „Was ist es denn? Warum steht Ihr hier Alle, was ist geschehen?“

Wieder hatte Niemand den Muth, zu antworten. Mit einem Sprung war er von dem Wagen herunter und in das Haus hinein.

Auf dem Flure standen die Bekannten und Freunde. Niemand sprach zu ihm, und doch wußte und fühlte er, daß etwas Entsetzliches geschehen sein mußte. Mit beiden Armen machte er sich durch die Menge Bahn und trat in das zu ebener Erde gelegene Gemach seiner Gattin ein.

Da war noch alles unverändert seit jenem furchtbaren Momente. Da lag noch die Großmutter weinend und wehklagend, das Haupt gebeugt auf das Kniee ihrer Tochter; vor der Leiche kauerten noch die weinenden Kinder zwischen den Blumen. Er stand an der Thüre und starrte nach dem furchterlichen Bilde hin; er machte hastig jetzt einen Schritt vorwärts, dann, ohne einen Laut, ohne ein einziges Wort, wie eine vom Sturm gefällte Eiche, sank die mächtige Gestalt mit einem einzigen Ruck zu Boden nieder.

Nun sprangen die Kinder auf und zu dem Vater hin; nun umringten sie, laut weinend, den Bestimmungslosen, küßten seine Lippen, küßten seine Hände und bedeckten sie mit Thränen, und die Thränen seiner Kinder erweckten ihn endlich. Er richtete sich empor; rasch, auf einmal, so wie er gefallen, stand er wieder gerade und hoch vor uns. Einen Moment legte er die Hand auf seine Stirne und sein irrender Blick schweifte in dem Gemach umher. Jetzt hastete er auf der Leiche und jetzt wußte er Alles!

Ein einziger Seufzer entrang sich seiner Brust, und gerade aufgerichtet, stolz und langsam, als gehe er zum

letzten Zweikampf seinem Feinde, dem Tode, entgegen, schritt er durch das Gemach nach dem Sopha hin. Mit einem unwilligen Stoß seines Fußes schob er die Blumen und Kränze beiseite und legte hastig die Hand auf die Schulter der weinenden Großmutter.

„Stehe auf, Mutter,“ sagte er mit gebieterischer Stimme, „ich muß heran!“

Sie erhob sich und trat zurück, und er erfaßte nun die beiden Hände der Verstorbenen und schaute ihr tief ins Angesicht. Es war ein schönes Bild, die blumengeschmückte, ruhende Gestalt mit lächelndem Marmorangeficht — denn mit einem Lächeln war sie gestorben — über sie geneigt das blasse, zuckende Angesicht dessen, den sie auf Erden am meisten geliebt! Dieses Antlitz war jetzt unbeweglich, marmorbleich wie das ihre; aber in seinen Augen brannte der Strahl des Geistes, der auf ihrem Angesicht nach einer Spur des Lebens forschte! Er fühlte nach ihrem Puls, vergeblich; er riß mit zitternden Händen das Tuch von ihrem Halse fort, und legte die Hand auf die Stelle, wo das Herz sonst so warm für ihn geschlagen — vergeblich! Es schlug nicht mehr! Die Augen waren starr und kalt, und wie er jetzt die Hand auf die Augen legte und sanft sie zudrückte, da begriffen wir Alle, die in athemlosem Schweigen zu ihm hingeblickt hatten, daß er der Todten Lebewohl sagte, daß es keine Hoffnung mehr gab!

„Keine Hoffnung?“ fragte mit tonloser Stimme meine Großmutter.

Er wandte langsam das Haupt zu ihr hin.

„Sie ist gestorben, am Herzschlag!“

Weiter sagte er nichts. Keine Thräne besuchte sein Auge, kein Weheruf tönte von seinen Lippen! Er neigte sich zu ihr, küßte ihre Augen und nahm aus ihrer Hand den nur halb vollendeten Rosenkranz, von dem er wohl be-

griff, daß er für ihn bestimmt gewesen. Er küßte auch diese Rosen, und ging dann hinaus.

Keinen Blick, kein Wort für seine Kinder, für seine Schwiegermutter, keinen Blick auch für seine Freunde, die bescheiden auf dem Flur geblieben und mit Thränen jetzt ihm ihre Hände darboten. Er sah sie nicht, machte sich nur mit rascher Bewegung Bahn durch die Drängenden, ging hinüber in sein Zimmer, und man hörte, wie er den Kiegel von innen vorschob.

Die Freunde und Bekannten eilten jetzt von dannen, um in frommer Scheu die Ruhe seines Alleinseins mit keinem Laut zu stören. Schweigend verließen sie den Flur und das Haus und bedeuteten den Leuten draußen, sie sollten still fortgehen, damit der Medicinalrath nicht von ihnen beunruhigt würde.

Den ganzen Tag und die kommende Nacht blieb der Onkel in seinem einsamen, verschlossenen Gemache, und als er am andern Morgen aus demselben hervorging, da war er ein Anderer, ein Verwandelter. Ernst und kalt, mit todesbleichem Angesicht, mit finsterner Miene, theilnahmslos für Alles, was ihn umgab, ohne Mitleid selbst, wie es schien mit dem Schmerze der Seinen, ohne Mitleid mit dem verzweiflungsvollen Weh der Schwiegermutter, welcher die Lieblingstochter gestorben war. Er sprach wenig, fast gar nicht, und wenn Freunde und Bekannte ihm ihr Beileid bekunden wollten, so wandte er sich unwillig ab, dankte ihnen nicht und hatte kein Wort der Erwiderung.

Der Einzige, der ihn aus diesem furchtbaren Zustande hätte retten können, der Einzige, den, wie meine Tante Johanna lächelnd oft gesagt, er mehr liebte, als wie sie selber, mein Vater, war leider zu fern, um in diesen Tagen bei dem Freunde zu sein. Er war in Rostock, wo in dieser Zeit der Landtag tagte, in dem er als „Aussschußmitglied und Landes-Deputirter“ nicht fehlen durfte. Meine Mutter hatte ihn begleitet, und so waren die beiden Ein-

zigen, welche Einfluß auf das kranke, verdüsterte Gemüth des Oheims haben konnten, unerreicherbar.

Verdüstert und ernst blieb er auch die nächsten Wochen. Still ging er seinen Berufsgeschäften nach, besuchte seine Kranken und brachte Linderung für die Leidenden und Sterbenden, aber keinen Trost; nicht ein einziges Wort des Mitleids oder der Theilnahme tönte von seinen Lippen, und wenn der Patient oder einer seiner Angehörigen zu ihm sprach von dem eigenen Unglück, schüttelte er unwillig das Haupt und sagte: „Lassen Sie das!“

Die Großmutter sprach oft davon zu der Tante Sophie, wenn wir in den Abendstunden, die nun wieder ihren regelmäßigen Fortgang nahmen, bei einander saßen, und sie seufzte und klagte dann über den harten Mann.

Tante Sophie nahm ihn stets in Schutz gegen diese Vorwürfe, und trotz meiner Unbefangenheit fiel es mir doch auf, mit welchen lebhaften Worten die sonst so kalte, schweigsame Tante dann sprach.

„Er hat kein Herz“, klagte eines Abends meine Großmutter, „es ist mit seiner Frau gestorben, und er kümmert sich um uns Alle nicht. Ich glaube, seine Kinder könnten sterben, er würde keine Thräne um sie weinen. Hat er doch um Johanna nicht eine einzige Thräne vergossen! Er ist ein kalter, harter Egoist!“

Da leuchtete ein Strahl des Entzückens auf in dem Antlitz der Tante und machte die Häßliche fast schön. „Er ist ein edles großes Herz!“ sagte sie, „er ist besser, als wir Alle es sind, und er fühlt tiefer seinen Schmerz, als wir Alle es thun! Wir sitzen beisammen, wie wir's sonst gethan, für uns ist die Gestorbene ein Stein, der ins Wasser gefallen ist und über den die Wellen hingezogen sind! Da sitzt Du, Mutter, wie sonst, und da sitzen die Mädels und spinnen wieder und da habe ich meinen alten Homer und soll Euch vorlesen daraus und thur's, als wär's so wie gestern und vorgestern und vor einem

halben Jahre, immer dasselbe. Für ihn aber ist Alles anders, für ihn ist die Vergangenheit zerbrochen und er steht am Eingange einer neuen Welt.

„Wir sind alle kleinliche, jämmerliche Geschöpfe, die an der süßen Gewohnheit des Daseins hängen. Er allein empfindet stark und glühend; er hat die Welt der Blumen, der Freude und des Glückes verlassen, weil seine Geliebte von ihm fortgegangen; er ist eingetreten in die Eisregion, und da wollt Ihr Euch noch wundern, daß sein Angesicht ernst und seine Lippe stumm ist? Wir plärren von unserm Schmerz zu unserem Behagen und plätschern in unserem Jammer! Er bleibt stumm und fühlt ihn um so tiefer!“

„Ich wollte doch,“ seufzte meine Großmutter, „daß er aus dieser Eisregion wieder hervorkäme, und wenn er nur Thränen hätte, so würde das Eis schon aufthauen und sein Herz würde weich werden! Aber der unglückliche Mann kann nicht weinen! Vier Wochen sind nun schon vergangen und er hat noch nicht eine einzige Thräne geweint, wahrhaftig, wenn er nicht so still und ernst wäre und mit keinem Menschen verkehrte, so könnte man glauben, er gräme sich nicht um die Todte, so gleichgültig ist er! Gleich am Tage nach ihrem Tode hat er seine Patienten besucht und nach der Beerdigung ist er zu einem Kranken über Land gefahren!“

„Und ist das nicht wahrhaft heroisch?“ rief meine Tante begeistert, „um Andern zu helfen, vergißt er seine eigenen Schmerzen.“

„Und weil er sich unglücklich fühlt,“ sagte meine Großmutter achselzuckend, „vergißt er auf seine eigenen Kinder. Er kümmert sich um Niemand, spricht mit Niemand, ist gleichgültig gegen Alle!“

„Mein,“ rief ich hastig, gleichgültig ist er nicht, Großmutter! gegen mich ist er sehr gut und freundlich und er spricht auch mit mir!“

„Wann hat er mit Dir gesprochen?“ fragte Tante

Sophie mit strenger Stimme, und ein Blitz aus ihren Augen schoß zu mir herüber, „wann hat er mit Dir gesprochen?“

„Gestern,“ erwiderte ich ganz verschüchtert. „Cousine Niece war im Garten und ich ging über den Flur, ihr zu folgen; da machte der Onkel die Thür auf und winkte mir ganz geheimnißvoll, ich solle nur eintreten in sein Zimmer. Mir stand das Herz still vor Angst und Schrecken; er sah so blaß aus und die Augen lagen so tief und schauten mich so ernst an. Aber ich that doch, was er wollte. Ich ging in sein Zimmer; er machte die Thür hinter mir zu. Dann trat er an seinen Schreibtisch und atmete so tief und schwer, als wenn das Herz ihm brechen wollte. Ueber seinem Schreibtisch hängt noch das kleine Bild von der verstorbenen Tante; vor demselben, in einem wunderschönen Glaskasten, lag der halbe Rosenkranz, den sie, als sie starb, noch in der Hand hielt. Auf dem Sopha lagen die Kleider, welche sie an jenem Tage trug, und er hat sie alle so hingelegt und so geordnet, daß es aussieht, als wäre darunter eine ruhende Gestalt. Es war mir recht graulich, Großmutter.“

„Dummes Ding,“ murmelte Tante Sophie, „was sagte er?“

Ich fuhr fort: „Er legte mir die Hand unter das Kinn, hob mir das Gesicht empor und sah mich an. „Nicht wahr,“ sagte er leise, „mit Dir hat sie zuletzt gesprochen?“ Ich nickte: „Ja Onkel, mit mir; ich gab ihr die Blumen zum Kranz!“ Er nickte wieder. „Für wen war der Kranz?“ „Für Dich, Onkel, und ich gab ihr eben eine prächtige Rose, als Großmutter sie fort nahm und sagte, die wäre zu schön für den Kranz!“ — „Und sie wollte sie doch haben, nicht wahr?“ fragte er, während er langsam die Hand emporhob und sie über seine Augen breitete. „Sprich weiter, Kind, erzähle mir Alles, was sie sagte!“ — Und ich that's, Großmutter, ich erzählte ihm alle die schönen

und guten Worte, welche Tante Johanna damals sprach. Aber mir stürzten dabei die Thränen aus den Augen und ich konnte kaum weiter sprechen. Als ich nun erzählte, wie die Tante auf einmal sich aufrichtete und dann zusammensank, da stieß der Onkel einen solchen fürchterlichen Schrei aus, daß ich zitterte und nach der Thür hinlief vor Entsetzen. Er holte mich aber zurück. „Still, Kind, still,“ sagte er. „Es war nichts, ängstige Dich nicht und ich danke Dir für Alles, was Du mir erzählt hast. Es hat mir wohl gethan, nun geh' hinaus und sei recht fröhlich.“

„Oh, der edle, der herrliche Mann,“ rief Tante Sophie, während ihr die Thränen in vollen Strömen über die Wangen niederrollten. Sie war so bewegt, sie zitterte an allen Gliedern, und sogar meinem arglosen Herzen fiel es als etwas Ungewöhnliches auf, daß die Tante, welche sonst so still, ernst und verschlossen war, jetzt in so heftiger Bewegung erschien.

„Wenn er nur erst wieder weinen könnte“, seufzte meine Großmutter, die lange still dagefessen, die Hand über die Augen gedrückt; „er würde weicher, mittheilsamer werden, wenn die Eiskruste geschmolzen wäre! Wenn er zum wenigsten sich einmal nur entschließen möchte, wie sonst, den Sonntag-Abend in seiner Familie und mit uns zuzubringen; es würde ihm wohl thun, und er würde fühlen, daß er doch nicht so ganz vereinsamt ist.“

„Großmutter“, rief ich eifrig, „ich werde den Onkel bitten, daß er morgen auch kommt, Du weißt doch, Du hast die Cousinen geladen, und morgen ist Nieces fünfzehnter Geburtstag! Ich will den Onkel solange bitten, bis er kommt.“

„Als ob er auf Dein Bitten etwas geben würde,“ sagte Tante Sophie; aber die Großmutter nickte mir zu:

„Geh hin und bitte den Onkel.“

„Ich that's gleich in derselben Stunde noch. Ich lief die Straße hinauf nach seinem Hause und klopfte schüchtern an seine Thür.“

Er öffnete mir selbst und nickte mir zu:

„Ich habe Dich schon erwartet, Clara“, sagte er, „da sey' Dich und erzähle mir noch einmal, was Du gestern erzähltest; ich hab's noch nicht Alles im Gedächtniß behalten.“

„Nachher, lieber Onkel“, sagte ich schüchtern. „Zuerst will ich Dich um Etwas bitten.“ Mit niedergeschlagenen Augen und mit leiser, ängstlicher Stimme trug ich ihm die Bitte der Großmutter, der Tante und meine eigene vor.

Er schwieg und die Hände auf dem Rücken gefaltet, ging er im Zimmer langsam auf und ab; ich hob die Augen angstvoll zu ihm auf und schaute ihm nach.

Plötzlich blieb er vor mir stehen. „Es ist morgen Nieve's fünfzehnter Geburtstag?“

„Ja“, erwiderte ich schüchtern, „und Tante Johanna sagte immer, an dem Tage solle es ein kleines Tanzvergnügen geben und Du, Onkel, solltest mit der Nieve den ersten Walzer tanzen.“

„Still“, unterbrach er mich heftig, „sprich jetzt nicht von dem, was gewesen ist; morgen wird nicht getanzt.“

„Mein, Onkel; aber weil die Tante gewollt hat, daß ein kleines Fest sein solle, hat die Großmutter alle die Cousinen geladen, und wenn wir auch morgen nicht vergnügt sind, so sind wir doch beisammen und fühlen, daß wir uns lieb haben. Da dachten wir nun, Onkel, — und da bittet die Großmutter, Du möchtest mit uns sein, wie Du es doch gewiß gethan hättest, wenn Tante Johanna noch gelebt hätte.“

„Ich würde jetzt Euer Fest stören“, sagte er mit abgewandtem Gesicht. „Ich passe nicht für Euch, Ihr seid jung, Ihr werdet doch lachen und fröhlich sein, und

ich bin für Euch ein Gespenst, vor dem Ihr erschrecken werdet! Es ist besser, ich komme nicht.“

„Mein, Onkel“, rief ich, sagte mir ein Herz, trat zu ihm hin und nahm seine Hand. „Es ist besser, wenn Du kommst, Onkel; denn wir werden mir zufrieden sein, wenn Du bei uns bist. Die Nieve hat gestern schon bitterlich geweint, und sie sagte, wenn ihre liebe Mutter sähe, wie Alles hier verändert ist, so würde es ihr sehr weh thun und es würde sie sehr betrüben, daß Du Deine Kinder gar nicht mehr lieb hast.“

„Meint Ihr, daß sie nicht mit mir zufrieden wäre?“ fragte er. „Nun, so will ich es thun. Ich will morgen mit den Kindern zur Großmutter kommen. Nur das Eine, Clara, sage ich Dir. Ihr sollt um meinetwegen nicht still da sitzen, Ihr sollt plaudern und schwagen! Ihr seid noch so jung! Sage der Großmutter, auf mich solle Niemand achten. Ich komme und höre zu, was Ihr Anderen spricht.“

Und am nächsten Tage kam wirklich der Onkel mit seinen vier Töchtern herunter zu dem Hause der Großmutter. Sie empfing ihn auf der Schwelle desselben, und die hohe Trauergestalt der alten Frau mit den großen Augen und dem immer noch schönen Angesicht wird mir unvergesslich sein, wie sie da stand in der Thür ihres Hauses und dem verwaisten Schwiegersohne ihre Hand hinreichte.

„Sei willkommen, mein Sohn, mit Deinen lieben Kindern und Gott segne Deine Heimkehr zu Deiner Familie.“

Er neigte sich stumm, küßte ihre Hand und dann schritt er mit ihr in das Gemach hinein.

Die Tante Sophie, die hinter der Großmutter stand und mit bleichem Gesicht zu ihm aufschaute, die hatte er gar nicht gesehen und gar nicht begrüßt.

W a h l b a c h, Erinnerungen.

Die Kinder waren mit der Großmutter und dem Vater eingetreten und ich, die zuletzt kam, sah, wie Tante Sophie auf einmal ihre Hände in einander rang und auf ihre Brust drückte, aus welcher ein tiefes Schluchzen hervordrang; dann stürzte sie fort, die Treppe hinauf, in ihr Gemach.

Ich wußte nicht, was das zu bedeuten habe und möchte auch nicht fragen, sondern ging zu den Andern in das Zimmer; bald darauf, mit vollkommen ruhigem Gesicht und gleichmüthiger Miene kam die Tante auch herein, trat zu dem Onkel hin und reichte ihm stumm die Hand.

Er sprach mit der Großmutter, sprach zum ersten Male von der Verstorbenen, sprach mit feierlicher Stimme und war so vertieft in die Erzählung, daß er gar nicht das Haupt zu der Tante hinwandte und ihre dargereichte Hand gar nicht sah.

Sie ließ sie langsam niederfallen und preßte die Lippen ein wenig aufeinander; dann trat sie zu uns jungen Mädchen und Kindern, sprach mit uns und bemühte sich, uns aus der verlegenen und seltsamen Beklommenheit herauszuhelfen; aber es war doch vergeblich.

Der Onkel, welcher anfangs sich bestrebt hatte, zu sprechen und theilnehmend zu erscheinen, war doch wieder in seine Dürsterheit zurückgesunken, hatte sich am Ende des großen Gemachs auf einen Lehnstuhl niedergesetzt und schaute starr und schweigend vor sich hin.

„Thut, als sähet Ihr ihn gar nicht“, flüsterte mir die Großmutter zu, „seid fröhlich und lustig! Vielleicht heitert Ihr ihn auch auf. Er liebt die Musik, Du sollst ein Lied singen, Clara.“

Meine Stimme war damals noch ganz ungebildet und im Naturzustande, noch durch keines Maestros

Lehren gebildet. Ich sang nur so, wie die Lerchen und die Finken zwitschern, aber es war doch mein höchstes Vergnügen, und das kleine Auditorium meiner Freundinnen hatte mich immer versichert, daß sie mich sehr gerne singen hörten. Sonst pflegte ich nur heitere und lustige Lieder zu singen; aber es gab auf meinem Repertoire auch ernste Lieder, und in diesem Augenblick, da die Großmutter mich aufforderte, zu singen, entsann ich mich eines Goethe'schen Liedes, von Zelter componirt, das meine Mutter mit ihrer schönen Altstimme wundervoll zu singen pflegte.

So setzte ich mich denn zagend und mit recht beklommenem Herzen an das Klavier. Nach ein paar einleitenden Tacten begann ich mit schmetternder Stimme zu singen:

„Wie kommt's, daß du so traurig bist,
Da Alles froh erscheint,
Man sieht's dir an den Augen an,
Gewiß, du hast geweint?“

Und nun dämpfte ich meine Stimme, wie ich es von der Mutter gehört, und begann leise zu singen, während das Herz mir höher klopfte; denn ich hatte sehr gut hinter mir den schweren Tritt eines Mannes gehört, welcher von der fernsten Ecke des Zimmers sich mir näherte. Ich wußte, daß der Onkel jetzt hinter mir stand, und so sang ich denn tief bewegt die zweite Strophe:

„Und hab ich einsam auch geweint,
So war's mein eigener Schmerz,
Und Thränen stehen ach so still,
Erleichtern mir das Herz!“

Da auf einmal faßte eine Hand von hinten her meine beiden Hände und zog sie von den Tasten nieder.

„Singe nicht mehr; ich halt's nicht aus,“ rief mein Onkel mit dumpfer Stimme, „stehe auf, ich ersticke!“

In demselben Moment sank er in einen Stuhl neben mir nieder und brach in ein so lautes Schluchzen aus, daß wir Andern all' athemlos und stumm auf unsern Plätzen verharrten, uns nicht zu bewegen wagten und in heiliger Schen vor diesem tiefen, unnennbaren Schmerz, vor diesem krampfhaften Weinen des stolzen, starken Mannes leise nur zu weinen wagten.

Nach einiger Zeit sprang er empor, grüßte mit der Hand meine Großmutter und ging hinaus.

„Nun ist's gut“, sagte die alte Frau, indem sie mit der Hand sich ihre eigenen Augen abtrocknete, „nun ist's gut! die Eiskruste wird schmelzen, Sophie, und wir werden ihn wieder haben.“

Die Tante hatte die Hände gefaltet, blickte still vor sich hin und murmelte leise, „möge Gott geben, daß es so ist!“

Da faßte meine Cousine Nieke meine Hand, neigte sich zu mir, und mit zorniger Miene flüsterte sie mir in's Ohr: „Die Tante Sophie liebt meinen Vater!“

Ich schrak zusammen. Es war so etwas in meiner Seele aufgedämmert; aber meinem kindischen Sinn schien es doch unmöglich, daß die Tante den Mann ihrer eigenen Schwester, die erst vor vier Wochen verstorben, lieben sollte. — —

Die Großmutter hatte Recht gehabt, die Thränen hatten den starren Schmerz des Medicinalrathes erweicht, und er war aus der Eisregion, von der Tante Sophie gesprochen, nun wieder hervorgetreten zu den Menschen. Er kam seit jenem Abende fast täglich auf eine halbe Stunde zu der Großmutter; er sprach wieder mit seinen Kindern und mit mir und zuweilen auch mit der Tante Sophie.

Wir, die Nieke und ich, beobachteten sie von nun an jedesmal, wenn der Onkel zu ihr trat, und wir sahen, wie sie immer leise erbehte und ihre Wangen bleicher

wurden. Wenn wir dann allein waren, sagte Nieke mit zorniger Stimme immer wieder: „Ich sage Dir, sie liebt meinen Vater und sie will ihn heirathen!“

Vierzehn Tage waren ungefähr seit jenem Feste vergangen, da trat mein Onkel eines Morgens in das Wohnzimmer meiner Großmutter ein und setzte sich zu ihr neben ihrem Plage am Fenster. Ich saß an dem zweiten Fenster und war eifrig an einer Strickerei beschäftigt.

„Mutter,“ sagte er, „ich habe etwas mit Dir zu reden, über das ich schon seit vierzehn Tage nachdenke, etwas sehr Wichtiges für mich und meine Kinder.“

Ich stand auf und wollte leise hinausgehen, er hatte es aber gehört und wandte sich zu mir um: „Bleib' da“, sagte er, „es schadet nichts, wenn Du es hörst.“

So nahm ich still meinen Platz wieder ein, und der Onkel wandte sich wieder an die Großmutter.

„Mutter,“ sagte er, „es geht so nicht länger, Ihr meint wohl, ich beachte nichts; aber ich sehe doch, daß in meinem Hause Alles drunter und drüber geht, die Nieke ist noch zu jung, um einen Hausstand zu führen, die Kinder verkommen, es fehlt der Geist der Ordnung und der Liebe, der Alles zusammenhält, der Geist, den Johanna mir so schön vertrat. Es geht nicht so, das fühle ich wohl. Ich spreche nicht davon, daß für mich keine Sorge und keine Aufmerksamkeit da ist, mir ist das gleich; und wenn das Essen jetzt immer schlecht schmeckt und wenn nichts an seinem Plage ist, so frage ich für mich nichts darnach; aber für die Kinder! Johanna meinte, der Geist des Hauses sei für das ganze Leben des Menschen von ungeheurem Einfluß, und sie hatte Recht! Ich will nicht, daß meine Kinder mit verwildertem Sinne aus dem elterlichen Hause hinausträten und keine schönen Erinnerungen aus der Familie mitnehmen, und darum“ — —

„Und darum“, unterbrach ihn Großmutter, „darum willst Du Dich wieder verheirathen? Jetzt schon nach sechs Wochen?“

„Ja, Mutter,“ sagte er, „und weil ich schon nach sechs Wochen d'ran denke, kannst Du daraus wohl ermessen, daß ich es nicht für mich thue, sondern daß es ein Opfer ist, welches ich für meine Kinder bringe! Meinst Du nicht auch, daß es so ist?“

„Ich meine es wohl,“ seufzte sie, „aber ich hätte doch nicht gedacht, daß Du so bald zur Vernunft kommen könntest.“

„Sei zufrieden, daß ich dazu komme, Mutter,“ rief er fast unwirsch, „so bitte ich Dich um meiner Kinder willen, daß Du mich heirathen möchtest.“

Großmutter stieß einen Schrei aus und sah ihn an. „Bist Du wahnsinnig geworden? Das ist ja unmöglich!“

„Weshalb?“ fragte er ruhig, „sage mir doch die Gründe, weshalb das unmöglich ist?“

„Erstens“, erwiderte sie eifrig, „erstens bin ich eine Frau von sechzig Jahren, die gar nicht ans Heirathen denkt; zweitens ist es gegen alles Gesetz, daß ein Mann seine Schwiegermutter heirathet, und drittens ist es ein wahnsinniger Gedanke.“

„Das ist traurig, Mutter“, seufzte er. „Ich möchte so gern, daß Du mich heirathest, denn um meiner Kinder willen brauche ich eine Hausfrau!“

„Ja wohl“, rief die Großmutter, „Du brauchst eine Hausfrau und ich habe eine für Dich! Sophie sollst Du heirathen und vielleicht meinstest Du auch Sophie und dachtest einen Scherz zu machen?“

„Ich meine Dich, Mutter“, sagte er, „und ich dachte nicht einen Scherz zu machen, sondern es ist leider mein bitterer Ernst. Ich muß heirathen! Wenn Du nicht willst, so gieb mir wen Du willst.“

„Ich werde Sophie rufen,“ sagte die Großmutter eifrig, „aber eines bitte ich doch, mein lieber Sohn, daß Du Sophie niemals sagst, Du hättest den wahnsinnigen Einfall gehabt, mich heirathen zu wollen, denn es ist ja doch Unsinn! und dann bitte ich Dich ferner noch, daß Du ihr nie sagst, ich hätte Dich auf den Gedanken gebracht, sondern, daß Du ihr sagst, Du wolltest sie aus Neigung und Achtung heirathen.“

„Komm Clara,“ rief sie, und als wir nun Beide hinausgegangen, flüsterte sie mir zu: „Du sagst der Tante Sophie auch nichts, und sprichst zu Niemandem über das, was Du gehört! Die Tante würde es Dir nie vergeben!“

Davon war ich überzeugt und deshalb fest entschlossen nichts zu sagen, auch nicht der Cousine Kieke, zu der ich mich begab und die im Hintergärtchen sich befand. So wie ich in den Garten trat, eilte sie mir mit glühenden Wangen und blitzenden Augen entgegen. „Weißt Du,“ rief sie, „ich bin fest überzeugt, daß Tante Sophie meinen Vater heirathen will, denn der Papa ist zu ihr gegangen! Oh, es wäre schrecklich, wenn ich jetzt schon eine Stiefmutter bekommen sollte!“

Aber so schrecklich wie es ihr sein mochte, so geschah's doch. Niemand wußte davon, und die Verlobung ward Niemand mitgetheilt. Nur ich sah's an dem strahlenden Gesichte und an den glänzenden Augen der Tante, daß ihr Herzenswunsch jetzt erfüllt sei, daß sie den Mann, den sie liebte, endlich ihr eigen nennen sollte.

Vierzehn Tage später, die Tante war gerade acht Wochen todt, luden meine Eltern meine Cousinen ein, daß sie mich, die ich nun wieder in das elterliche Haus heimkehren sollte, auf einige Tage begleiten möchten. Der Onkel gab sehr bereitwillig seine Zustimmung und so fuhren wir denn nach meiner geliebten Vaterstadt, ich voll seligen Glückes, endlich wieder heimzukehren zu den Meinen,

Cousine Niese saß neben mir und weinte bitterlich, als wir von dannen fuhren.

„Du sollst sehen, wenn wir heimkommen so ist sie als Frau im Hause, die böse Tante,“ sagte sie mir unter tausend Thränen.

Wohl hatte sie Recht gehabt! Zwei Tage später kam der Dunkel mit der Tante herüber nach Neu-Brandenburg, um die Kinder abzuholen und Tante Sophie umschlang Niese's Nacken und sagte: „Du bist jetzt meine Tochter und ich verspreche Dir eine recht gute Mutter zu sein! Dann küßte sie auch die andern Kinder und der Dunkel trat zu ihnen und sagte mit harter Stimme: „Ihr nennt sie von heute an Eure Mutter! Sie hat ein Recht darauf!“

Sie war von jenem Tage an die Herrin im Hause und vertrat die Stelle ihrer Schwester in ernster und würdiger Weise; aber in keiner beglückenden, weder für die Kinder, noch für den Mann.

Meiner Mutter hatte sie, als sie mit dem Manne ihres Herzens zu uns kam, unter tausend Thränen gestanden, daß sie seit der Stunde, da sie den Medizinalrath zum ersten Male gesehen, ihn immer geliebt habe, daß sie ihren Schmerz, ihre Leidenschaft und auch ihre Eifersucht immer habe verbergen müssen, weil sie sehr wohl gesehen, daß er ihre jüngere, schönere Schwester liebe. „Das hat mein Leben verbittert“, sagte sie, „das hat mich ernst und böse gemacht. Nun will ich's versuchen, gut zu sein und glücklich zu machen, ich bin ja selbst so glücklich.“

Aber einige Monate später, als sie wieder mit meiner Mutter zusammentam, da hatte sie in traulicher Stunde mit krankhaftem Schluchzen ihre Arme um den Hals meiner Mutter geschlungen.

„Ach“, hatte sie ihr zugeflüstert, „mein Glück ist schon zu Ende, denn ich habe die traurige Wahrheit er-

kannt! Er hat mich nicht gewählt, weil er mich liebt, sondern nur, weil er einer Mutter für seine Kinder bedurfte! Ich liebe ihn, er liebt mich nicht! Ich bin ganz fein, und er, ach er ist nicht mein.“

Dies Schmerzgefühl zog sich durch ihr ganzes Leben hin; aber da sie den Mann, den sie so leidenschaftlich liebte, nun endlich ihr eigen nannte, so wollte sie wenigstens, wenn sie sein Herz nicht besitzen konnte, seinen Geist fesseln, und mit ihrem klugen, scharfen Verstand wußte sie ihn so zu umgarnen, ihn so für sich allein einzunehmen, daß er bald nur noch mit ihren Augen sah, und nur in den Kreisen lebte, die sie um ihn zog. Sie war eifrig auf die Liebe, die er seinen Kindern, seinen Freunden widmete; sie verstand, sich ihm unentbehrlich zu machen, sie errieth seine leisesten Wünsche und unausgesprochen waren sie schon erfüllt. Sie beieferte sich selbst seine medicinischen Studien zu theilen. Sie ward gewissermaßen sein Famulus und ließ ihm gar keine Zeit, an irgend andere Menschen zu denken, oder mit seinen Kindern sich zu beschäftigen. Sie ertheilte ihm Bericht über die Fortschritte derselben, über das ganze Hauswesen, obwohl vielleicht nicht immer mit sanften, liebevollen Worten, denn im Kreise der Familie erschien er immer düsterer und ernster, und wenn die Kinder zu ihm selber sprechen, wenn sie sich an ihn schmiegen wollten, so wehrte es die Mutter und sagte: „Der Vater liebt so etwas nicht! Seid ordentlich und brav, so ist das besser, als wenn Ihr den Vater belästigt!“ Selbst die Thüre zum Studierzimmer bewachte sie mit Argusaugen und nie wollte es Einem von den Kindern gelingen, einmal hindurch zu schlüpfen, um mit dem Vater unbelauscht zu sprechen.

So ward nach und nach zwischen dem Vater und seinen Kindern eine unsichtbare Mauer aufgerichtet, und hinter derselben lebte Tante Sophie in ungestörter Einsamkeit mit ihm, den sie liebte, und der sie nicht liebte.

Und so verlebten sie Beide lange Jahre. Der Medicinalrath ward in die Residenzstadt gerufen als Leibarzt des Großherzogs, die Kinder verheiratheten sich und das Haus des Medicinalrathes ward recht einsam und still. Drogen wohnte er mit der Tante Sophie, die ihn immer noch mit ängstlicher Sorgfalt vor jeglichem Geräusch abschloß; drunten die Großmutter, die an ihrem Spinnrocken saß und bei dessen Schnurren wohl der Vergangenen gedachte, der glücklichen Tage, da eine Schaar von Kindern sich um sie vereinte! Dann trug man sie endlich hinaus zur letzten Ruhestätte.

Vor einigen Jahren starb auch der Medicinalrath, und nun begab sich etwas seltsam Schauerliches. Einen Monat nach seinem Tode erkrankte die Tante Sophie das heißt, man hörte sie eines Morgens in der Frühe in ihrem Zimmer sehr laut singen. Das fiel der Köchin auf; sie hatte die Medicinalrätthin, die jetzt eine Frau von siebenzig Jahren war, fast niemals singen hören. Sie ging zu ihr in das Zimmer und da tanzte die Frau Medicinalrätthin im Gemach umher und dazu sang sie ein Liebeslied. Als sie die Köchin sah, nickte sie ihr zu und lächelte: „Er wird bald kommen, der Geliebte!“ rief sie, und dann sang sie weiter.

Sie war wahnsinnig geworden, und im Wahnsinn enthüllte sie die Geheimnisse und Mysterien ihres Herzens, die sie ein ganzes Leben lang still und schweigend verschlossen hatte; in ihrem Wahnsinn erzählte sie von ihren Schmerzen, ihren Seelenkämpfen, von ihrer Liebe und ihrem Haß, von ihrem Born über ihre Häßlichkeit, von ihrer Eifersucht auf die Schwester und die Kinder.

Alle diese Mysterien sprudelten nun in glühender Beredsamkeit von ihren Lippen. Sie hielt sich immer für eine junge Frau; sie sprach von dem sehulichst erwarteten Geliebten, von der nahen Niederkunft. Sie bereitete mit geschäftiger zärtlicher Sorgfalt Alles zu

derselben vor und malte sich das Glück in glühenden Farben aus, Mutter zu sein, sie, die Arme, welche das Glück niemals kennen gelernt.

In diesem Zustande hat sie noch zwei Jahre gelebt, ohne jemals aus ihren beglückenden Phantasien gerissen zu werden. Aus diesen süßen Träumen ist sie dann endlich hinübergeschwebt in das ewige Erwachen.

Möge sie dort die Liebe gefunden haben, welche sie auf Erden so leidenschaftlich ersehnte, so schmerzlich entbehrte!

X.

„Als der Verjucher mit Christus auf dem Berge stand und auf die Welt und ihre Schönheit hindentete, da hielt Satan die Hand so, daß der Schatten seines Daumens gerade auf die Stadt Benzlin hinfiel und sie im Dunkel blieb; denn hätte Christus die Stadt im Hellen gesehen, so würde er gleich von vornherein eine Welt verschmäht haben, in welcher ein so langweiliger und gottverlassener Ort sich befindet.“

Das war die Legende, welche der gute Dunkel Pfuhl öfter bei passender Gelegenheit zu declamiren pflegte, und mit welcher er die guten Benzliner zu ärgern suchte.

Aber ein gottverlassener und langweiliger Ort war Benzlin wirklich. Es gehörte viel Jugend und Frohsinn dazu, um sich da wohl zu fühlen. So jung ich war, und so schön und spaßhaft mir die Welt im Allgemeinen erschien, so fühlte ich doch, daß es anderswo schöner sei als just in Benzlin. Zudem hatte ich niemals das Heimweh überwunden und mitten in meinen heiteren Spielen, meinen Amusements traten doch oft die heißen Thränen mir in die Augen, wenn ich an die Heimat, an das Vaterhaus und die Geschwister dachte. Mir gereichte es daher zur unaussprechlichen Genugthuung, daß, als mein Vater nach einem Jahre meines dortigen Aufenthaltes

kam, um ein kleines Examen über den Erfolg meiner Studien mit mir anzustellen, es sich ergab, es sei damit sehr schlecht bestellt. Ja, wirklich, ich war genau in dem Falle der Fürsten, von denen Mirabeau sagt, daß sie „nichts gelernt und nichts vergessen haben“. Ich hatte nichts gelernt — an Kenntnissen und Gelehrsamkeit und nichts vergessen — von den Motrias und Späßen, mit welchen wir die zum Lernen bestimmte Zeit ausfüllten.

Der Herr Prediger Erhardt war ein viel zu gelehrter Herr, als daß er zum Unterricht junger, heranwachsender Mädchen von zehn bis dreizehn Jahren sich hätte herablassen können. Fast immer wenn meine Cousine und ich kamen, um mit seinen Töchtern zusammen die Wohlthaten seines Privatunterrichtes zu empfangen, war der Herr Prediger so tief in die Studien der Alten und Classiker vertieft, daß er unmöglich von seinem Olympos herniedersteigen konnte, um uns etwa zu lehren, daß der Kreuzberg bei Berlin der höchste Höhenzug von der Mark bis nach Moskau sei, oder, daß Alexander der Große 333 Jahre vor und nicht nach Christus gelebt habe. Er kam dann gewöhnlich in höchster Eilfertigkeit in das Gemach, wo wir vier junge Mädchen seiner harrten, entschuldigte sich mit dringenden Amtsgeschäften und trug mir auf, für unsere „literar-historischen“ Studien zu sorgen, das heißt, aus der Bibliothek des Herrn Predigers ein Buch zu holen, es vorzulesen und dann das Gehörte aus dem Gedächtniß niederzuschreiben.

Uns war diese Art des Unterrichtes sehr willkommen, und da der Herr Prediger zugleich der Vorstand eines Lesevereins moderner Literatur war, so hatten wir wenigstens reichen Vorrath an neuen Werken und ich konnte nach meinem Behagen unter den Büchern wählen.

Was Alles haben wir nicht in jenen Stunden gelesen! Krummacher's Idyllen, Bischoffe's Novellen, Plato's Tischgespräche, welche eben in einer Uebersetzung von

Schleiermacher erschienen waren, und vor allen Dingen Walter Scott's Werke, welche damals zu den neuesten der Literatur gehörten und meine ganze Seele erfüllten, so daß ich manche Nacht wachend verbrachte, um nur in diesen wundervollen Büchern lesen zu können.

Aber nicht immer wurden die Stunden, welche zum Unterrichte bestimmt waren, mit Lecture ausgefüllt. Oftmals hatte die Frau Predigerin gerade um diese Zeit Bohnen zu puzen, Erbsen zu pahlen oder Kohl zum Einmachen zu schneiden, und dann fand sie es höchst gemüthlich und höchst natürlich, daß wir jungen Mädchen mit in die Küche kamen, um diesen wichtigen Diensten uns zu weihen.

Aber ich fand es dann auch höchst natürlich, daß ich bei der ersten besten Gelegenheit aus der Küche ent schlüpfte. In raschen Sprüngen ging es über die Straße hinüber nach dem kleinen niedern Häuschen, dort in demselben wohnte ganz allein mit seinen drei Katzen und zwei Hunden einer meiner besten Freunde, der alte Leineweber Kilian. Die hagere Gestalt im grauen Kittel, die weiße Zipfelmütze auf dem kahlen Haupte, die Brille auf der mächtigen Adlernase vor den großen wasserblauen Augen, die mich beständig mit zärtlicher Liebe empfangen — das war Meister Kilian.

Früher waren seine Katzen und seine Hunde seine einzigen guten Bekannten gewesen, aber eines Tages, da er meiner Großmutter die neugewebten Handtücher brachte und ich mit ihm plauderte, war das kleine vergnügliche Mädchen mit dem hellen frischen Lachen der Liebling des alten Leinwebers geworden, und mit dem Instinct, welchen Kinder und Hunde haben, daß sie immer fühlen, wer es wirklich gut mit ihnen meint und wer sie lieb hat, wußte ich, daß der alte Leineweber Kilian mein Freund sei. Ich ließ es mir nicht nehmen, so oft die Großmutter ein Bündel Garn fertig hatte, es selbst dem Meister

Kilian in Begleitung der Magd hinzutragen, und so hatte sich nach und nach zwischen uns Beiden ein seltsamer Freundschaftsbund gebildet.

Meister Kilian war als der geschickteste Leineweber in der ganzen Umgegend bekannt; alle Hausfrauen priesen sein Gewebe und betrachteten es fast als eine Gunst, wenn Kilian ihr gesponnenes Garn zum Verarbeiten annahm. Er war darin sehr eigen, und nur die besten Spinnerinnen konnten sich seiner Kundschaft erfreuen.

Aber seit einem Vierteljahre hatte er zur Verzweiflung aller Mütter, die mit der Aussteuer ihrer heirathsfähigen Töchter beschäftigt waren, erklärt, daß er in den nächsten Monaten nur glatte Leinwand webe, und Niemand wußte sich zu erklären, weshalb dies geschah, Niemand außer mir.

Als ich eines Tages aus der Küche der Frau Predigerin ent schlüpfte war, zu Meister Kilian herüberkam und ihm erzählte, daß heute nun schon der zehnte Tag sei, wo der Herr Prediger für uns keine Zeit habe, da schüttelte Meister Kilian sein Haupt: „Wenn he Di nit lihren will, dann will ik et dhon“, sagte er, „un wenn Din Pasting noher kummt und süht, dat de Paster eben en Paster ist, dat heet, dat he de Minschen Wind örmoahkt, dann kannst Du doch säggen, dat Du wat Amers lihrst häst“. („Wenn er Dich nichts lernen will, dann will ich es thun“, sagte er, „und wenn Dein Vater nachher kommt und sieht, daß der Prediger eben ein Prediger ist, das heißt, daß er den Menschen Wind vormacht, dann kannst Du doch sagen, daß Du etwas Anderes gelernt hast.“)

„Wat shall ik denn lihren?“ (Was soll ich denn lernen?) fragte ich ihn.

„Du shallst lihren Leinwand to weben“, antwortete er mit feierlicher Miene.

Ich nahm natürlich diesen Entschluß mit lautem Jubel auf; die Krummacher'schen Idyllen mit ihrer profaischen Poesie tbuten in mir wieder, und ich fand es unendlich romantisch und idyllisch, Leinweber zu werden.

Ganz heimlich, ganz in der Stille! Es war ein Geheimniß, welches nur Meister Kilian und ich kannten. So oft ich konnte, schlüpfte ich hinüber zu ihm, und das war fast alle Tage. Dann empfing mich mein alter Freund mit fröhlichem Lachen und hatte mir schon den Platz zurecht gemacht. Da schwang ich mich nun hinauf auf den hohen Binsensstuhl, und lustig trat ich die beiden Trittbreter auf und ab und ließ das kleine Webeschiff durch das aufgespannte Garn hinüber und herüberlaufen, und drüben bei den Fäden stand Meister Kilian mit der Brille auf der Nase. So oft bei meinem allzuheftigen Auf- und Niedertreten ein Fädchen riß, commandirte er ein lautes „Halt“, und ich hielt mit dem Webeschifflein an, bis Meister Kilian den Knoten gemacht hatte, und dann ging es weiter. Das Schifflein glitt gleichmäßig und wohlgenuth durch die Fäden, und während ich so arbeitete, erzählte ich dem Meister Kilian die Geschichte, welche ich eben drüben den Freundinnen vorgelesen.

Ich war in der That sehr eifrig in der Weberei, eifriger wie beim Erlernen französischer Vocabeln und historischer Tabellen. Ich hatte mir vorgenommen, zu Weihnachten meiner Mutter ein Geschenk zu machen, wie es wohl selten einer Mutter von ihrer Tochter geboten wurde. Im Hintergärtchen meiner Großmutter, wo ich ein eigenes Beet erhalten, hatte ich mir selber Flachs gesäet und er war aufgegangen zu meinem unaussprechlichen Entzücken, und hatte mit seinen blauen Blüthen mein Herz erfreut. Er war gewachsen und gediehen im schönen Sonnenglanz; dann hatte ich ihn selbst geschnitten und hinausgetragen in den Bach, der hinter dem Gärtchen floß; da hatte er seine Zeit gelegen, bis er reif war für

die Brake; dann zog ich eines Abends im Mondenschein mit allen jungen Mädchen der Stadt und allen Dienstmägden hinaus nach dem großen Rasenplatze, wo die Braken bereit standen, und da beim Mondenschein und mit hellen Rehlen singend, brackten wir den Flachs. Nach dem Tacte der Melodie schwangen wir ihn hinauf und hinab und schwangen ihn wieder auf die Brake, bis alles Stroh ausgefallen war.

Ich galt beim Braken als die flotteste Arbeiterin und auch als die flotteste Sängerin! Wenn ich meinen Theil ausgeschwungen und gebrochen hatte, dann schrien Alle ringsum: „Cläring möht singe (Clärchen muß singen) und ich sprang auf meine Brake und mit lustiger und schmetternder Stimme sang ich ihnen die fröhlichsten Volkslieder in plattdeutschem Dialect. Keine Prima donna assoluta kann auf die lauten Acclamationen ihrer Bewunderer und das Bravo-schreien der Enthusiasten stolzer sein, als ich es war, wenn rings umher alle Brakerinnen schwiegen und mir zuhörten, und dann, wenn mein Lied zu Ende war, laut und jubelnd in die Hände klatschen!

Nachdem mein Flachs nun gehörig gebrakt und geschwungen und gehehelt, hatte ich ihn selber in den Abendstunden bei der Lectüre des Homer gesponnen. Und nun hatte Meister Kilian, der dies Eine Mal Nachsicht übte, die nicht sehr gleichmäßigen Fäden auf den Webstuhl gespannt und ich webte meine Leinwand und hätte, wenn ich damals gestorben wäre, mit der feuschen Lucretia concurriren können, die es als ihren höchsten Ruhm erachtete, daß man auf ihrem Grabstein schreiben könne „sie hat ihren Flachs gesponnen.“

Doch nicht blos mit der Leinwandweberei beschäftigte ich mich in meinen Mußestunden, deren ich, Gott sei Dank, viel mehr hatte als Arbeitsstunden, sondern ich lernte noch ein anderes Handwerk.

Mählich, Erinnerungen.

Unweit von dem Hause meiner Großmutter, dem Garten gerade gegenüber, wohnte ein Nagelschmied. Wenn ich im Garten bei meinen Beeten war, hörte ich drüben in der Schmiede den Meister Freudenthal mit seinen zwei Gefellen den Hammer nach dem Tact ihres Gefanges, auf den Ambos schlagen und die Funken sprühten durch die offene Thür hinaus, als wären es Irlichter oder Märchengeister. Ich stand lange am Gitterzaun, hörte den Liedern und den Hammerschlägen zu und ergözte mich an den sprühenden Funken.

Meister Freudenthal hatte nur einen einzigen Sohn und das war ein lieber Spielkamerad von mir. Ein heiterer, munterer Knabe, elf Jahre alt, wie ich selber und der beste Märchenerzähler. Als solcher war er in der kleinen Stadt so bekannt, daß er oft Abends, wenn die Damen beim Theeklatsch saßen, eingeladen ward zu kommen und zu erzählen.

Was er erzählte, das hatte er nicht in Büchern gelesen oder sonst wo gehört, sondern er hatte es sich ausgedacht in den langen stillen Stunden, die er allein war, wenn der Vater in der Schmiede arbeitete und die Mutter in der Küche beschäftigt war. Der Beklagenswerthe, er konnte weder dem Vater noch der Mutter hilfreich sein, denn er hatte keine Arme; nicht der kleinste Stumpf eines Armes war an seinen Schultern zu sehen, sondern glatt und gerade ging sein Körper von der Schulter hernieder. Als er geboren wurde, war es ein furchtbares Lamento in dem Hause des Nagelschmieds gewesen, man hatte meinen Onkel gerufen und ihn aufgefordert, das Kind gleich nach der Geburt zu tödten! aber der hatte sich natürlich opponirt und gesagt: Das Kind wäre gesund und lebensfähig, und es zu tödten, würde ein Mord sein.

Und gesund war der Knabe geblieben, lebensfähig bewährte er sich, nur daß er das Leben nicht angreifen

konnte mit tüchtigen, gesunden Armen, sondern hilflos erschien und abhängig von seiner Umgebung.

War ein schöner, prächtiger Knabe, dieser Carl Freudenthal, und außerdem war er der gefürchtetste und stärkste Rauber unter allen seinen Kameraden. Nichts Komischeres konnte man sehen, als wenn der Knabe in den Sommertagen auf dem weiten Sandplatz dicht vor dem Thore mit den anderen Knaben spielte, er war lang und schlank, ganz in graue Leinwand gekleidet, mit Schuhen an den Füßen.

Wenn die Knaben ihn nörgelten und neckten, dann schrie Carl laut auf. Mit einem einzigen Ruck hatte er den Schuh von seinem rechten Fuß geschleudert und mit den Behen, die nicht von Strümpfen verhüllt waren, hob er Sand empor und schleuderte ihn seinen Feinden gerade in die Augen hinein, oder auch, er sprang mit raschen Sätzen zu einer Ruthe oder einem Stock, den er bemerkte, nahm ihn zwischen die Behen, hopfte vorwärts und schlug so mächtig auf seine Gegner, daß sie mit Wehgeschrei von dannen liefen.

Carl Freudenthal gehörte zu meinen besonderen Protégés, und weil er ohne Arme war und so hilflos und unglücklich schien, nahm ich ihn oft mit mir in den Garten und wir erzählten uns gegenseitig Geschichten. Dann geschah es wohl, daß Meister Freudenthal den Hammer niederlegte, zu uns herüberkam an das Gartengitter und selbst zuhörte. Eines Tages forderte er im Scherze mich auf, zu ihm in die Schmiede zu kommen und sein Handwerk zu lernen.

Ich nahm es ernsthaft, denn ich hatte eine unaussprechliche Begierde, Alles zu lernen und Alles zu verstehen, und ich ging mit ihm hinüber und schaute ihm zu, wie er das glühende Eisen auf dem Ambos klopfte. Dann, als er mich aufforderte, nun auch zu versuchen, so ein Nägelchen von der kleinsten Sorte auf dem

niedrigen Lehrburschen-Ambos zu machen, nahm ich schüchtern und ängstlich den Hammer und ging an's Werk. Meister Freudenthal reichte mir die Zange mit der rothglühenden Eisenstange, und ich schlug mit dem Hammer darauf, daß die Funken sprühten. Zuerst erschrak ich vor dem glühenden Sprühregen, schrie laut auf und meinte, die Funken müßten mir die Augen verbrannt haben. Aber ich hatte mich nur ein wenig geblendet, und so schlug ich lustig weiter und bearbeitete meine Eisenstange. Von da an jeden Tag, um die Vesperzeit, schlüpfte ich hinüber in die Schmiede. Meine Stange Eisen glühte schon im Feuer, der kleine Ambos stand schon bereit und ich arbeitete lustig d'rauf los. Zuerst freilich wollte es mir nicht gelingen. Die kleinen Nägel wollten durchaus nicht viereckig werden, und meine Arme waren immer noch nicht kräftig genug, um mit drei Hammerschlägen den Kopf herzustellen, wenn ich die geschärzte Spitze in die kleine Maschine eingezwängt hatte. Aber Welch' ein Entzücken, als eines Tages Meister Freudenthal aus dem kühnenden Wasser einen Nagel, den ich eben hineingeworfen hatte, hervorzog und sagte: „Das ist ein veritabler Nagel, den will ich mir aufheben. Von heut' an bist Du nicht mehr Lehrbursche, Du wirst Geselle!“

„Dann muß ich auch einen Gefellenschmaus geben,“ rief ich freudig und entzückt, und Meister Freudenthal nickte: „Das pflegt zu geschehen,“ sagte er, „aber das wird diesmal wohl nicht angehen!“

Ich aber hatte beschlossen, daß es angehen solle, und so eilte ich zur Großmutter und erzählte ihr von meinen Heldenthaten und zeigte ihr den Nagel, den ich geschmiedet und den Meister Freudenthal mir auf meine Bitten mit gegeben hatte. Die Großmutter lachte und fand die Idee so prächtig, daß ich Nagelschmied geworden, daß sie einwilligte, mir einen kleinen Gefellenschmaus zu geben.

Am nächsten Sonntag ward Meister Freudenthal mit seinen beiden Gefellen zu Mittag geladen, in der Laube in dem kleinen Hintergärtchen, und stolz saß ich an der Seite des Meisters; es erfüllte mich mit wahrer Wonne, wenn er mich seinen „jüngsten Gefellen“ nannte und ich war selig, als der Meister das Glas mit Wein erhob und mit meiner Großmutter auf die Gesundheit seines jüngsten Gefellen in der Schmiede anstieß.

Natürlich hatte die ganze Stadt dieses große Ereigniß meiner Nagelschmiedekunst erfahren, und wenn ich Nachmittag in der Schmiede war, so kamen viele Freunde und Bekannte, um mich arbeiten zu sehen.

Aus all' diesen lustigen Bestrebungen und Studien ward ich nun durch die Nachricht aufgestört, daß ich mit meinem Vater nach Neubrandenburg heimkehren solle. Von meiner Leinwand waren erst ein paar Ellen gewebt und Nägel hatte ich kaum ein Duzend reputirliche fertig. Nun aber war's vorbei mit allen diesen Künsten; ich war's zufrieden und klagte nicht darüber. Als Meister Kilian mir mit Thränen in den Augen beim Abschied die Hand darreichte, da lachte ich aber doch nicht, sondern die Thränen kamen auch mir in die Augen, wie ich den alten Mann weinen sah. Doch war in meiner Seele nur Jubel und Lust und das Leinwandweben und das Nägelschmieden hatte auf einmal für mich seinen Reiz verloren. Es ging fort, nach der geliebten theuren Heimath. —

Da war's nun freilich lustig und prächtig, und es kam mir vor, als sei ich plötzlich in die große Welt versetzt. Wie eine glänzende Residenz erschien mir die Stadt Neubrandenburg mit ihren sechstausenddreihundert Einwohnern gegen das kleine, jammervolle Städtchen Penzlin mit seinen — zweitausend Einwohnern.

Freilich großstädtisch in gewissem Sinne ging es auch her in der „Vorderstadt“ Neubrandenburg, gar viele

reiche Edelleute hatten sich da niedergelassen, und nur wenige Wochen, nachdem ich heimgekehrt, begab sich in Neubrandenburg ein seltsames Fest.

Früher wie sonst war Schneefall eingetreten und die reichen Gutsbesitzer aus der Umgegend hatten sich mit denen, welche ihre Winterfaison in Neubrandenburg hielten, zu einer Schlittenfahrt verabredet, bei welcher alle Theilnehmer maskirt erscheinen sollten.

Graf Hahn, der reiche, berühmte Graf Hahn, der Entrepreneur des Theaters, welches jenen Winter auch in Neubrandenburg sich befand, war auch der Entrepreneur der Schlittenfahrt und die ganze Stadt war in Aufregung und Bewegung und alle Fenster waren mit Neugierigen besetzt, als jetzt mit lautem Schellengeklingel und Hörnerblasen der lange Zug der Schlitten durch die Straßen dahinjagte.

Eine seltsame Schlittenfahrt war's in der That! Eine Darstellung der Hölle hatte es dem Grafen Hahn beliebt, zu arrangiren. In jedem Schlitten saß ein Teufel in schwarzem oder rothem, wunderbar phantastischem Anzug, mit allerlei Marterwerkzeugen in den Händen. Jeder solcher Teufel fuhr eine reizende Diavolezza in verführerischen Gewändern, flimmernd von Schmuck und Goldstickerei. Die Teufel und Teufelinnen führten in ihrer Mitte einen großen Schlitten, auf welchem die Versuchung des heiligen Antonius in gar wunderfamen und üppigen Scenen dargestellt war. Dieser wilde Zug raste nun mit Jauchzen und Schreien und Lachen und dann und wann Spottlieder auf die Pfaffen singend, durch die Straßen dahin und hielt dreimal mit Jauchzen und Schreien unter Posaunen- und Trompetenklang seinen Umzug um die große Marienkirche mitten in der Stadt.

Das war den guten, neugierigen Neubrandenburgern doch selbst zu viel; die Fenster schlossen sich, und in

innerster Empörung zogen sich Alle vom Fenster zurück, aber mitten im Zimmer blieben sie stehen, hoben sich auf den Beinen empor und blinzelten hinaus nach dem seltsamen, wunderbaren Zuge, der immer noch durch die Straßen jagte.

Mein Vater war gerade nicht anwesend, als die Schlittenmaskerade aufgeführt ward; aber als er am nächsten Tage aus der Residenz zurückkehrte, erglühete er vor Zorn über diesen unziemlichen Maskenscherz. Zum höchsten Entsetzen und zur wüthendsten Empörung der Herren Grafen und Barone forderte er sie alle vor seine Schranken und ließ sie dann, als sie nicht kamen, in *contumaciam* zu bedeutender Geldstrafe verurtheilen.

Graf Hahn, welcher das Fest arrangirt hatte, wollte damit zugleich eine Rache an dem ersten Pfarrer ausüben, der gegen das Schauspiel und das Theaterwesen des Herrn Grafen öffentlich gepredigt hatte. Aber der Graf mußte diese Rache theuer büßen, und nur seinen einflußreichen Verbindungen bei Hofe und nur der Fürsprache des Großherzogs bei meinem Vater gelang es, ihn von der persönlichen Haft frei zu machen und es so zu arrangiren, daß er mit Geld die verwirkte Strafe ablösen konnte.

Graf Hahn war damals der reichste Mann in Mecklenburg und zugleich der größte Verschwender. Er hatte einstens neunundneunzig Güter besessen und das hundertste nur auf ausdrücklichen Befehl des alten Großherzogs Carl, dessen Stolz sich dagegen empörte, daß einer seiner Unterthanen mehr Güter und mehr Land besitzen solle, als er selber, nicht angekauft. Aber seinen eifrigen Bestrebungen war es seither doch schon gelungen, eine große Menge von diesen neunundneunzig Gütern bei Seite zu schaffen und seinen Gläubigern in die Hände zu spielen. Er war ein Verschwender im großen Styl

und bei seiner Theaterleidenschaft, die ihn wie mit einem unwiderstehlichen Zauber umspinnen hielt und ihm jedes andere Denken und Wollen unmöglich machte, hatte er wohl die Hoffnung, recht bald sein ganzes Vermögen in Lumpen und Lampen zu verpuffen. Das Theaterpiel war seine einzige Leidenschaft, und für ihn gab es keine andere Welt als die der Bretter und der Komödianten. Auf seinem Hauptgute hatte er sich ein eigenes Theatergebäude errichtet, und auf demselben ließ er Opern und Ballette aufführen, zu denen er aus Berlin sogar oft die ersten Künstler und Künstlerinnen zu Gastrollen berief. Er honorirte sie wie ein König. Außerdem hatte er sich eine eigene Truppe von Schauspielern und Schauspielerinnen engagirt; die Garderobe, die er ihnen außer dem glänzenden Gehalt gab, war allemal aus den schönsten und prächtigsten Stoffen zusammengesetzt, nur echter Sammt und die kostbarsten Seidenstoffe wurden verwendet und echte Goldstickerei blitzte auf den Königsmänteln und den prachtvollen Costümen. Mit staunender Bewunderung erzählte man, daß die erste Schauspielerin, die schöne Auguste D., welche neulich die Maria Stuart gegeben, in der letzten Scene nicht einen Theaterschmuck getragen, sondern einen echten Schmuck aus echtem Gold mit echten Brillanten und Perlen verziert. Graf Hahn habe für denselben zwanzigtausend Thaler gezahlt und ihn dann der Künstlerin zur Belohnung für ihr ausgezeichnetes Spiel geschenkt.

Für die Familie des Herrn Grafen war natürlich diese Theaterleidenschaft ein schwerer Kummer, und die Gräfin hatte vergeblich Alles versucht, den Gemahl von dieser Leidenschaft zu heilen. Ihre Thränen, ihre Flehen, Alles war umsonst gewesen! Der Graf war wie gebannt, eine Beute dieser Leidenschaft, und obwohl er selber es wußte und oft vorhersagte, daß sie ihn ruiniren und zu einem Bettler machen würde, konnte er sich doch nicht

von den Umstrickungen und dem Zauber frei machen, der ihn umgaukelte, mit seiner Lust und seiner Märchenwelt.

Bald nach jener Schlittensfahrt, welche dem Grafen so viel Geld gekostet, verließ er mit seiner Schauspielertruppe Neubrandenburg, um im Lande Mecklenburg von Stadt zu Stadt umher zu ziehen und Komödie spielen zu lassen. Er sagte freilich, er thäte es nur um der Kunst willen und um den Mecklenburgern endlich Geschmack für die schönen Künste beizubringen und sie die Poesie der neuen deutschen Dichter kennen zu lehren. Die Leute aber flüsteren sich zu, die Herrlichkeit wäre schon zu Ende und er wäre jetzt nur noch ein Theaterdirector, der mit seiner Truppe Geld verdienen wolle.

Seine Frau und seine beiden Töchter blieben in seiner Stadtwohnung in Neubrandenburg zurück, und fast täglich kam die Gräfin mit ihren Töchtern zu meiner Mutter. Die älteste dieser Töchter war Ida, nachher so bekannt als Schriftstellerin Ida Hahn-Hahn.

Sie war um zehn Jahre älter als ich; aber sie beschäftigte sich viel und gern mit mir. Es schmeichelte ihr nun, als sie sah, daß ich voll staunender Bewunderung mich stets in ihrer Nähe hielt und sie las in meinen Blicken, daß ich sie wunderschön fand und mich an ihrem Anblick nicht satt sehen konnte. Ja, Comtesse Ida Hahn war damals eine reizende Erscheinung, schön und schlank gewachsen, die Wangen von rosigter Frische, die schmalen Lippen purpurroth, die hohe, weiße Stirn gedankenvoll und zart und die blauen Augen mit ihrem etwas unsicheren Blicke gerade deshalb von einem fremdartigen, geheimnißvollen Reiz. Sie war damals zweiundzwanzig Jahre, aber sie hatte das Ansehen eines Mädchens von sechzehn Jahren und das machte vielleicht, daß ich mich vertraulicher zu ihr hingezogen fühlte und mich, als ich näher mit ihr bekannt geworden und täglich zu ihr kam,

nicht schämte, ihr zu erzählen von all' den Phantasien und Träumen, die meinen Kopf erfüllten und in meinem Herzen flüsteren und von den glänzenden Zielen sprachen, denen ich nachstreben wollte.

Sie hat mich später nach langen Jahren, als wir uns in Berlin wieder fanden, oft an dieses Alles erinnert. Besonders einer Scene gedachte sie gerne, denn wir sprachen öfter davon. Ich hatte ihr eines Tages als tiefes Geheimniß anvertraut, daß ich Schriftstellerin werden wolle; aber sie beschworen, sie solle es um Gottes willen Niemandem sagen, denn mein Vater würde es nicht erlauben.

„Weshalb nicht?“ hatte sie mich gefragt. Da hatte ich ihr erzählt, daß neulich die Schriftstellerin Amalie Schoppe auf ihrer Durchreise bei uns zum Besuch gewesen und daß mein Vater im Familienkreise zu uns gesagt hätte: „Es gibt nichts Widerwärtigeres und Abscheulicheres, als so ein Frauenzimmer, welches die Gelehrte spielt und sich eine Schriftstellerin und Dichterin zu sein dünkt, während sie doch ihren höchsten Ruhm darin suchen sollte, eine tüchtige Hausfrau zu sein.“ „Sie sehen also, Comtesse“, hatte ich seufzend gesagt, „mein Vater wird es niemals leiden, daß ich Schriftstellerin werde.“

„Und Sie möchten es doch so gern?“ hatte mich Comtesse Ida gefragt.

Da hatte ich ihr mit leuchtenden Augen gestanden, daß es mein größtes Verlangen sei, Schriftstellerin zu werden, und wenn ich einst wie Corinna (ich hatte damals die Corinna von der Staël gelesen), wenn ich wie Corinna auf dem Capitol gekrönt werden könnte, so wollte ich mit höchster Wonne am andern Tage gleich sterben; wenn ich nur meinen Lorbeerkranz mit in den Sarg nehmen könne.

Comtesse Ida hatte mir beigespflichtet und mir gesagt, sie denke ebenso und meine auch, es könne für eine Frau keinen höheren Ruhm und keine höhere Ehre geben, als sich einen Namen zu machen und eine berühmte Frau zu werden, sei es nun als Künstlerin oder als Schriftstellerin.

„Ich will es auch werden,“ hatte sie mir ganz im Geheimen anvertraut und wir hatten dann unsere Hände in einander gelegt und uns gelobt, Schriftstellerinnen zu werden und von Niemand in der Welt uns davon zurückhalten zu lassen.

Als Ida Hahn-Hahn, von ihrer Orientreise zurückkehrend, mich in Berlin besuchte, und wir uns an diese kleine Scene erinnerten, und uns zurückriefen, wie wir daheim im lieben Mecklenburg geträumt vom künftigen Ruhm und von den künftigen Lorbeerkränzen, da füllten sich unsere Augen mit Thränen und mit einem wehmüthigen Lächeln nickten wir einander zu.

Ja, gestrebt hatten wir nach den höchsten Zielen, der Lorbeer, welcher im goldenen Sonnenglanze der Hoffnung uns entgegenleuchtete, der war uns Ziel und Sporn gewesen, und nun wußten wir, daß jedes Lorbeerblatt auf Erden erkämpft werden muß mit vielen Schmerzen und vielen Thränen, daß Lichtenberg wohl Recht hat, wenn er sagt: „Glücklich Derjenige, welcher von dem Lorbeer, der die Stirne des Dichters schmückt, nichts weiter verlangt, als daß er ihm den Karpfen würze!“

Dazumal, als wir in Neubrandenburg uns gelobten, berühmte Schriftstellerinnen zu werden, da wußten wir nichts von den Dornen, Schmerzen und Enttäuschungen, welche jeder Künstler und Dichter auf seinem Lebenswege findet; wir sahen damals nur Rosen und Sonnenstrahlen und träumten nur von Lorbeerkrönen und Ruhm.

Ida war die echte Tochter ihres Vaters; der Ruhm das öffentliche Bekanntheit, das galt ihr mehr als ihr Grafentitel, und was ihr Vater auf der Bühne suchte und nicht fand, Ruhm und Anerkennung, das sollte seine Tochter auf der Weltbühne finden.

Von des Vaters Enttäuschungen, seinem Verfall und seinem Glend und von der Tochter Ruhm und Unglück erzählte ich Ihnen das nächste Mal.

XI.

Graf Hahn, „der Theatergraf“, wie man ihn spottend nannte, sollte bald die Erfahrung machen, daß im lieben Mecklenburg der Sinn für Kunst und Poesie, den er sich zu wecken vorgenommen, immer noch so tief und so traumlos schlief, daß es unmöglich war, ihn aus seinem Schlafe aufzurütteln.

Wochte Graf Hahn mit noch so großen Zetteln an allen Straßenecken jeder Stadt, in welcher er sein ambulantes Theater aufschlug, ankündigen, daß heute das erhabenste Dichterwerk von Schiller, „Don Carlos“, gegeben werde, oder daß jeder, welcher Sinn habe für das Edle und Schöne, heute nach dem Theater wallen müsse, um den „Egmont“ von Goethe zu sehen: das Haus blieb leer. Die Aristokratie wollte nichts wissen von einem der Ihren, der sich so weit erniedrigt hatte, um bis zu einem Theaterdirector (zu einem „Handwerker“, wie sie ihn nannten) hinabzusteigen, und für das arme Volk war Schiller damals noch eine zu erhabene Speise, als daß sie ihnen hätte munden können.

Aber die Schauspielertruppe wollte doch bezahlt sein. Für Requisiten und Garderobe mußte gesorgt werden, und so wanderte ein Gut nach dem anderen aus dem Besitz des Grafen Hahn in den seiner Gläubiger.

Zuletzt kam das Gesetz der Familie zu Hilfe. Alle beweglichen Güter, alles bewegliche Eigenthum hatte er verloren und es blieben nur noch die im Holstein'schen belegenen Majoratsgüter. Diese durfte der Graf nicht verkaufen und damit er die Last der Schulden, welche schon auf demselben ruhte, nicht noch vergrößern könne, wurde jetzt „von Staatswegen“ der Graf Hahn öffentlich als Verschwender erklärt und angezeigt, „daß Jeder, welcher ihm Geld leihen würde, es thäte auf seine eigene Gefahr und Verantwortung, ohne jemals von seinen Nachkommen Ersatz beanspruchen zu können.“ Zugleich sagte die Familie nach langen Kämpfen, nach vielen Kümmernissen und Schmerzen sich los von dem unglückseligen Manne, den der Zauber der Theaterwelt immer noch gebannt hielt.

Die Gräfin Hahn trug auf Scheidung an von ihrem Gemahl und es bedurfte dazu keiner Verhandlungen und keiner Sühneversuche. Denn in Mecklenburg hat der Landesherr, welcher zugleich der Patron der Kirche ist, das Recht, in eigener Machtvollkommenheit jede Ehe zu scheiden. Um jeden Scandal der Gerichtsverhandlungen und Erörterungen zu vermeiden, sprach der Großherzog die Scheidung zwischen dem Grafen Hahn und seiner Gemahlin aus, und nachdem der Theatergraf nun beseitigt worden, übersiedelte die ihrer Reichthümer beraubte Familie nun ganz nach Neubrandenburg und der Theatergraf zog hinaus in die Welt wie Johann ohne Land, besitzlos, heimatlos, freudlos. Man hörte, man wußte nichts mehr von ihm, er war verschollen und die Familie und die vornehmen Verwandten waren froh, daß er so viele Schulden in Mecklenburg zurückgelassen, denn das hinderte ihn heimzukehren. Die Gläubiger würden ihn ja in Schuldhaft gebracht haben, und das bewahrte seine Angehörigen vor dem unangenehmen Begegnen mit dem unseligen Manne.

Viele Jahre hörte ich nichts mehr von ihm, der Theatergraf war verschollen! Aber als ich bald nach

meiner Verheirathung mit Theodor Mundt in Kopenhagen war, überraschte es uns, als wir einen deutschen Theaterzettel an den Ecken der Straßen angeklebt sahen, worauf mit großen Lettern geschrieben stand: „Die Schule des Lebens“ von Raupach. Dann folgte dieser Ankündigung weiter unten auf dem Zettel eine Einladung zu dieser „Extravorstellung“, eine Einladung an sämtliche in Kopenhagen anwesende deutsche Landsleute, welche es sich gewiß zu einer Freude rechnen würden, dem Beneficianten einen recht glänzenden und erfolgreichen Abend zu verschaffen.“ Der Beneficiant war zugleich der unterzeichnete „Director“ „Graf Hahn, Ritter hoher Orden“, wie er besonders noch auf dem Zettel bemerkt hatte.

Wir gingen natürlich hinaus in die Vorstadt, wo in einer leicht aufgeschlagenen Bretterbude das Sommertheater des Grafen Hahn sich befand. Als wir an die Casse traten, um unsere Billets zu lösen, wurden uns dieselben überreicht von einem „älteren“ Herrn im abgeschabten schwarzen Rock, dessen Knopflöcher mit Ordensbändern geziert waren. Um das kahle Haupt spielten einige coquett zusammengedrehte graue Locken, die eingefallenen Wangen waren künstlich geröthet und um die schmalen Lippen zuckte ein seltsam coquettes und doch zugleich schmerzliches Lächeln.

Ich erkannte ihn wohl, diesen Herrn, und als ich ihn anschaute, stieg die Erinnerung meiner Jugend so mächtig und leuchtend in mir auf, daß ich von tiefer Behmuth ergriffen, kaum meine Thränen zurückhalten konnte. Ich streckte dem Herrn meine beiden Hände entgegen und fragte ihn: „Erkennen Sie mich nicht?“

Er schaute mich mit den glanzlosen trüben Augen lange an, dann zuckte es wie ein freudiges Erkennen in seinen Mienen, und er nickte mir zu:

„Sie sind aus der Stadt“, fragte er mit erbebender Stimme, „aus der Stadt, wo meine Gemahlin und meine

Kinder wohnen, nicht wahr? Aus der Stadt, wo ich einst so glänzende Triumphe feierte," setzte er mit bitterem Tone hinzu.

"Ja", sagte ich, "ich bin für Sie ein Gruß aus der Heimath".

"Und Sie heißen Clara", sagte er mir zunickehend, "heißen wie meine zweite Tochter. Ja, ich erkenne Sie wohl, Sie gleichen Ihrem Vater, das ist ein Mann, ein großer gelehrter Herr und ein Prophet," fuhr er düster fort. "Er hat mir mein Schicksal vorhergesagt, und ich bitte Sie, wenn Sie heimkehren, grüßen Sie ihn von mir und sagen Sie ihm, wie Sie mich gefunden haben!"

Ich sagte ihm unter Thränen, daß mein Vater längst von hinnen gegangen, daß er, kaum fünfundvierzig Jahre alt, von uns geschieden sei nach einer langen schmerzlichen Krankheit. Ich erzählte ihm, daß auch seine Gemahlin, die Gräfin Hahn gestorben sei. Und wie er dann fragte nach andern Freunden und Bekannten, konnte ich ihm immer nur antworten, daß der Tod sie hinweggenommen. Es war ein recht trauriges, schmerzvolles Wiedersehen da an der Theatercaffe, wo der Graf hinter dem Tische stand, auf welchen nur spärlich die Silbermünzen nach und nach hingeworfen wurden von den Wenigen, welche kamen, das deutsche Theater zu besuchen.

Wie wir da standen und plauderten, erschallte auf einmal der helle, frische Klang einer Drehorgel; sie spielte ein paar Tacte als Präludium, sodann die Melodie eines mir wohlbekannten deutschen Liedes, das Rücken in die Musik gesetzt und das damals ebenso populär war, als in unseren Tagen:

La donna e mobile! Si, è mobile.

Der Graf erkannte die Melodie so gut wie ich, und lauschte auf die Töne. Nun erhob sich eine Stimme und schmetternd sang sie:

Ach, wenn Du wärst mein Eigen,
Wie lieb sollt'st Du mir sein!
Wie wollt ich tief im Herzen
Nur hegen Dich allein!

Da traten dem alten Grafen die Thränen in die Augen, während sie mir schon längst in hellen Strömen über die Wangen liefen.

"Kennen Sie das?" flüsterte er leise. "Das ist ein Lied von meiner Tochter, der Gräfin Ida Hahn-Hahn, das ist mein Schmerzenslied, welches ich alle Tage höre! Es zerreißt mir das Herz, und doch, wenn ich es einen Tag nicht höre, dann ist es, als fehlte mir etwas! Es sind meine Erinnerungen, welche mit diesem Liede an mir vorüberfliegen: „Ach, wenn Du wärst mein Eigen — Wie lieb sollt'st Du mir sein!"

Ich konnt's nicht länger ertragen und bat Mundt, mich fortzuführen. Ich konnte nicht hineingehen in die alte Bretterbude, wo sie die Schule des Lebens gaukelte, von der mir der alte Theatergraf eben eine so traurige Lektion gegeben. Mein Herz war so voll Wehmuth und voll Jammer, ich mußte mich ausweinen draußen in der schönen Natur unter den rauschenden Bäumen des Parkes von Frederiksborg.

Wieder ein Paar Jahre später waren wir in Altona bei lieben Freunden zum Besuch, und sie erzählten uns scherzend, daß draußen in Debelgönne ein Sommertheater aufgeschlagen und daß mit dem Entrée zugleich eine Lotterie verbunden sei.

"Es will sonst Niemand in das Theater gehen. Es ist eine elende Bande, welche da spielt, und wenn man hinget, so thut man's nur aus Erbarmen für den Director," sagten uns die Freunde.

"Und wer ist der Director?" fragte ich.

"Nun, es ist ein Herr, der einst eine große Rolle gespielt hat in der Welt, ein Graf Hahn," erwiderte man uns.

W ä h r e n d , Erinnerungen.

Natürlich erklärten wir, daß wir jedenfalls hinausgehen würden nach Develgöbne, um der Theatervorstellung beizuwohnen. Aber ich vermied es, selber an die Casse zu gehen, ich fürchtete mich, das traurige Gespenst der Vergangenheit, die Ruine einstiger Herrlichkeit wiederzusehen.

Mit der Theatervorstellung war, wie man uns gesagt hatte, eine Lotterie verbunden. „Ein weißes Lamm von feinsten Sorte“ sollte ausgespielt werden, und Jeder, der ein Theaterbillet nahm, bekam zugleich ein kleines Blättchen Papier, auf welchem eine Nummer verzeichnet war. Das Arrangement hatte guten Erfolg, wie der „Theatergraf“ es wohl berechnet hatte. Gar Viele hatten sich eingefunden, weil sie hofften, für vier Schillinge Entrée das weiße Lamm gewinnen zu können. Es war in der Bude ein seltsam fröhliches Schwirren, Lachen und Schäkern überall. Jeder sprach von dem weißen Lamm und freute sich auf seinen Besitz, denn Jeder fühlte, mit der Nummer in der Hand, sich als den glücklichen Gewinner. Man achtete daher gar nicht auf die Bühne, wo ein paar kleine Lustspiele gegeben wurden.

Jetzt hatte der Theatergraf es längst aufgegeben, für Kunst und Poesie zu wirken und Schiller und Goethe standen nicht mehr auf seinem Repertoire, sondern nur Rozebue und andere Poffen und Lustspiele.

Bevor das zweite Stück begann, entstand eine Pause. „Jetzt geht's los,“ hörte man dann überall flüstern, „nu künmt et. Sel krieg, id krieg dat witte Lamm.“

Nun hob sich der Vorhang wieder und in der Mitte der Bühne sah man jetzt auf einem, mit einem weißen Weinentuche umhüllten Postamente eine thönerne Vase aufgestellt; daneben stand im weißen flatternden Gewande Hals und Arme wenig bekleidet, mit einer messingenenen

Wagschale in der Hand und die Augen verbunden, die blinde Göttin Gerechtigkeit.

Die drei Musikanten im Orchester ließen einen schmetternden Tusch ertönen, dann hob die blinde Gerechtigkeit die Hand empor und senkte sie nieder in die Vase.

Athemloses Schweigen in dem dicht gefüllten Raume der Bude; die Göttin der Gerechtigkeit hob die Hand empor und ein weißes Blatt erschien zwischen ihren Fingern.

Nun trat aus der Coulotte ein Herr auf die Bühne im abgeschabten schwarzen Frack, das Knopfloch mit Ordensbändern verziert, die freilich ein wenig verschossen und verblichen waren. Es war Graf Hahn, jetzt das Haupt umwallt von dichtem schwarzen Gelock; die Jahre, welche einst sein Haar gebleicht und seinen Scheitel kahl gemacht, die Jahre hatten jetzt wieder einen üppigen Haarwuchs auf demselben erstehen lassen, und es war ein schauerlicher Anblick, dieses alte zerfallene und zerfetzte Gesicht mit der jugendlich aufgestutzten üppigen Lockenfülle zu sehen.

Er schritt mit zierlich aristokratischer Bewegung heran zu der Göttin der Gerechtigkeit und nahm aus ihrer Hand das Papier, dann trat er dicht an die Lampen, rollte es auseinander und die Augen hinwendend auf das Publikum, sagte er mit lauter Stimme: „Nummer 880 hat gewonnen.“

Ein Schrei ertönte aus dem dichten in Tabakrauch gefüllten Raume des Theaters. „Sel hefft“ (ich habe es), rief eine laute Stimme.

Graf Hahn winkte in die Coulotte hinein. Ein Kind, das nach seiner geringen Bekleidung und nach dem rothen Bändchen, mit welchem eine Botaniskapsel um seine Schultern befestigt war, zu urtheilen, einen Amor

vorstellen sollte, führte an einem blauen Bändchen ein schneeweißes Lämmchen herbei.

Unermesslicher Jubel erschallte in der Bude. Graf Hahn winkte gravitatisch mit der Hand; aber so wenig wie Zeus sich Ruhe zu verschaffen wußte, wenn im Olymp die Götter jubelten und lachten, so wenig verstummte vor dem Wink des Grafen Hahn das fröhliche Gequie in der Theaterbude.

Endlich trat einen Augenblick Ruhe ein und da rief Graf Hahn, zierlich mit der Hand hereinwinkend, in das Publikum: „Ich bitte den glücklichen Gewinner des Lammes, daß er her auf die Bühne komme und es von hier aus abhole! Ich bitte Sie, kommen Sie, glücklicher Gewinner“.

„Oh, den Dömel, wo war ich dhat dhon“ (ei den Teufel, wie werde ich da thun), rief eine laute Stimme und ein allgemeines brüllendes Gelächter folgte.

„Es ist aber die Bedingung“, rief Graf Hahn in das Publikum hinein, „wer das Lamm besitzen will, muß hierher kommen, um es abzuholen. Man könnte ja sonst denken, daß der Gewinn gar nicht ausgezahlt würde, deshalb muß es öffentlich vor dem Publikum geschehen. Also kommen Sie!“

„Nä, ich lohm nicht, Sie können det Lamm behaalen!“ schrie eine tiefe Männerstimme. Graf Hahn faßte das blaue Bändchen, an welchem das Lamm geleitet ward, zog es rückwärts in die Couliße hinein. Amor mit der Botaniskapsel folgte und die Göttin der Gerechtigkeit ließ ihre messingene Wagschale fallen. Der Vorhang rauschte nieder und lautes Lachen und Gequitsche entstand in der Bude.

Diesmal, ich gestehe es, hatte mich der Anblick des Grafen Hahn nicht gerührt und ich lachte wie die Uebrigen. Man erzählte mir, daß diese Geschichte schon einmal executirt worden, daß auch schon beim vorigen

Male der glückliche Besitzer sich nicht habe entschließen können, auf die Bühne zu treten, um seinen Gewinn abzuholen.

Zwei Jahre später hatten wir eine Reise nach Amsterdam gemacht und waren zu Schiff von dort nach Hamburg gegangen. Wir besuchten auch die Freunde in Altona wieder und ich fragte sie, ob draußen in Develgönne das Sommertheater des Grafen Hahn noch thätig sei?

„Sie interessiren sich für den Grafen?“ fragte der Freund.

„Gewiß“, erwiderte ich ihm, „er ist ein Landsmann von mir und ich kenne seine Familie seit langer Zeit.“

„Dann möchte ich Ihnen lieber nichts von dem armen Mann erzählen“, sagte er. „Es geht ihm schlimm, man hat ihn damals in Develgönne ausgepfändet, weil er nicht bezahlen konnte, und seitdem ist er in die größte Noth gerathen; dazu elend, krank. Die einzigste, die sich seiner erbarmt, ist eine arme Wäscherin, bei der er früher wohnte und die sich, glaube ich, in den vornehmen Titel und in die verschoffenen Ordensbänder des alten Grafen verliebt hat. Sie hängt an ihm mit großer Treue, sagt man, und pflegt ihn in seiner Krankheit.“

Ich ließ mich nach seiner Wohnung hinführen. Draußen in der Vorstadt von Altona war sie in einem der elenden, niedrigen kleinen Häusern, in denen die Schiffer und Matrosen wohnen.

Da in einer dunklen Kammer, auf elendem Bette lag ein blasser, abgeehrter, ächzender Mann.

Das war der einst so reiche, so glänzende Graf Hahn! Eine Person in nachlässigem, schmutzigem Anzuge, mit ergrauendem, wild um den Kopf hängendem Haar, mit niedergetretenen Schuhen hatte uns an der Thüre empfangen und uns in die Kammer geführt, wo der „Herr Graf“, wie sie respektvoll sagte, sich befand.

Er erkannte mich wieder und es war schrecklich anzusehen, wie auf diesem blassen, eingefallenen Gesichte nun wieder der Schimmer des eleganten, koketten Lächelns vor ehemals zuckte. Er hob die abgezehrten, durchsichtigen, zitternden Hände und reichte sie uns dar und hieß uns mit der graciös-eleganten Manier von früherher Platz nehmen vor seinem Bette, vor welchem indeß nur ein einziger wackliger Schemmel stand.

Wir fragten ihn theilnehmend nach seinem Befinden und wie es ihm ergangen, seitdem wir in Kopenhagen uns zuletzt getroffen?

„Schlecht“, seufzte er, „Sie sehen es, sehr schlecht! Die Deutschen sind so undankbar! Ich habe ihnen mein Leben und meinen Reichthum geopfert, und Sie sehen wie sie mir danken. Ich habe den ersten Funken der Poesie in tausend und tausend Herzen entzündet, in denen es sonst dunkel und trübe gewesen. Das war ja mein Ziel und mein Streben, dafür habe ich ja mein Leben und meinen Reichthum hingegeben, darum bin ich ja umhergezogen von Stadt zu Stadt, von Land zu Land, um als der Jünger und Priester Apolls der Poesie die Stätte zu bereiten.“

Es war entsetzlich, zu sehen, wie dieser Mann noch auf seinem Sterbebette sich selber belog, in seiner Eitelkeit sich glorificirte und mit bengalischen Flammen sich zu umgeben trachtete, um in seinem selbstverschuldeten Unglücke als Märtyrer zu erscheinen, der nichts selber verschuldet, sondern an dem die Welt Alles verschuldet hatte!

„Ja“, fuhr er ächzend und keuchend fort, während die blassen, mageren Hände zuckend auf dem blaukarrirten Deckbette hin- und herfuhrten, „ja, ich habe treu gedient als Priester Apolls und er wird mich, wenn ich von himen fahre, dort oben empfangen als Einen seiner Getreuesten!“

Wir suchten ihn zu trösten und sagten ihm, daß er hoffentlich noch genesen und wieder erstehen würde von seinem Krankenlager.

Er nickte gravitatisch. „Ich hoffe es auch“, sagte er, „ich bin noch nicht alt und ich habe noch ein Leben vor mir und ich will es genießen. Ich habe jetzt auf meinem Krankenlager Zeit gehabt, nachzudenken und meine zurückgelegte Laufbahn zu überschauen! Die Menschen sind es gar nicht werth, daß man um ihretwegen so viel kämpft, leidet und ringt! Ich habe ihnen Millionen geopfert, ich habe die erhabene Poesie unserer Dichter vor ihnen erklingen lassen, es ist Alles vergeblich, und so bin ich denn fest entschlossen, zurückzutreten und hinfort die Geister in ihrer Verdüsterung zu lassen, Gott Apoll wird mir vergeben, denn er weiß, was ich geopfert habe! Ich will nun, sobald ich genesen bin, von dannen ziehen, ich will zu meinen Kindern gehen, sie werden mich nicht verstoßen. Wenn auf dem stolzen Gute meines Sohnes einst ein Bettler erscheint und ihm die Hand entgegenstreckt und sagt: „Ich bin Dein Vater, erbarme Dich meiner“, glauben Sie nicht, daß dann die Kindesliebe in ihm wieder erwachen wird, und daß er mich freundlich aufnimmt?“

„Er wird es sicherlich schon jetzt thun“, sagte ich ihm, „es bedarf nur eines Rufes von Ihnen und Ihre Kinder werden kommen, Sie zu trösten und zu pflegen.“

Er schüttelte traurig das Haupt. „Sie würden es vielleicht, aber ich will nicht, daß die Grafen Hahn mich in meiner Erniedrigung sehen, daß sie sehen, wie der Vater der stolzen edlen Familie so elend geworden und so weit herabgesunken ist, daß er Almosen annehmen muß von einem gemeinen Weibe.“

Da öffnete sich hastig die Thür, die Person, welche uns hereingeführt, erschien mit zorniger Miene auf der Schwelle. Sie hatte draußen ohne Zweifel gehorcht und

hatte die letzten Worte, welche der Graf mit erhobener Stimme gesprochen, verstanden. So stürzte sie an das Bett mit zorniger Miene und mit erhobenen Fäusten. Mit kreischender Stimme brach sie aus in einen Strom von Anklagen gegen den Grafen, gegen den „Undankbaren“, für den sie sich opfere und für den sie sich quäle schon seit Wochen, ohne anderen Lohn zu haben als seine Scheltworte und seine vornehme Verachtung alles dessen, was sie freiwillig ihm darbringe.

Wir konnten es nicht ertragen und verließen den Unglücklichen, dem nicht mehr zu helfen war, denn der Tod lauerte schon hinter den blassen eingefallenen Wangen und den glanzlosen Augen, und dem wir nur Erleichterung und Erquickung für einige wenige Tage schaffen konnten. Er überlebte sie nicht, und zwei Tage später starb Graf Hahn. Möge aus dieser jammervollen Erde sein verklärter Geist sich aufgeschwungen haben zu dem Himmel der Poeste, um dort empfangen zu werden von dem Gotte, welchem er gedient, dem Gott Apoll, dessen „treuesten Priester“ er sich nannte, und in dessen Dienst er Millionen hingegeben hatte, während um ihn, den Theatergrafen, seine Gattin und seine Kinder Millionen Thränen geweint hatten.

Aber nun weinten sie nicht mehr, und lange schon, bevor er starb, war der Theatergraf von seiner Familie vergessen und auch der Schmerz um ihn verwunden. Neues Glück und neuer Glanz war aufgegangen über der Familie der Grafen Hahn. Der älteste Sohn war majoram geworden und hatte die Majoratsgüter bei Celle übernommen, die älteste Tochter, Comtesse Ida, hatte sich mit ihrem Cousin, dem reichsten Majorats Herrn in Mecklenburg, dem Grafen Hahn vermählt. Sie hätte nun wieder in Glanz und Herrlichkeit leben können, wenn — wenn das Schicksal nicht wäre, und die Liebe, und das Frauenherz, das immer eines Tages aus seinem

Schlaf erwacht, wenn man es auch noch so sanft bettet und noch so bequem in glänzender vier-spänniger Equipage spazieren fährt. Es erwacht doch und sprengt die Bande, mit welchen man es halten und pflichtgemäß einschnüren wollte, und es schreit nach seiner Freiheit, und wenn man ihm dieselbe wehren will, so nimmt es sich seine Freiheit, und würde es dadurch zum Räuber an seiner eigenen Pflicht und Ehre!

Das war das Unglück der Gräfin Ida Hahn-Hahn, daß ihr Mädchenherz erwachte, erst als sie schon Frau war und — davon das nächste Mal.

XII.

Wieder vergingen Jahre, ohne daß ich von der Gräfin Ida Hahn-Hahn irgend etwas hörte. Sie hatte Mecklenburg verlassen, und lebte seit Jahren auf Reisen das war alles was man von ihr erfuhr. Aber bald nach meiner Verheirathung im Jahre 1839, als wir von unserer Hochzeitsreise, deren Ziel nicht etwa Rom oder Paris, sondern die Karpathen, das Tatragebirge, Räsmark und Lomnitz gewesen, ward ich eines Tages angenehm überrascht von dem Besuche der Gräfin Hahn-Hahn. Sie hatte in der „Augsburger Zeitung“ eine sehr eingehende Kritik von Mundt über ihre Orientreise gelesen, und obwohl dieselbe viel Tadel und viele Ausstellungen ihres Wertes enthielt, hatte sie sich doch der ehrenvollen Besprechung gefreut und kam nun, die Landsmännin zu besuchen, und dabei auch die Bekanntschaft Theodor Mundt's zu machen.

Ich selber war damals als Schriftstellerin eine noch ganz unbekannt Person, welche kaum ihre ersten, sehr mißlungenen Versuche hatte drucken lassen und von der Zukunft träumte und hoffte. Gräfin Ida Hahn-Hahn stand in der Blüthe ihres Ruhmes, ihr Roman „Aus der Gesellschaft“ hatte viel Aufsehen erregt und eben war „Die Faustina“ erschienen, das Hauptwerk der Dichterin. Denn

als Dichterin gerade zeigte sie sich in diesem Werke am meisten. Aber dennoch warf für die Eingeweihten und Diejenigen, welche ihre Verhältnisse kannten, diese „Faustina“ einen Schatten auf den Charakter Ida Hahn-Hahn's, wenn sie auch das bedeutende Talent anerkennen mußten, das an vielen Stellen dieses Werkes einen wahrhaft begeisterten und begeisternden Aufschwung nahm. Wie sehr auch die Schriftstellerin sich bethätigte in diesem Werke, so hatte doch die Frau mit demselben einen Verstoß gegen das Bartgefühl und eine Sünde gegen den heiligen Geist, wenn ich so sagen darf, begangen. Die „Faustina“ war dem Baron von Bystram zugeeignet, das heißt dem zärtlichsten, ergebensten und treuesten Verehrer, ja Anbeter der Gräfin Hahn-Hahn, und Jeder, der ihn kannte, wußte, daß der Held dieses Buches, der hingebende, Alles opfernde Liebhaber Faustina's, welcher von ihr verraten und verlassen ward, das genaue Porträt Bystram's war, und auch, daß er selber gerade in dieser Zeit durch Ida Hahn-Hahn alle die Schmerzen und Qualen geduldet, welche sie als Dichterin so bereit zu schildern wußte! —

Als damals die Gräfin Hahn-Hahn zu mir kam, und mir mit einem freundlichen Lächeln ihre Hand entgegenstreckte, da erschrak ich, denn wie verändert war dieses Antlitz, wie hatten die Erfahrungen des Lebens es durchwühlt, und welche Furchen hatten zehn Jahre der Schmerzen durch dieses Angesicht gezogen!

Ida Hahn-Hahn war eine jener gewaltigen Naturen, die nur im Sturme der Leidenschaft leben und athmen können, die, hingerissen und hinreißend, immer auf- und niederschwanken zwischen Glück und Glend, zwischen Entzücken und Jammer. Solchen heißblütigen, leichtbeweglichen Naturen gegenüber hat die kühle Reflexion und die berechnende Vernunft eigentlich ihr Recht verloren, und man kann sie nicht beurtheilen und richten nach den Principien und dem Maßstab, welcher für die Mehrheit der Menschen

maßgebend ist. Ida Hahn-Hahn nannte sich oft selbst einen Salamander, der nur im Feuer lebt und nur im Feuer sich heimisch fühlt, und ebenso wie sie es durchaus natürlich, ja sogar nothwendig fand, daß Jedermann sie anbetete und begeistert zu ihren Füßen lag, ebenso fand sie es auch natürlich, daß ihr Herz aufflammen mußte in Gluth und Leidenschaft. Es war aber gewiß für sie das größte Unglück, daß diese „Gluth und Leidenschaft“ sich nicht hatte ihrem Gemahl zuwenden können.

Aber wie hätte das sein können, Beide waren so ganz verschieden, waren gleichsam aus ganz anderen Zonen und Klimaten kommend, sich zufällig begegnet, und da hatten sie sich die Hand gereicht zum ewigen Bunde. Er hatte die seine ihr dargestreckt, weil sie seine Verwandte war, weil die Bettern und Freunde die Partie passend fanden und endlich, weil er sich verliebt hatte in das hübsche, schlankte junge Mädchen mit den lebhaften Farben, dem braunen Haar und den großen, blauen Augen. Sie hatte seine Hand angenommen, nicht, weil sie in ihn verliebt gewesen oder gar ihn geliebt hätte, sondern weil, wie sie mir selbst eines Tages sagte, die „Verwandten ihr gesagt hätten, sie würde dadurch ihre Familie erretten vom Untergange und von der Dürftigkeit, da die Güter ihres Vaters unter Sequester gelegt worden.“ Sie gestand mir auch mit vollkommener Ruhe, daß sie auf die Frage der Verwandten, ob sie den Better heirathen wolle, geantwortet hätte, „ja gern will ich das thun“, und daß sie es ganz natürlich und angemessen gefunden, aus dem nahen verwandtschaftlichen Verhältniß in ein noch näheres zu treten, „weil ja das Mein und Dein so herrlich damit ausgeglichen und die Verhältnisse so gut damit geordnet wären.“

Und dies, meine ich, war der Grund ihres Unglücks und ihres, trotz allen Ruhm's dennoch verlorenen Lebens. Sie war ohne Liebe eingetreten in die Ehe, welche für Ida nur ein Kaufcontract, ein Arrangement war, und

so hatte sie natürlich auch vor den Pflichten der Ehe keinen Respekt, und die Heiligkeit derselben lag ihrem Empfinden ferne. Ihr Herz war noch nicht erwacht und als es erwachte, hatte es sich nicht ihrem Gemahl zugewendet, sondern einem jungen Manne, den sie in Wiesbaden ein Jahr nach ihrer Verheirathung kennen lernte, und der durch seine zarte Aufmerksamkeit, durch sein sympathisches Wesen, durch seine Bewunderung ihrer Person, zuerst ihr Interesse und dann ihre Liebe erregte.

Und als sie ihn liebte, gab es für sie keine Schranken und Hemmnisse mehr. Unbekümmert um den Zorn ihres Gemahls und das Gerede der Welt, machte Ida Hahn mit dem neugewonnenen und angebeteten Freunde eine Reise nach Italien. Die ganz natürliche Folge war, daß, als sie von derselben zurückkehrte, der Gemahl sie des Ehebruchs anklagte und auf Scheidung drang. Die Scheidung ward ausgesprochen und damit war Gräfin Hahn-Hahn als Schuldige erklärt und als „Ehebrecherin“ verurtheilt. Sie selber hatte niemals zugegeben, daß sie solche Schuld auf sich geladen, sie leugnete niemals, daß sie Herrn von Bystram liebe, daß ihm ihr Herz gehöre, aber sie schwur zugleich, daß sie niemals dem Gemahl die Treue gebrochen und niemals die „Geliebte“ Bystram's gewesen.

Bald nach ihrer Scheidung genas sie von ihrem ersten und einzigen Kinde. Der Kummer und die Schmerzen jener Tage der Kämpfe und der Thränen hatten einen verhängnißvollen Einfluß auf das unglückliche Kind geübt, und es mußte büßen für die Leidenschaften der Mutter. Die Tochter der Gräfin war blödsinnig, und man mußte sie, sobald sie herangewachsen war, absperren gegen jegliches Zusammensein mit Männern, denn sonst steigerte sich ihr Blödsinn zu einer wahnsinnigen Tollheit und Raserei. Sicher hat der Anblick dieser Tochter,

welche die Gräfin leidenschaftlich liebte, ihr stets als schmerzlicher Vorwurf gedient, und Diejenigen, welche sie hart und grausam verurtheilen, wissen nicht, wieviel sie gelitten hat, wenn ihr Auge auf dem schönen Antlitz dieser Tochter ruhte und vergeblich in den großen Augen nach einem Strahl des Lichts und der Erkenntniß suchte.

„Meine Thränen und meine Schmerzen sind in ihr zur Person geworden,“ sagte sie eines Tages zu mir, „und darum fließen die meinen, so oft ich sie anblicke.“

Wir wurden bald vertraut mit einander und sahen uns oft. Sie wußte, daß ich genauer von ihrem Geschick und ihren Lebensverhältnissen unterrichtet war als viele Andere, und sie hatte Vertrauen zu mir. Sie litt damals gerade unsäglich, denn eine glühende Leidenschaft, die zum tiefen Schmerz Bystram's nicht ihm zugewandt war, kämpfte und tobte in ihrem Herzen, und sie suchte vergeblich dieselbe zu überwinden. Wie oft ist sie zu mir gekommen, um wie sie sagte, sich bei mir auszuweinen und auszuklagen, und um Bystram ihre Thränen nicht sehen zu lassen. Wie oft habe ich sie die Hände ringen sehen und gehört, wie sie Gott anflehte, sie zu tödten, wenn sie ihr Herz nicht tödten könnte. Wie oft habe ich gehört, daß sie sich der Untreue anklagte gegen Bystram, den treuesten und besten aller Menschen! Sie rang mit ihrer Qual und Leidenschaft, und doch war sie ihr süß, und doch konnte sie dieselbe nicht entbehren!

Das Geheimniß jener Tage ist später enthüllt, und jetzt steht es in allen Literaturgeschichten zu lesen, daß Gräfin Ida Hahn-Hahn, obwohl sie in einer Art Gewissenruhe mit Bystram lebte, eine glühende Leidenschaft für Heinrich Simon empfand, für dieses berühmte Mitglied des Frankfurter Parlaments, der in demselben eine so bedeutende Rolle spielte. Heinrich Simon war

eben derselbe Mann, den Fanny Lewald, wie sie selbst in ihren Lebensbekenntnissen gesteht, leidenschaftlich aber unerwidert geliebt hat.

Diese beiden so ganz verschiedenen Naturen, Gräfin Ida Hahn-Hahn, die stolze Aristokratin, aber bei alledem die wirkliche Dichterin, und Fanny Lewald, die selbstbewußte Demokratin, die Schriftstellerin, bei welcher der scharfe Verstand und die ruhige Durchdringungsgabe viel bedeutender war, als das poetische Talent, diese Beiden sollten sich seltsamer Weise in ihrer Liebe zu einem und demselben Manne begegnen. Nur daß dieser Mann, welcher die kluge Königsberger Jüdin Fanny Lewald verschmähte, für die stürmische, leidenschaftliche, mecklenburgische Aristokratin eine glühende Leidenschaft empfand. Aber gerade darum, scheint mir, weil Gräfin Hahn-Hahn die Bevorzugtere und Beglücktere war, hätte Fanny Lewald als Schriftstellerin nicht gegen die Dichterin Diogena schreiben, und nicht die vergifteten Pfeile einer so furchtbaren Satyre auf sie richten sollen!

Ich sah Gräfin Hahn-Hahn, nachdem irgend ein boshafter Freund, denn solche Dinge begehen nur Freunde, und nur sie pflegen den Schriftstellern unangenehme Nachrichten und verletzende Kritiken mitzutheilen, ihr anonym ein Exemplar der Diogena gesandt. Sie war wie eine verwundete Löwin, ein zorniges Klammern war in ihren Augen und sie hob beide Hände zum Himmel auf und schrie: „Ich will mich rächen! Rächen für diese Unthat!“

Da fragte Bystram, die schönen, milden Augen mit einem Blick unendlicher Liebe auf sie gerichtet, mit sanfter Stimme: „Wie wollen Sie sich rächen, Ida?“

Sie zuckte zusammen und schaute ihn an, lange und schweigend, dann sagte sie, ihm ihre Hand entgegenstreckend: „Ich will mich rächen, indem ich mein bestes Buch

schreibe und indem ich mich selbst überwinde und Derjenigen vergebe, welche mir Unrecht gethan!"

Bystram sank auf seine Knie nieder und küßte die Hand der angebeteten Freundin und bedeckte sie mit Thränen der Rührung.

Sie schrieb dann wirklich ihr „bestes Buch“, den *Ju st in*, und es fand trotz der *Diogena* seine Leser und seine Bewunderer in ganz Deutschland.

Heinrich Simon, hingerissen von seiner Leidenschaft und glücklich über die Erwiderung derselben, hatte freilich nicht geahnt, daß *Ida Hahn-Hahn*, trotz ihrer Leidenschaft für ihn, doch immer die Aristokratin blieb, und daß das Wappenschild ihres Hauses ihr dennoch höher galt als der Besitz des Geliebten. Er bot ihr seine Hand an, und da bäumte sich der aristokratische Stolz der Gräfin auf gegen den Gedanken, daß sie sich einfach in die „*Frau Simon*“ verwandeln sollte. Aber zugleich auch erwachte ihr Gewissen. Sie hatte in der grausamen Wahrhaftigkeit ihres Herzens dem treuen, ergebenen Freunde, der an ihrer Seite stand, *Baron Bystram*, alle ihre Schmerzen geklagt, und sie hatte wohl gesehen, wie viel er dabei litt, obwohl er stets bemüht war, ihren Schmerz nicht noch zu erhöhen durch das Aussprechen des feinen. Aber sie sah es an seinen bleichen Wangen und seinem trüben Blick, daß er unsäglich litt, und sie wußte, daß sie die Urheberin seiner Leiden war!

Gerade jetzt, als es zur Entscheidung kommen sollte zwischen ihm, dem lang bewährten, treuen Freunde, der für sie Alles hingegen, und dem sie ihren Ruf und ihre Ehre geopfert hatte, und zwischen dem Geliebten, dem ihr Herz in glühender, überwältigender Leidenschaft anhing, erwachte ihre Liebe zu *Bystram* mit neuer Gewalt. Sie fühlte, daß es ein Verbrechen sei gegen den heiligen Geist, wenn sie dem trauten Freunde und Gefährten ihres Lebens untreu werden wolle. Sie entsagte! Sie

schlug die Hand, welche *Heinrich Simon* ihr bot, aus, warf sich an die Brust *Bystram's* und beschwor ihn, sie zu retten vor ihrer eigenen Leidenschaft, vor ihrem Unverstand, vor der Untreue, der Verachtung vor sich selber.

Und *Bystram*, in der wahrhaft heiligen Gewalt seiner treuen, hingebenden Liebe, nahm die Hilfesuchende, die Vereuende an sein Herz und bewahrte sie da mit zärtlichster Liebe von allen Stürmen des Lebens. Es war rührend zu sehen, wie er stets bemüht war, alles Ungemach, alle Unebenheiten ihr aus dem Wege zu räumen, wie sein eigenes Leben ganz nur hingegen war an das ihre, wie jede Stunde seines Daseins nur ihr gehörte.

Sicher war es nicht zu ihrem Vortheil, und es wäre besser gewesen für *Ida Hahn-Hahn*, wenn ein strengerer Mann an ihrer Seite gestanden und sie aufmerksam gemacht hätte auf ihre Fehler, sie nicht immer nur mit Huldigungen überhäuft und sie unräuchert hätte mit dem Weihrauch seiner Schmeicheleien, seiner Vergötterung.

Aber beneidenswerth und beglückt war *Ida Hahn-Hahn* vor vielen Tausenden von Frauen, sie, der das seltene Glück zu Theil ward, fünfundzwanzig Jahre hindurch mit Leidenschaft geliebt und angebetet zu werden von einem edlen, hochherzigen Manne, dem nicht „durch die süße Gewohnheit des Daseins“ die heilige und glühende, hochauflodernde Flamme der Liebe nach und nach gedämpft worden zu einem gemüthlichen Lichte, mit welchem man die hereinbrechende Abenddämmerung sanft erhellt und dabei behaglich seine Zeitung lesen kann. Er war und blieb für sie der leidenschaftliche Anbeter, der Alles aufopfernde, hingebende Geliebte. Ihrem Dienst allein hatte er sich geweiht, für sie dachte und lebte er. In der Frühe des Morgens durchlas er die neu erschienenen Zeitungen und Journale, und wo nur irgend

ein hartes Wort gegen die Geliebte gedruckt war, da beseitigte er das Blatt und verhinderte unter irgend einem Vorwand, daß sie es erhielt. Wenn ein neues Buch von ihr erschien, wußte er in den gelesesten Zeitungen große und lobende Kritiken über sie erscheinen zu lassen. Und dann, wenn sie hocheifrig nach dem Urheber forschen wollte, dann wußte Bystram gar nichts davon und forschte und fragte mit ihr und verstand es geschickt stets zu verhindern, daß sie den Verfasser derselben erfuhr.

Eines Abends war Gräfin Hahn-Hahn bei uns in Gesellschaft und beim Fortgehen sagte sie: „Wenn Sie morgen Mittag zu mir kommen wollen, so wird sich etwas Großes für mich ereignet haben! Beten Sie für mich, daß es gelingt.“

Als ich am anderen Mittag zu ihr ging, fand ich Bystram leichenblaß und zitternd. Er war soeben von einer kleiner Tour nach Potsdam, zu welcher ihn Ida Hahn-Hahn in der Frühe des Morgens veranlaßt hatte, zurückgekehrt. Während der Zeit hatte sie eine gefährliche Operation an sich vornehmen, hatte ihr schielendes Auge operiren lassen. Bystram liebte ihre Augen, er konnte stundenlang ihr gegenüber sitzen und sie anschauen und ihr sagen, daß er in ihren Augen die geheimsten Gedanken ihrer Seele lese. Aber als sie ihn eines Tages fragte, ob es ihn nicht störe, daß ihr linkes Auge schielend sei, antwortete er ihr lächelnd, daß es ihn allerdings beunruhige, weil, wenn er glaubte, in dem großen rechten Auge ihre ganze Seele erkannt zu haben, ihn ihr linkes Auge fremd und anders anstarre.

Ida hatte diese Antwort nicht vergessen und sie wollte dem Freunde, der ihr so viel geopfert, dem sie so viel Schmerzen und Qualen bereitet, und der dennoch ihr so treu und ergeben geblieben, ein Zeichen ihrer Liebe geben. Sie wollte, daß er in ihren beiden Augen lesen

könne, wie sie ihn liebe, und daß sie ihm noch mehr gefallen möchte wie bisher. Deshalb ließ sie sich operiren. Die Operation aber mißlang, und fünf Monate hindurch mußte Ida in einem verhüllten Zimmer im Halbdunkel zubringen. Aber Bystram lebte mit ihr und pries diese Zeit als die glücklichste seines ganzen Lebens, denn es war, als wenn die Dämmerung, die sie umgab, die flammende Seele der Geliebten dämpfte, und eine süße Dämmerung über ihr ganzes Wesen sich ergoß.

Sie war in dieser Zeit wirklich von einer unbegreiflichen Liebenswürdigkeit und Sanftmuth, und oft konnte sie zurückblicken auf die Vergangenheit und mitleidig lächeln über die Stürme und Gluthen derselben. Sie sprach oft über sich, als wäre sie eine Dritte und überschaute ihr eigenes Leben und Dasein mit lächelnder Ruhe, aber auch mit großer Befriedigung und Selbstgefälligkeit.

Als Bystram eines Tages ganz hingerissen von ihrer sanften Milde und Liebenswürdigkeit, von der hohen Aufrichtigkeit und Wahrhaftigkeit, mit welcher sie über sich sprach und sich selbst beurtheilte, sie bat, nicht gar so liebenswürdig zu sein, denn sie müsse eines Tages Rechenschaft darüber geben, daß sie alle Herzen bezaubere und hinreißt, da antwortete sie lächelnd:

„Wem soll ich Rechenschaft geben über meine Liebenswürdigkeit? Dem lieben Gott? Ach, der ist mir so gut, daß er mich, wenn ich dereinst zu ihm komme, auf den Schoß nimmt und sagt: Herzenskind, ich freue mich, daß ich Dich wieder bei mir habe! Nun soll Dir's immer wohl sein, denn auf der harten Erde ging es Dir zuweilen recht übel!“

„Nun, das wird hoffentlich noch recht lange währen, und wenn Ihre Seele dort oben anlangt, werde ich schon längst droben sein und Sie erwarten!“ sagte Bystram, ihre Hände küßend. „Wenn das wäre, Bystram“, rief

sie glühend, „wenn Sie vor mir sterben, würde ich thun, was die Faustina gethan! Wenn Sie mich verlassen, Bystram, fliehe ich aus der Welt in ein Kloster.“

Bystram schüttelte sanft sein Haupt und glaubte ihr nicht. Er meinte, daß dieses glühende, leidenschaftliche Weltkind nicht hinter kalten Klostermauern ihr Herz begraben könnte.

Allmählich genas Ida Hahn-Hahn von ihrem Leiden und die Vorhänge in ihren Zimmern wurden wieder geöffnet, und das Leben und das Sonnenlicht strömte wieder herein. Aber sie konnte es nur mit Einem Auge noch sehen, denn die Operation war mißglückt, und sie war auf einem Auge erblindet. Doch das störte durchaus nicht ihren heiteren Frohsinn, welcher jetzt nach den überwundenen Stürmen des Herzens wieder ihr Eigen geworden. Sie war, wenn sie lachte, wirklich von bezaubernder Anmuth, und ich entsinne mich noch mit Vergnügen eines Abends, den sie bei uns mit einigen Anderen verlebte. Es war nur eine kleine Gesellschaft: Gräfin Ida Hahn-Hahn (ohne Bystram, der nach Rußland verreist war), dann Meyerbeer, Holtey, Saphir, der zu Besuch von Wien nach Berlin gekommen, Theodor Mundt und ich. Wir bildeten eine heitere und vergnügte Tafelrunde, und Jeder gab sich ungezwungen und harmlos wie er war.

An solchen Abenden konnte Holtey von bezauberndem Humor sein, und ich höre noch das frische, frohe Lachen der Gräfin Hahn-Hahn, mit welchem sie seinen komischen Geschichten und seiner originellen Ausdrucksweise zuhörte. Selbst wenn diese Ausdrucksweise ein wenig cynisch war, störte sie das nicht; sie öffnete nur dann die Augen ein wenig weiter und fragte, was dieser oder jener Ausdruck zu bedeuten habe.

Auch Saphir war an jenem Abend sehr heiter und erzählte uns mit liebenswürdigstem Humor die Geschichte

seiner früheren Gefangenschaft in Berlin. Er hatte gegen Henriette Sonntag, welche zu Ende der Zwanziger Jahre die gefeierte Primadonna und der Liebling von ganz Berlin gewesen, eine Broschüre geschrieben und darin waren einige Wendungen und Redensarten vorgekommen, welche man als Majestätsbeleidigungen auslegte und für die er zu einer vierwöchentlichen Gefängnißstrafe verurtheilt wurde.

Aber der König Friedrich Wilhelm III. selber, obwohl über die witzigen scharfen Auslassungen Saphirs ärgerlich, wollte denselben doch, der ihn oft unausprechlich amüßigte, nicht entbehren, und er hatte daher erlaubt, daß Saphir seine Strafzeit in Pausen abtze und überhaupt „nach seiner Bequemlichkeit“ die Gefängnißhaft antreten solle.

„So,“ sagte Saphir, „war ich denn, trotzdem ich zu vier Wochen verurtheilt war, doch so lange ein freier Mann, bis ich selber es für zweckmäßig hielt, die Strafe abzusetzen. Als es im Herbst drei Tage furchtbar geregnet hatte, begab ich mich auf den Molkenmarkt und meldete mich bei dem Polizeipräsidenten.“

„Hören Sie,“ sagte ich ihm, „ich bin nun einmal verdonnert, vier Wochen zu sitzen, und mir scheint, die Witterung ist jetzt dem Unternehmen günstig. Wenn es Ihnen also gefällig ist, kriechen Sie jetzt ins Loch.“

Die Gräfin Hahn-Hahn lachte herzlich über diese Anekdote und der Ausdruck: „die Witterung ist dem Unternehmen günstig“, blieb noch lange nachher unter uns üblich.

Meyerbeer schaute immer ganz entzückt und bewundernd auf die Gräfin Hahn-Hahn, die er an diesem Abend erst kennen lernte, und als sie dann erzählte von ihrem Besuche des Harems in Konstantinopel, da lauschte er mit wahrer Andacht auf jedes ihrer Worte. Es ist eine schwere, gesellschaftliche Kunst, zuzuhören, und Niemand verstand dieselbe so gut und mit solcher Feinheit als

Meyerbeer. Sein Zuhören war stets, selbst wenn er nichts sagte, eine zarte Schmeichelei. Sein ganzes Wesen war dann Auge und Ohr und er war gespannt auf jedes Wort des Anderen und horchte, als wenn er das Tiefste und Wichtigste vernahm, und niemals, was so oft in der Gesellschaft geschieht, niemals unterbrach er den Redner und wartete das Ende des Satzes nicht ab.

Ich habe diese Kunst des Zuhörens nie mit solcher Feinheit und Grazie ausüben sehen, als von Meyerbeer.

Er mußte an jenem Abend noch zum König in eine Hofgesellschaft, und in seiner delicatesen Weise kam er nicht zu uns, wo, wie er wußte, nur Schriftsteller vereinigt waren, in seiner Hoftoilette mit der Unzahl von Orden auf der Brust, sondern im einfachen schwarzen Frack. Und als er früher als die Anderen uns verlassen mußte, machte er in dem Studierzimmer Mundt's seine Toilette, denn dahin hatte sein Kammerdiener ihm das Hofkleid gebracht.

Bald nach jenem Abend verließ Ida Hahn-Hahn Berlin, um mit Bystram eine neue Orientreise zu unternehmen.

Mehrere Jahre waren vergangen, ehe ich sie wieder sah. Die Stürme der Revolution von 1848 bewegten und erregten alle Gemüther, und eine neue Zeit brach an. Eine Zeit, für welche die mecklenburgische Aristokratie, die hochgeborene Gräfin, welche ihrem Stammbaum und ihrem Wappen selbst ihre Liebe geopfert hatte, kein Verständnis haben konnte. Sie verabscheute die Revolution, und sie nannte die hohen und heiligen Bestrebungen des Volkes „Verbrechen und Nichtswürdigkeiten.“ Sie fluchte allen denen, welche in glühender Leidenschaft die Sache des Volkes den Fürsten gegenüber vertraten, und Heinrich Simons Name durfte nie mehr vor ihr genannt werden seit er im Parlamente zu Frankfurt eine so bedeutungsvolle Rolle spielte.

„Das ist meine Strafe für das Unrecht, welches ich Bystram gethan,“ sagte sie mir später einmal, „daß ich den Mann, welchen ich geliebt, und um welchen ich Bystram in den Hintergrund gestellt, nun verabscheuen und hassen muß!“

Und verabscheuungs- und hassenswürdig, wie Heinrich Simon, erschien ihr das ganze Volk, das sie vielleicht nie geliebt hatte! —

Sie hatte schon, seit die neue Zeit angebrochen, in sich ihren Halt verloren, und sie verlor ihn ganz und gar, als Bystram bald nach den Tagen der politischen Kämpfe von ihr ging und sie allein auf Erden zurückließ. Er hatte lange schon gelitten, allein in seiner hingebenden Zärtlichkeit für Ida ihr seine Leiden verborgen, und als er fühlte, daß es mit ihm zu Ende ging, wußte er sie zu einer Reise nach Berlin zu bereuen.

Ich sah sie in jenen Tagen und sah die Veränderung, welche der Zorn und der Schmerz über Alles, was sie erlebt, in ihrer Seele erregt hatte. Auch zwischen uns kam es zu einer heftigen Erörterung. Ich konnte und durfte es nicht dulden, daß sie mit leidenschaftlichen Verwünschungen Diejenigen anklagte, welche ich mit Stolz und Genugthuung unsere Freunde nannte, und sie die Ideen, denen wir selber huldigten, als verrätherisch und verbrecherisch bezeichnen zu hören. Ich wollte es nicht hören, daß sie das deutsche Volk als eine dumme und rohe Masse von Pöbel bezeichnete.

Wir trennten uns nach einer heftigen, politischen Erörterung und schieden ohne Gruß und ohne Verabschiedung von einander. An demselben Tage kehrte sie früher, wie sie beabsichtigt, und wie Bystram es gewollt, nach Dresden zurück. Sie hatte Berlin so verändert gefunden, selbst die Menschen, die sie früher gekannt, waren ihr so ganz anders erschienen, hatten, dem Strom der neuen Zeit folgend, sich so umgewandelt ihr dargestellt, daß sie es nicht ertragen

konnte und, wie gesagt, früher als Bystram es gewollt, zurückkehrte.

Sie fand ihn, der ihr täglich geschrieben, daß es ihm wohler ergehe und er sich gesünder fühle als je, todesmatt auf dem Krankenlager. Und auch jetzt bei ihrem Wiedersehen klagte er nicht über sich, sondern nur über den Schmerz, den er ihr bereite! Als sie jammernd und flehend an sein Lager stürzte, streckte er ihr beide Hände entgegen und sagte vorwurfsvoll:

„Du solltest mich ja nicht sterben sehen, darum hat ich Dich, nach Berlin zu gehen!“

Sie sah ihn sterben, und sein Tod brach ihr das Herz!

Was sie damals in Berlin gesagt, erfüllte sie jetzt, sie machte es wie Faustina, sie ward katholisch und ging in ein Kloster, um dort ihre Erinnerungen zu begraben und sich abzuschließen und zu retten vor der neuen Zeit, die sie haßte und verabscheute.

Eine neue Zeit war aufgeblüht in allen Gemüthern und abgefallen war Vieles, was uns vor dem Jahre 1848 bedeutungsreich und wichtig erschienen.

Auch in der Litteratur hatte dieses verhängnißvolle Jahr einen bedeutenden Umschwung bewirkt und die socialen Romane, welche früher das Publicum so sehr beschäftigten und mit ihren Schilderungen der Mängel und Schäden der Gesellschaft so großes Interesse erregten, hatten nun, da das Volk sich mit der Politik und der Staatsverfassung beschäftigt und thätigeren Antheil nahm an den öffentlichen Fragen des Staatenlebens, sehr viel an ihrer Bedeutung verloren.

Die politische Zeit rollte wie eine Lawine über die Vergangenheit nieder und riß alles mit sich fort, was bis dahin bedeutungsreich erschienen. Nie ist eine Zeit-Epoche schärfer abgegrenzt gewesen, als die Epoche vor 1848 von der nach 1848.

Und mit dieser Zeit-Epoche verschwand auch Gräfin Ida Hahn-Hahn mit so vielen Anderen von der Höhe, auf welcher sie bis dahin gestanden! Sie wäre vergessen worden, wenn nicht eben ihr Uebertritt zur katholischen Religion, ihr Eifer, dasjenige zu verhöhnern und zu verspotten, was sie bis dahin hochgehalten, ihre Verherrlichung der Jesuiten, ihre höhrende Verachtung Luther's und seiner Lehre, die Aufmerksamkeit der Menschen auf sie gelenkt hätte.

Mir that's weh, die Zeitgenossin, die Mitstrebende, die Landsmännin so in fanatischer Verzerrung als eine Art Caricatur vor mir zu sehen, und ich mochte gar nicht mehr den Namen Ida Hahn-Hahn aussprechen, weil das in unserem Kreise das Signal war, über sie zu schelten und zu spotten, und doch wollte ich in meiner Pietät für die Erinnerungen meiner Jugend nicht die Veranlassung geben.

Später indessen, als ich ihren katholischen Roman: „Regina“ gelesen, überwandt ich diese schmerzliche Scheu und ertrug es, wenn man zürnend über die Abgefallene sprach, welche sich die Heilige und Erlöbte dünkte, weil sie den Glauben ihrer Väter verlassen und sich „gerettet“ hatte in die katholische Kirche.

Vor ungefähr zehn Jahren ging ich mit Mundt nach Wiesbaden, weil er dort Genesung von dem unheilvollen Leiden hoffte, welches dann ein Jahr später ihn hinwegraffte. Wir blieben einen Tag in Mainz, und bei meiner Vorliebe für Bauten besuchten wir vor allen Dingen den Dom.

Es war Sonntag, und ich hätte das schöne Gebäude in vollem Glanze seiner Pracht sehen können während des Gottesdienstes; aber für mich sind die Gotteshäuser viel feierlicher, wenn ich sie in der Stille, ohne das Gemüth der Menschheit, ohne Lichterglanz und ohne weltlichen Pomp sehen kann. So wählte ich mir eine stille Nach-

mittagsstunde, als der Gottesdienst beendigt war, kein Singen und Klingen mehr die weiten Hallen durchrauschte und nur an den Altären die ewigen Lampen noch brannten.

Da ging ich ganz allein in den Dom. Ich liebe es dann, mich in den Schatten irgend einer Capelle hinzusetzen und das Rauschen und Klingen der Außenwelt, welche mit leisen Schwingungen durch die Halle zieht, kommt mir dann vor, wie das Flüstern abgesetzter Geister und ich lausche auf das Geflüster in meinem Herzen und bin fromm und andächtig ohne Gebet.

So saß ich in dem Dom zu Mainz hinter einem Pfeiler und horchte auf das Flüstern in der Luft und in meiner Seele, als ich in diese Capelle eine hohe schwarze Frauengestalt eintreten sah. An ihrem härenen Gürtel hing ein Rosenkranz hernieder, ein großer schwarzer Hut mit breiter Krempe verhüllte ihr Gesicht; das Haupt hatte sich gebeugt und still und demüthig ging sie zu einer der Bänke hin; da kniete sie nieder und betete lange und inbrünstig. Sie schien ganz und gar vertieft in ihre Andacht, hatte ganz das Aussehen einer Nonne, nur bemerkte ich, daß, nachdem sie ihr stilles Gebet vollendet und in dem kleinen Brevier einige Zeit gelesen hatte, sie plötzlich die schwarz wollenen Handschuhe auszog; dann sank sie wieder auf den Betschemel, legte auf das Pult die Ellenbogen und faltete die Hände.

Das Licht, welches durch die hohen Fenster hereinfließ, beleuchtete ihre Hände, deren Weiße, Zierlichkeit und Schmalheit mir auffiel. Ich fragte mich zuerst, warum die so andächtige Nonne zu dem Gebete die Handschuhe auszog? Dann sagte ich mir: es ist noch etwas Weltliches an ihr, diese Hände sind so schön, und deshalb will sie dem lieben Gott wenigstens das Vergnügen gönnen, sie ohne Verhüllung zu sehen!

Ich mußte immer wieder hinschauen auf diese Hände, sie kamen mir wunderbar bekannt vor, und die Geister der

Erinnerung erwachten, flüsterten in mir und sagten mir endlich: „Das sind die Hände der Gräfin Ida von Hahn-Hahn!“

Ohne zu überlegen und nachzudenken, stand ich auf und näherte mich der betenden Nonne. Das Geräusch, welches meine herannahenden Schritte verursachten, machten, daß sie aus ihrer Andacht aufgeschreckt wurde. Die weißen, schönen Hände hielt sie noch immer gefaltet auf dem Pulte, aber sie wandte das Haupt um und schaute nach mir hin, und da in den verwitterten, erschlafften Zügen erkannte ich dennoch das Gesicht der einstigen, eleganten und stolzen Gräfin Hahn-Hahn.

Ich trat zu ihr heran und reichte ihr die Hand: „Erkennen Sie mich?“

Einen Augenblick schaute sie mich fremd und fragend an, dann zuckte es seltsam in ihrem Gesicht, und sie legte ihre schöne Hand in die meine und nickte mir zu.

„Wohl erkenne ich Sie, und wie freue ich mich, daß ich Sie wiedersehe!“

Und es war noch der alte Salonton in ihrer Sprache, und es war immer noch die stolze Gräfin Hahn-Hahn in den Bewegungen und den Muren ihrer Erscheinung, trotz der schwarzen dunklen Kleidung, trotz des häßlichen Hutes mit dem großen Schirme!

„Wohl erkenne ich Sie! und wie freue ich mich, Sie zu sehen und Ihnen wieder zu begegnen nach so langer Zeit!“

Da klang das Glücklein an einem Altare, und sie schauerte in sich zusammen. Die Nonne erschrak, daß das Weltkind sie einen Augenblick der Andacht hatte vergessen lassen!

„Ich bitte“, sagte sie leise, „wenn Sie mir eine Freude machen wollen, so besuchen Sie mich, und kommen Sie zu mir herauf ins Kloster! Wir haben uns so lange nicht gesehen, und Ihre Welt liegt der meinen so fern,

daß ich nichts von ihr weiß und doch manches von ihr hören möchte!"

Ich versprach ihr, hinaufzukommen; es interessirte mich selber, die Gräfin Hahn-Hahn im Kloster als Nonne zu sehen und von ihrem inneren Leben zu erfahren.

Am nächsten Mittag ging ich den steilen Weg hinauf zu dem Kloster, „vom Herzen Jesu“, welches sie oben auf der Anhöhe bei Mainz durch mildthätige Beiträge, die sie sammelt, indem sie bettelnd von Stadt zu Stadt gegangen war, aufgebaut hatte.

Ich hatte gestern im Dom vergessen, zu fragen, welchen Namen sie jetzt im Kloster führe, denn ich dachte natürlich, daß sie der Ordensregel aller Klöster sich gefügt und den Weltnamen abgelegt habe, gleich der schönen Herzogin von la Vallière, welche, als sie mit gebrochenem Herzen sich in ein Kloster zurückzog, sich nicht mehr „Herzogin“ nannte, sondern Schwester Louise de la miséricorde.

An die la Vallière dachte ich, als ich im Sonnenglanze mühsam den Berg hinaufschritt. Auch sie hatte um der Liebe willen der Weltlust entfagt und sich in ein Kloster geflüchtet, auch sie hatte mit gebrochenem Herzen sich gerettet zu den Füßen des Heilands! Nur hatte die Herzogin dies gethan, weil sie der Geliebte verlassen und vergessen hatte, und ich dachte daran, wieviel milder und schöner doch das Schicksal der Gräfin Hahn-Hahn gewesen, welches ihr den Schmerz ersparte, um einen treulosen Geliebten zu weinen. Ihr hatte der Tod nur das Herz gebrochen und die Liebe von ihr genommen, und wenn sie mit dem Schmerz um den Geliebten sich gerettet hatte zu den Füßen des Heilands, so mußte doch dieser Schmerz ohne alle Bitterkeit sein, und ihre Thränen konnten milde fließen, um den Geliebten, der ihr treu geblieben bis zum Tode!

Soeur Louise de la miséricorde und Gräfin Ida Hahn-Hahn glichen sich aber sehr wenig, wie ich bald er-

kennen konnte, als ich die Glocke am Kloster zog und die kleine Pfortnerin mit der freundlich lächelnden Miene das kleine Fenster in der Pforte öffnete und hinauschaute.

„Ich wünsche die Frau Priorin zu sehen“, sagte ich bescheidenlich, „ich weiß nicht, wie sie heißt.“

„O, die Gräfin Hahn-Hahn“, lächelte die Pfortnerin, „Darf ich um den Namen bitten?“

Ich nannte ihr den meinen, das Klosterfenster schloß sich und ich hörte die davoneilenden Schritte der Pfortnerin. Das war gerade so, wie sonst in der Welt, wenn man einen Besuch abstatten will, und ich mußte lächeln über mich selber und über die wehmüthigen und andächtigen Gefühle, mit denen ich den Berg hinaufkletterte, um die Deutsche soeur Louise de la miséricorde aufzusuchen.

Die Gräfin Hahn-Hahn war im Kloster noch die Weltbame, hielt ihren Salon und ließ sich ihren Besuch ankündigen, wie in früheren Tagen.

Die kleine Pfortnerin kam zurück und öffnete die Thür. Ich trat ein in einen niedrigen feuchten Hof, an dessen linker Seite sich eine kleine, zierliche Portierloge befand, wie man diese an Aufgängen zu Concertsälen zuweilen findet. Da trat ich ein, ließ da, wie in einer Garderobe, Hut und Schirm und schritt dann eine knarrende Treppe hinauf zu einer kleinen Vorflur.

Auf dieser Flur befand sich ein breites Fenster mit schwarzen Eisenstäben vergittert und hinter demselben waren schwarze Vorhänge angebracht, die den Einblick in das Innere hinderten. Vor dem Fenster stand ein Schemel, und die Pfortnerin sagte mir, ich sollte mich nur auf denselben niedersetzen, die Frau Gräfin werde sehr bald erscheinen.

Dann verschwand sie und ich saß nun allein auf der kleinen Flur und schaute mit recht gespannter Erwartung zu dem Fenster hin. Jetzt hörte ich drinnen das Rasseln von Schlüsseln, das Fenster ward aufgeschlossen und der

nach innen sich öffnende Flügel aufgeschlagen. Hinter demselben erschien in ihrem schwarzen Anzug, das Haupt verhüllt mit einer weißflinnenen Kapuze, die Gräfin Hahn-Hahn.

Sie reichte mir durch das Gitter ihre kleine schmale Hand dar, welche jetzt bewaffnet war mit einem halben Handschuh von schwarzer Wolle, wie ein Fechthandschuh nach oben mit einer breiten Manschette versehen. Sie hieß mich willkommen im Kloster, und das süßliche Lächeln, welches dabei ihre Lippen umspielte, die kupfergerötheten Wangen und die faltige Stirn, von grauem, gescheiteltem Haar umgeben, ließen mich kaum die Dichterin wieder erkennen.

Ein Schauer ging mir durch die Seele, ein ängstliches, beklommenes Gefühl hatte mich erfaßt, und ich empfand ein Grauen, als ob ich einem Gespenst gegenüber stünde. Und wahrlich Gräfin Ida Hahn-Hahn hinter dem eisernen Gitter war nur noch das Gespenst der einstigen Salondame und Schriftstellerin Gräfin Hahn-Hahn.

Sie fragte mich nach Bekannten und Freunden, mit denen sie früher verkehrte, ich mußte ihr erzählen von mir, von meiner Familie und meinen Freunden, und nach und nach verwandelte sich das fromme Gespenst wieder in ein Menschenkind! Je mehr das Weltkind da draußen vor dem Gitter und die Nonne hinter dem Gitter mit einander sprachen, je mehr fielen die Nonnenschleier von ihr nieder, und sie war wieder in ihrer hastigen Beweglichkeit, in ihrer turbulenten Manier und in ihrem ganzen Wesen das Weltkind von früher. Es geschah ihr, daß sie, als wir uns jenes Abends mit Saphir, Meyerbeer und Holtey erinnerten, recht herzlich lachte, da ich sie gemahnte an das Saphir'sche: „Die Witterung ist dem Unternehmen günstig!“ und daß sie so sehr die Klosterfrau vergaß, daß sie wieder herzlich

lachte, als ich ihr ein paar lustige Geschichten aus dem Kreise unserer Bekannten erzählte. Und als nun die Schranken des Fremdseins von uns Beiden abgefallen waren, fragte ich sie, ob sie sich im Kloster wahrhaft glücklich und zufrieden fühle?

Da, mit einer seltsamen theatralischen Bewegung hob sie die gefalteten Hände empor und rief leidenschaftlich: „O, unaussprechlich glücklich! Ich bin schon jetzt auf Erden wie im Himmel, und ich höre, wenn ich allein bin, alle Engel um mich singen, und fühle mich in der Nähe Gottes als seine geliebteste Braut!“

Es war für mich ein entsetzlicher Anblick, diese alte unglückliche Frau mit den gerötheten Wangen und dem süßlichen Lächeln so in einer Art verliebten Verzückung zu sehen, und ich wandte das Auge fort, um sie nicht anzuschauen.

„Und auch Sie,“ rief sie jetzt leidenschaftlich „auch Sie sind berufen, so glücklich zu werden, wie ich es bin!“ Ich sah sie ganz erschrocken an. „Wie meinen Sie das, Gräfin?“

Sie ließ es sich wohl gefallen, die fromme Klosterfrau, „Gräfin“ genannt zu werden.

„Wie ich das meine?“ fragte sie. „Ich will Ihnen etwas sagen! Als ich von meinem Obern den Auftrag und Befehl erhielt, wieder auf den Geist der Menschheit zu wirken, und, soviel in meinen Kräften steht, sie hinzuführen aus der Lüge in die Wahrheit der alleinseligmachenden Kirche, da wollte ich doch wissen, wie jetzt das Publikum denkt, und woran es jetzt Geschmack findet. Man sagte mir, daß Ihre Schriften jetzt am meisten gelesen würden, und ich ließ mir Einige von denselben holen, um sie zu lesen. So habe ich Ihren „Kaiser Joseph II.“ gelesen, und daran habe ich erkannt, daß Sie berufen sind, die Wahrheit zu erkennen! Sie haben einen starken Geist und ein glühendes Herz, und wenn

Sie diese Eigenschaften, die Ihnen Gott gegeben, nicht mehr für die Lüge verwenden, sondern im Dienste der Wahrheit, dann bin ich überzeugt, werden Sie etwas Großes leisten und werden berufen sein, dem Herrn zu dienen."

Ich fragte sie, was sie unter dem „Dienste des Herrn“ verstände, und da schaute sie mich mit einem seltsam kindlichen, naiven Ausdruck an, als wundere sie sich, daß ich darnach fragen könnte.

„Der Dienst der katholischen Kirche“, sagte sie, „das allein ist der Dienst des Herrn und der Wahrheit! Kommen Sie, Sie sollen mit mir gehen, Sie sollen die Wahrheit erkennen lernen! Ich habe, während ich Ihren Joseph gelesen, immer gedacht: Diese Seele muß gerettet werden, sie ist es werth, die Wahrheit zu erkennen! Es ist Etwas in Ihnen, was Sie zur katholischen Kirche hinzieht!“

„Nein“, sagte ich, „nein, gar nichts!“

„Doch! Ja, Sie sind berufen, die Wahrheit zu erkennen, und ich will Sie zwingen, sie zu erkennen.“

„Herr Gott“, rief ich ganz erschrocken, „wie wollen Sie das machen? Ich will nicht und ich lasse mich nicht zwingen.“

„Sie müssen wollen“, rief sie leidenschaftlich. „Ich schleppe Sie zum Bischof Kettler! Er versteht es, die Seelen zu erlösen. Er soll Sie erlösen, wie er auch mich erlöst hat! Ich liebe Sie, obwohl wir Jahre lang getrennt gewesen, obwohl Sie jetzt anders denken als ich, aber ich liebe Sie, ich will, daß Sie erlöst werden! Sind wir ja doch Landsleute, haben wir doch dieselben Bestrebungen gehabt viele Jahre hindurch! Die Erinnerungen unserer Kindheit binden uns aneinander und ich kann nicht dulden, daß Sie verloren werden in Weltlust und ewigen Verderben und den Qualen der Verdammniß ent-

gegangehen! Sie sollen gerettet werden! Sie müssen gerettet werden!“

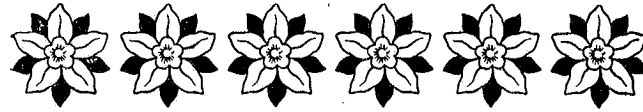
Ich hörte nichts mehr von ihren verzückten Declamationen, sondern floh in größter Eile von dannen, sprang die Treppe herunter, nahm eilends unten in der Portierloge meinen Hut und Schirm und schrie schon von weitem der kleinen Pförtnerin zu, sie solle die Thüre öffnen, ich müsse hinaus, hinaus.

Und erst als ich draußen im Freien mich befand, da war es mir, als sei ich errettet von einer furchtbaren Gefahr. Ich sank nieder auf meine Knie und draußen vor der Klosterpforte betete ich recht inbrünstig und dankte meinem Herrn und Gotte als rechte Thörin, daß ich nun gerettet sei.

Das war mein letztes Begegnen mit Gräfin Ida Hahn-Hahn.

Erinnerungen an Louis Napoleon.





Er ist todt! Der Mann, welcher einst die Welt beherrschte, vor dem Kaiser und Könige sich ehrfurchtsvoll beugten, der Europa Gesetze gab und dessen Neujahrswünsche allein schon genügten, um Europa entweder nachdenklich und besorgt oder froh und friedenszuversichtlich zu machen. Der Mann ist jetzt nichts mehr, als ein wesenloses Etwas, welches Niemandem mehr Furcht einflößt! Staub und Asche, wie sein Thron zerfallen ist in Staub, seine Macht in dem furchtbaren Fegefeuer von Gravelotte und Sedan verbrannt ist zu Asche.

Was waren es für Worte, welche der sterbende Kaiser zwei Mal flüsterte?

Fragte er, wie einst der römische Kaiser im Sterben: Habe ich meine Rolle gut gespielt? Oder waren es Worte der Anklage oder des Bedauerns über die Menschen und über sich selber? Er hat die Menschen verachtet. Nahm er sich selber an? Und er, welcher an Niemanden glaubte, hatte er den Glauben an sich selbst nicht auch verloren?

Was flüsterten seine erkaltenden Lippen? Sein großer Oheim fühlte sich im Sterben wieder als Feldherr und als Sieger, und in diesem letzten Kampfe, in dem Kampfe mit dem Tode rief er den unsichtbaren Scharen

seiner Krieger das tapfere Wort des Angriffs zu: „En avant!“ Er starb als Feldherr in der letzten Schlacht. Er starb wie er gelebt, als Soldat.

Und auch sein Nefte ist gestorben wie er gelebt hat, ist noch im Tode sich gleich geblieben, und die letzten Worte noch, die er sprach, kamen so leise und so flüsternd von seinen Lippen, daß Niemand sie verstand.

Das Verschweigen und das Verhehlen seiner innersten Gedanken war von jeher die Kunst dieses Neffen seines Onkels, welcher, wenn er dennoch sprach, der Welt Räthsel aufgab, über denen die Diplomaten brüteten und deren geheimnißvollem Sinn die Männer der Börse bei ihrer Hauffe und Baiffe nachgrübelten.

Wie haben sie vor ihm geheuchelt und geschmeichelt, die Fürsten und die Völker, da er noch mächtig war! Wie haben sie ihn verachtet und mit Schmutz beworfen, da er gefallen und entthront war.

Das Eine, dünkt mich, war so unwürdig wie das Andere. Es gab eine Zeit, da hörte man gerade von den Officiellen und Reactionären ihn preisen als den „Retter der Gesellschaft“, als den „Wiederhersteller der Ordnung“. Und doch hatte dieser „Retter“ den Thron nur aufgerichtet auf den Leichen unschuldiger Bürger und war ein Meineidiger und Wortbrüchiger geworden als „Wiederhersteller der Ordnung“.

Und jetzt, nach seinem Sturze, verhöhnten sie ihn und verspotteten ihn. Es gab kein Theater, keine Posse, in welcher man „Ihn“ nicht als Caricatur erscheinen sah mit seinem Sohn und seinem Weibe, Ihn, den Gefallenen und Gestürzten erscheinen sah zum Hohn und Spott der Menschen! Keiner dachte daran, daß man vor dem Unglück Ehrfurcht haben und dem Gefallenen Mitleid weihen soll.

Bei den Alten war die Stelle, wo der Blitz eingeschlagen hatte, geheiligt, weil von den Göttern berührt,

und vor dem Achenhaufen eines vom Blitz getroffenen Hauses oder Baumes neigten sie sich in Ehrfurcht und beteten an die Allmacht des obersten Gottes.

So, dünkt mich, hätte man auch in unseren Zeiten vor dem Achenhaufen, welcher übrig geblieben war von der einstigen Herrlichkeit, vor dem Blitz-Erschlagenen, statt ihn zu verhöhnen, die ewige Gerechtigkeit bewundern sollen! —

Was flüsterten seine sterbenden Lippen? War es vielleicht ein Gruß für das stille, kleine Schloß, wo er seine Jugend verlebte, die letzten Tage der Kindheit, des Glückes, des eingefriedigten Daseins und der goldenen Träume der Zukunft? Ein Gruß an Arenenberg, wo er an der Seite seiner Mutter Hortense gelebt, wo er — denn damals war sein Herz noch offen und seine Lippen sprachen noch aus, was seine Seele empfand — wo er zu ihr gesprochen von den Träumen seiner Zukunft, von den ehrgeizigen Wünschen und Hoffnungen, mit denen er hinauschaute in diese weite Ferne, die vor ihm ausgebreitet lag, auf die er sich vorbereitete mit ernstesten Studien und mit wißbegierigem Forschen?

Dort in Arenenberg sah ich ihn zum ersten Male, und jetzt bei der Nachricht seines Todes tauchte die Erinnerung wieder in mir auf an all die Momente, in denen ich Louis Napoleon gesehen und die zugleich in kurzen, flüchtigen Bildern sein ganzes Leben vor mir aufrollten.

Dort in Arenenberg, wie gesagt, sah ich ihn zum ersten Male. Es war im Sommer des Jahres 1838, dieses Jahres, das vor meiner Erinnerung im Sonnen- glanze des Glückes leuchtet.

Ich hatte damals, als Mädchen von achtzehn Jahren, eben ein Glück genossen, welches in jenen Zeiten viel schwerer zu erlangen war, als jetzt, und viel höher in den Wolken als unerreichbar den sehnenenden Blicken erschien,

wie jetzt in den Tagen des Dampfes und der Schienen. Ich war in Italien gewesen, und nun auf der Rückkehr begleitete ich meine Freundin, mit welcher ich meine erste Reise in die Welt gemacht, nach ihren Gütern.

Dort wollten wir von den Anstrengungen der langen, beschwerlichen Reise im Waldesgrün und an den murmelnden Wassern uns ausruhen und nach dem Geräusche des Lebens in der Stille uns erquicken.

Diese Güter der älteren verwitweten Freundin lagen drünten an den Grenzen des deutschen Vaterlandes bei Konstanz. Der Bodensee bespülte sie an der einen Seite, und auf der anderen Seite bezeichneten die bunt bemalten Pfähle die Grenzen der freien Schweiz.

Von dem Balkon unseres Schlosses konnte man die Schneegipfel der Berneralpen sehen, und hier, näher, die glänzenden Wogen des deutschen Meeres, die hohen Thurmspitzen von Konstanz und auch den kleinen Thurm des Schlosses von Gottlieben. Dieses Schloß gehörte dem Prinzen Louis Napoleon, dem Ehrenbürger von Thurgau, welchem der Canton dieses Diplom verliehen hatte als Zeichen der Dankbarkeit für die vielen Günstbezeugungen, welche die Familie St. Leu dem Canton erwiesen habe.

Damals, als der Canton Thurgau dem Prinzen das Ehrenbürgerrecht verliehen, bestand seine Familie noch aus zwei Mitgliedern, aus dem Prinzen und seiner Mutter, die, als sie 1815 gleich allen Napoleoniden aus Frankreich verbannt war, sich unter dem Titel einer Herzogin von St. Leu, den ihr der Kaiser von Rußland bewilligt hatte, zuerst nach Augsburg und dann nach der Schweiz begab. Dort auf dem Schlosse Arenenberg lebte sie bis zu ihrem im Jahre 1837 erfolgten Tode.

Aber die guten Männer von Thurgau hatten mit ihrem Ehrenbürger, dem Prinzen von St. Leu, dem Besitzer von Arenenberg und Gottlieben, in diesen Zeiten viel Noth und Dual, und der Ehrenbürger bereitete dem

kleinen Canton der Schweiz viele Beängstigungen und Angriffe von dem großen, mächtigen Deutschland, das wiederum von dem kleinen Bürger der freien Schweiz sich beunruhigt und beängstigt fühlte.

Man nannte diesen Ehrenbürger des Cantons Thurgau, den Sohn der Herzogin von St. Leu, den Neffen Napoleon's, damals nur einen Abenteuerer und einen Narren.

Er hatte in der That eben ein Abenteuer ausgeführt, und er hatte es schlecht bestanden. Ich meine das Abenteuer von Straßburg, welches allerdings nicht geeignet war, dem Neffen seines Onkels die Sympathieen der heimlichen Bonapartisten in Frankreich zu erwerben. Und dennoch, trotz dieses lächerlichen und mißglückten Handstreiches, fürchtete Louis Philipp den Neffen seines Onkels so sehr, daß er ihn für immer aus Frankreich verbannte und ihn auf Lebenszeit nach Amerika fortschaffen ließ.

Aber die Nachricht von der Erkrankung seiner Mutter Hortense ließ Louis Napoleon Alles wagen und nichts mehr fürchten. Er kehrte heim nach Europa, und die Königin Hortense hatte wenigstens das Glück, in den Armen ihres einzigen Sohnes ihre letzten Seufzer aushauchen zu können.

Seitdem lebte Louis Napoleon in stiller Zurückgezogenheit auf seinem Schlosse Arenenberg am Bodensee oder auf dem kürzlich angekauften Schlosse Gottlieben. Dort sammelte sich um ihn eine Schar von Freunden, dort empfing er von den freien Schweizern viele Beweise der Liebe und der Sympathie.

Nach dorthin waren die Augen ängstlicher Späher aus Frankreich wie aus Deutschland gerichtet, und der Abenteuerer Louis Napoleon schien für Frankreich und für Deutschland immer noch eine Gefahr, denn verbannt war er aus beiden Ländern, und nicht einmal nach dem nahen Konstanz durfte er sich wagen, wenn er nicht Gefahr laufen wollte, gefangen genommen zu werden.

Aber man sprach in Konstanz doch mit vieler Liebe und Anhänglichkeit von dem armen, unglücklichen Prinzen, man bewies ihm dort die regste Theilnahme; man erzählte von seinem Wohlthätigkeitsstun, von seiner Liebenswürdigkeit und Leutseligkeit, von den hübschen Gesellschaften, die er in Arenenberg und in Gottlieben seinen Freunden und Anhängern gab und zu denen ganz heimlich seine Freunde aus Konstanz sich auch gern einfanden. Und dann weiter erzählte man mir flüsternd, daß der Prinz Louis Napoleon trotz des Verbots doch auch recht oft in Konstanz selber sich befände.

Er käme dann verkleidet in der Uniform eines gemeinen badischen Soldaten dahin; in dieser schreite er unangefochten über die lange Holzbrücke in die Stadt hinein; der Zollwärter an der Brücke schien ihn nicht zu erkennen, er wandte sich seitwärts, wenn der badische Soldat vorüberging, aber er schaute ihm lächelnd nach und freute sich, daß man den ängstlichen Spähern ein Schnippchen geschlagen.

In Konstanz wohnte damals mit ihrem Gatten eine junge, schöne, blonde Dame, von der man erzählte, daß der Prinz Louis Napoleon ihr leidenschaftlich ergeben sei, und daß er, um sie zu sehen, allen Gefahren troge, selbst der Gefahr einer Gefangenschaft, so sehr wäre er Gefangener in den Banden der schönen Frau von M.

In einer Gesellschaft bei einer befreundeten Familie in Konstanz trafen wir zusammen mit dieser schönen Frau v. M., und gegenüber ihrer Schönheit, ihrer Liebenswürdigkeit und ihrem heiteren, feinen Geiste begriff ich es sehr wohl, daß der Prinz Louis Napoleon um ihretwillen sich der Gefahr aussetzen mochte, verhaftet und ein Märtyrer seiner Liebe zu werden.

Die schöne Frau von M. erzählte uns von Arenenberg, vom Schlosse Gottlieben, und mit Thränen in den

Augen sprach sie von der Königin Hortense, welcher sie nahe gestanden und die sie wie eine Mutter geliebt habe.

Dieser holden Frau von M. verdankte ich die Gelegenheit, das Schloß Arenenberg zu sehen, welches sonst den neugierigen Fremden, seit der Prinz Napoleon es wieder bewohnte, nicht gezeigt ward. Aber ein paar Zeilen von der Hand der Frau von M., die sie uns mitgegeben, öffneten uns die verschlossenen Pforten, und Prinz Louis Napoleon eilte selbst herbei, um meiner Freundin und mir sein kleines Haus, wie er es nannte, zu zeigen.

Er war damals ein junger Mann von dreißig Jahren, schlank gewachsen, nicht schön, aber auf seinem kräftigen, gesunden Angesicht ein Ausdruck sanfter Güte, in seinen leuchtenden, braunen Augen ein Strahl herzlichen Wohlwollens. Nichts Geheimnißvolles, nichts Komödiantenhaftes, nichts Manierirtes in seinem Wesen, das frei und offen sich darbot; das braune, dichte Haar in natürlichem kurzem Gelock um die breite, gedankenvolle Stirn, der Mund beschattet von einem kleinen, wohlgepflegten Bärtchen, sonst das Antlitz bartlos, wie es die Mode der jungen Kavaliere war. Ganz als modischer, junger Kavaliere erschien er mir damals, und nichts von dem Abenteuerer und dem Narren konnte ich an ihm entdecken; aber auch nichts von dem Furcht erregenden Gespenste seines Oheims, als welches Frankreich und Deutschland besorglich ihn betrachteten.

Er stand, als wir in Arenenberg einfuhren, auf dem Hof, umgeben von einigen Kavaliere, die mit ihm dem Reitknecht zuschauten, welcher eben einen Hapen auf dem Hofe tummelte. Als unser Diener ehrfurchtsvoll zu ihm herantrat und ihm das Briefchen der Frau v. M. übergeben hatte, überlas er es eilig, und trat dann mit verbindlichem Grusse zu uns heran, uns die Hand bietend,

um den Wagen zu verlassen, und freundlich sich bereit erklärend, uns sein „kleines Haus“ zu zeigen.

Dann winkte er die Herren, welche neben ihm standen, zu sich heran und stellte sie uns vor.

Der kleine, untersezte, starke Mann mit dem dunklen, entschlossenem Gesicht war der Oberst Vandrey, und der andere schlanke, junge Mann mit dem vergnügten, abenteuerlichem Gesicht, nannte sich Zialin. Niemand hätte es ahnen können, daß hinter diesem jungen Menschen, der ganz das Aussehen eines Commis Voyageur hatte, ein Pair von Frankreich, ein Herzog, ein Minister des zukünftigen Kaiserreichs verborgen sei, und daß Zialin sich einst in den allmächtigen Herzog von Berstigny verwandeln würde.

Wir gingen durch die kleinen Räume des Schlosses dahin, welches meinen jungen, begeisterten Blicken wie ein Tempel der Erinnerung erschien, denn überall ragte in die Gegenwart hinein der Schatten des großen Napoleon, und hier in Arenenberg sprach Alles von seiner Vergangenheit, Größe und Herrlichkeit.

Die Gemächer waren nicht schön, nicht königlich eingerichtet; man hätte die Möbel altmodisch nennen mögen, aber mir erschienen sie herrlich und prächtig, denn Louis Napoleon erzählte uns, daß sie alle aus Malmaison herstammten, alle Erinnerungen vergangener Zeiten seien. Dort dieser hochbeinige, hart gepolsterte Divan mit dem vergoldeten Adler über seinem Polster hatte in dem Empfangsalon der Kaiserin Josephine gestanden, und wenige Tage noch vor ihrem Tode hatte dort auf diesem Polster der Kaiser Alexander neben Josephine gesessen.

Ueber diesem Divan an der Wand hing eine kleine Aquarellskizze, die meine besondere Aufmerksamkeit erregte, und als ich schlichtern fragte nach der Bedeutung derselben, lächelte der Prinz.

„Es ist eine Jugenderinnerung,“ sagte er, „welche die kunstfertige Hand der Mademoiselle Cochelet, meiner damaligen Gouvernante, festgehalten hat. Sehen Sie die Dame dort in dem langen Schlepplleide mit der Krone von Blumen und Brillanten im Haar? Das ist meine theure Mutter, und dieser kleine Knirps hier, der vor ihr steht und zu dem sie sich niederbeugt, das bin ich selber. Ja, es war in den Tagen des Glanzes und der Herrlichkeit! Sie sehen es an der Cortège der Herren und Damen, welche hinter meiner Mutter dort steht. Damals, Mademoiselle, lebten wir in Paris und ich war noch nicht Ehrenbürger von Thurgau, sondern der Nefte des Kaisers Napoleon.“

Er senkte schwer auf und neigte einen Moment sein Haupt, über die vorhin so heitere Stirn flog ein Schatten, aber er verjagte ihn mit seinem festen Willen und bannte wieder das Lächeln auf seine Lippen.

„Und jetzt will ich Ihnen erzählen, meine Damen, was dieses kleine Aquarellbildchen zu bedeuten hat. Es war Ball in den Tuilerieen bei dem Kaiser, und meine Mutter hatte sich glänzend geschmückt dazu, und wir, mein Bruder und ich, schauten bewundernd zu ihr auf. Sie erschien uns wie eine Fee aus einem der Märchen, welche Mademoiselle Cochelet uns Abends zum Lohne unseres Fleißes zu erzählen pflegte. Die Königin las unsere Bewunderung und unsere stolze Freude in unseren kindlichen Gesichtern, aber statt sich darüber zu freuen, beunruhigte es sie. Ihr findet mich schön, meine Söhne, sagte sie, ihr freut euch der Brillanten, und doch, dünkt mich dieses Beilichensträußchen, das ich hier im Gürtel trage, schöner als alle die Brillanten und der Glanz der Perlen und Sirenen. Und sie nahm aus ihrem Gürtel den Beilichenstrauß und reichte ihn uns dar, wie sie es auf diesem Bildchen hier sehen. Ich griff nach den Beilichen, welche meine Lieblingsblumen waren. Willst Du diese, Louis,

fragte meine Mutter, oder willst Du lieber, daß ich Dir eine Blume von Brillanten gebe? Ja, sagte ich, gib mir die Veilchen und behalte Deine Brillanten. Da lächelte meine Mutter und küßte mich auf die Stirn. Du hast Recht, mein Sohn, sagte sie, die Blumen von Brillanten duften nicht und erfreuen nicht das Herz. Bewahre Dir Deine Liebe für die Veilchen, mein Sohn, denn die blühen in jedem Frühling wieder auf, und man kann sich ihrer freuen, wenn man auch keine Brillanten hat. — Du wirst aber immer Brillanten haben, *chère maman* Königin, rief mein Bruder, und wenn man Brillanten hat, so kann man sich immer Veilchen kaufen!

„Das Angesicht meiner Mutter verdüsterte sich noch mehr. Wer weiß aber, ob wir immer Brillanten haben, mein Sohn, sagte sie fast ängstlich, wer weiß, ob wir immer so reich, so angesehen bleiben, als jetzt. Sage mir, mein Sohn, fuhr sie dann fort, während die Damen und Herren ihres Hofes lauschten und mit fast spöttischem Lächeln ihr zuhörten, sage mir, was würdet ihr beide nun beginnen, wenn ich keine Brillanten mehr hätte, um Euch Veilchen zu kaufen, und wenn all die Herrlichkeit und der Glanz, welcher uns jetzt umgiebt, uns genommen wäre, womit würdet Ihr dann Euer Leben Euch verdienen und Euren Lebensunterhalt?

„Ich würde Soldat werden, rief mein Bruder, ich würde Schlachten gewinnen und Throne erobern, wie es unser großer Oheim, der Kaiser, gethan! — Und Du, fragte meine Mutter, indem sie mit einem zärtlichen Blicke sich zu mir neigte, was würdest Du thun, mein kleiner Louis, um Dir Dein Brod zu verdienen?

„Ich hatte im Geiste lange darüber gegrübelt und nachgedacht, und jetzt fuhr es mir wie ein Blitz durch die Seele und ich richtete mein Haupt empor und rief mit lauter Stimme: Ich, *chère maman*, ich würde Veilchen verkaufen, wie es der kleine Knabe thut, der immer an der

Pforte der Tuilerieen steht und dem ich täglich einen Sou gebe. — Die Herren und Damen des Hofes lachten. Meine Mutter aber neigte sich zu mir und küßte mich. — Sehen Sie, das ist der Moment, den Mademoiselle Cochelet festgehalten hat in diesem Bilde, welches meine Mutter so sehr liebte. Noch am Tage ihres Todes mußte ich es hier von der Wand nehmen, und sie küßte es und sagte zu mir mit jenem holden Lächeln, welches selbst Krankheit und Leid nicht von ihren Lippen genommen: Sei zufrieden, mein Sohn, denn die Veilchen duften Dir noch immer und sie überdauern die Brillanten.“

Neben diesem Bildchen hing als Pendant ein anderes Aquarell, auf welches Louis Napoleon mit einem sanften Lächeln uns aufmerksam machte.

Man sah dort auf einem Bettchen zwischen den himmelblauen Kissen einen halb aufgerichteten Knaben, von goldlockigem Haar das runde Gesichtchen eingerahmt; die großen, weit geöffneten blauen Augen hingehichtet auf den kleinen, schwarzen Savoyardenknaben, der eben aus dem Kamin hervorkriecht, die purpurroten Lippen zu einem Schrei geöffnet.

Der Prinz erzählte uns, daß dieses Bild eine Scene aus dem Kinderleben seines theuren, unglücklichen Vaters, des Königs von Rom, darstelle. Man hatte dieselbe der Kaiserin Josephine erzählt, und diese, welche an dem Schicksal des Knaben, um dessen ersehnten Existenz willen sie ihre Krone, ihre Größe und ihre Liebe hatte opfern müssen, einen so zärtlichen Antheil nahm, hatte gewünscht, diese kleine Scene auf einem Bilde festgehalten zu sehen. Die Königin Hortense, in allen Künsten wohlbewandert und erfahren, hatte dem Wunsche ihrer Mutter genügt und sie eines Tages mit diesem Bildchen überrascht.

Ein Portrait dieser Königin fanden wir in dem kleinen Salon, in welchem Hortense die Besucher, die sich auf Arenenberg einfanden, empfing. Ein Kopf mit edlen

weichen Zügen, mit großen, sinnigen Augen, um die leicht aufgeworfenen Lippen ein rührendes Lächeln, ein Ausdruck sanfter Resignation und milder Güte in der ganzen Erscheinung. Der Maler hatte die Königin, recht ihrem unglücklichsten Leben gemäß, im Mondlicht dargestellt, und das, so erfuhr ich später, war aus liebevoller und zarter Rücksicht für die von ihm angebetete Königin geschehen. Er wollte die Verheerungen, welche der unbarmherzige und grausame Feind der Frauen, welche das Alter schon in der Schönheit dieses lieblichen Angesichts einzutragen begonnen, nicht sehen lassen, und er hatte sie deshalb gemalt, wie sie in sinnender Betrachtung vertieft über dem Balcon hinausschaut zum Monde, der mit sanftem Dämmerlicht zwischen zerrissenen Wolken hervor ihr Antlitz überleuchtet, als wolle er ihr den Trost zuflüstern, daß nach dieser trüben Nacht dereinst für sie doch ein neues Licht aufdämmern werde.

Sie hat dieses Licht nicht mehr aufdämmern sehen, die arme Königin Hortense, und sie hat auch nicht daran geglaubt! Sie mahnte mit angstvoller Sorge ihren Sohn stets ab von allen tollen, kühnen Unternehmungen, die doch vergeblich sein würden.

Aber Louis Napoleon glaubte daran, und trotz des mißlungenen Versuches von Straßburg trug er immer noch in sich die Ueberzeugung, daß er die „Mission“ habe, den Thron seines Oheims wieder aufzurichten und die napoleonischen Ideen auszuführen zum Heile Frankreichs.

Ja, er glaubte an sich, das sah ich, als wir vor dem Bilde standen, welches dem Portrait der Königin gegenüber an der Mittelwand des Salons hing. Es war das Reiterportrait des Kaisers Napoleon, eine Copie jenes berühmten Bildes von David, welches Napoleon darstellt auf der Höhe des Alpenpasses, zu welchem seine Krieger eben hinaufklimmen. „Malen Sie mich ruhig dafizend auf bäumendem Rosse,“ hatte Napoleon zu dem Maler

gesagt, und ruhig dafizend auf bäumendem Rosse hatte er die prägnanteste und beste Charakteristik seines ganzen Charakters und Daseins gegeben.

Louis Napoleon schaute mit einem gedankenvollen Blicke lange zu dem schönen Bilde auf, dann wandte er sich rasch zu Fialin, der neben mir stand. „Mein Freund,“ sagte er, „was ihr klugen Leute auch sagen möget, ich werde doch auch eines Tages meine Alpen überschreiten und meiner französischen Armee ein gebieterisches „en avant“ zurufen!“ Fialin antwortete nichts, sondern machte nur eine respektvolle Verbeugung. Aber der Oberst Baudrey murmelte vernehmlich: *Votre Altesse aura raison!*

„Und jetzt, meine Damen,“ sagte Napoleon, nachdem wir die fünf Gemächer des unteren Stockwerks beschaut und sie mit allen ihren Reliquien und verblichenen Herrlichkeiten durchwandert hatten, „jetzt, meine Damen, will ich Sie in mein Allerheiligstes führen, in das Sterbezimmer meiner Mutter! Es ist jetzt sonst für Jederman geschlossen, aber Sie haben mir in dem Briefe meiner theuren Freundin einen Zauberschlüssel gebracht, der alle Thüren hier für Sie öffnet. Kommen Sie.“

Als wir an der kleinen Treppe, die hinaufführte in das obere Stockwerk, angelangt waren, wandte der Prinz sich um und nickte den beiden Freunden, die uns gefolgt waren, nachlässig zu. Sie verstanden, was dieses Nicken seines Hauptes zu bedeuten habe und blieben zurück, während wir, geführt von dem Prinzen, die Stiege hinauf und über den kleinen Vorplatz dahinschritten.

Jetzt standen wir vor einer Thür, die mit einer schwarzen, faltigen Portièrre verdeckt war; der Prinz schlug sie zurück und öffnete die verschlossene Thür.

„Treten Sie ein“, sagte er mit fast feierlicher Miene, und zögernd, langsam folgten wir ihm in das Allerheiligste. Ein großes, schönes Gemach, mit verhangenen

Fenstern; an der Wand dort drüben ein breites, französisches Bett mit seidenen Purpurvorhängen; die blaue, gesteppte Atlasdecke zurückgeschlagen, als sei das Bett eben hergerichtet für seine Bewohnerin. Vor dem Bette ein Paar weiße, goldgestickte Atlaspantoffel, und auf dem spitzenbezogenen Plumeau ein kleines Miniaturbild an goldener Kette.

„Da sehen Sie, meine Damen,“ sagte der Prinz mit leiser, gedämpfter Stimme, „das ist mein Portrait. Die Königin trug es immer auf ihrem Herzen. In den Tagen ihrer Krankheit, da sie mit Sehnsucht mich erwartete, hat sie oft laut und lange mit meinem Bilde gesprochen, und als man sie der schrecklichen Operation unterwarf, noch bevor es mir gelungen war, verkleidet und unerkannt durch Deutschland zu ihr zu gelangen, da hat sie es an ihre Lippen gedrückt und Abschied genommen mit zärtlichen und rührenden Worten, die mir Mademoiselle Cochelet wiederholte; Abschied genommen von ihrem letzten Stern, wie sie mich nannte.“

Er neigte sich über das Kissen und drückte einen Kuß auf das Bild, welches ihn selber darstellte, aber auf welchem er doch die Thränen und die Segensgrüße seiner Mutter küßte.

Wir standen schweigend, mit Thränen in den Augen, andachtsvoll vor diesem Bette, welches für den zärtlichen Sohn gleichsam ein Altar der Erinnerung geworden. Wir wagten auch nicht, uns viel umzusehen in dem Gemache, welches ganz so erhalten war, wie es in den letzten Lebenstagen der Königin gewesen, mit all den kleinen Zierlichkeiten und Nipp- und Toilettengegenständen, die auf den Tischen umherstanden. Nur auf ein kleines Glaskästchen, welches auf dem Marmortische nahe bei dem Bette stand, deutete der Prinz hin. Es befanden sich auf demselben auf purpurrothen Sammtkissen zwei einfache Goldreifen.

„Das sind die Trauringe des Kaisers Napoleon und der Kaiserin Josephine,“ flüsterte der Prinz mit einem traurigen und wehmuthsvollen Ausdruck. „Ja, das sind die Trauringe des Kaisers und der Kaiserin, die Standarten für die ganze Familie Napoleon, die wir immer vor uns hertragen werden im Kampfe durch das Leben.“

Er stand lange in gedankenvollem Hinbrüten vor den beiden Ringen, und wir wagten nicht, auch nur mit einem lauten Athemzuge die Stille zu unterbrechen. Endlich, leise in sich zusammenschreckend, hob er das Haupt wieder empor.

„Vergeben Sie, meine Damen,“ sagte er, „die Erinnerungen sind hier in diesem Zimmer immer mächtiger als ich, und sie bewältigen mich jedes Mal. Sehen Sie,“ fuhr er fort und deutete auf den großen Lehnstuhl, der neben der verschlossenen Glashür stand, die hinausführte auf den Balkon, „sehen Sie, auf diesem Lehnstuhl hat meine theure Mutter in ihrer Einsamkeit und Krankheit viele Stunden gesessen und hat hinausgeblickt auf die grüne, sonnige Landschaft, und hinauf zum Himmel, indem sie laut mit mir, dem Abwesenden, gesprochen hat. Zuweilen hat man sie auch vernehmlich mit ihrer Mutter, der Kaiserin Josephine, sich besprechen hören, und eines Tages hörte Mademoiselle Cochelet, wie sie mit jenem innigen, sanften Tone, der nur ihr eigen war, laut ausrief: O, mein Kaiser und mein Vater, ich vergebe dir alle Thränen, welche wir um dich geweint, schütze nur meinen Sohn, den Liebling meines Herzens! — „Vergebung,“ sagte der Prinz nach einer Pause, „hier in diesem Zimmer werde ich immer wieder zu einem Kinde, das klagen und schreien möchte um seine ferne Mutter.“

Wir dankten ihm, mit gerührter Stimme leise flüsternd, für die große Gunst, welche er uns bewiesen, daß er uns dieses Heiligthum hatte sehen lassen, und folgten ihm dann schweigend wieder hinunter zu den

Herren, welche am Fuße der Treppe uns erwarteten. Als wir dann nach kurzer Rast im Frühstückszimmer Arenenberg verließen, begleitete uns Louis Napoleon bis zu unserem Wagen, und bot uns zum Abschiedsgruße die Hand.

„Sie wohnen in Deutschland, meine Damen,“ sagte er, „wer weiß, ob ich Ihnen nicht dort bald meinen Gegenbesuch mache.“

Er blieb an der Pforte des Vorhofes stehen, wir schauten zu ihm zurück und neigten uns vor ihm, und er winkte uns mit der Hand seinen letzten Abschiedsgruß zu.

Das war im Jahre 1838; kurz darauf, einige Wochen später schon, verließ auch Louis Napoleon das stille, liebliche Arenenberg, um nie wieder so dahin zurückzukehren, wie er gegangen war.

Die französische und auch die deutsche Regierung fanden die Nähe des französischen Prätendenten an ihren Grenzen sehr unbequem, und sie verlangten von der Schweiz, daß sie Louis Napoleon ausweisen solle.

Der Große Rath von Thurgau protestirte freilich, weil der Prinz Bürger von Thurgau sei. Auch andere Cantone nahmen sich seiner an, doch Louis Philippe drohte mit der Abberufung seines Gesandten, ließ die Grenze sperren und zog Truppen an derselben zusammen. Die freien Schweizer Bürger nannten das freilich eine Ungerechtigkeit, einen Eingriff in ihre Rechte, und waren entschlossen, mit bewaffneter Hand zur Gegenwehr sich zu rüsten. Aber Louis Napoleon machte dem Konflikte ein Ende und beugte dadurch einem Kriege vor, daß er dem Landammann von Thurgau schriftlich meldete, er würde freiwillig abreisen, um der Schweiz ihren Frieden zu bewahren.

Und so verließ er Arenenberg im Oktober des Jahres 1838, ging verkleidet durch Deutschland und Holland und

begab sich nach England. Von dort aus machte er bekanntlich sein zweites vergebliches Attentat auf Frankreich, und der „Abenteurer und der Narr“ büßte, verfolgt von dem Hohngelächter von ganz Europa, im Schlosse Ham sein mißglücktes und lächerliches Unternehmen mit jahrelanger Kerkerhaft.

Wir wissen Alle, was weiter geschah und wie endlich aus dem Abenteurer im Jahre 1848 der Präsident der französischen Republik hervorging.

Als Präsident dieser Republik sah ich ihn wieder im August des Jahres 1851. Wir waren nach Paris gereist, um das seltene und unerhörte Schauspiel zu haben, das coquette, monarchische Paris in seiner einfachen Toilette der Republik zu sehen. Aber freilich, von dem, was wir erwarteten, fanden wir dort nichts.

Paris war sich gleich geblieben, und trotz seiner Nationalgarde und seines republikanischen Namens war es immer noch das alte, monarchische Paris mit seinen königlichen und kaiserlichen Traditionen.

Wir hatten von hoher und mächtiger Hand Empfehlungsbriefe erhalten für den Präsidenten der Republik Frankreich. Um dieselben abzugeben, wanderten wir zu Fuß über den zauberhaft schönen Place de la Concorde hin, als eine Masse Volkes uns entgegenstürzte und sich aufstellte am Eingange der Champs Elysée neben der Allee, welche zu dem Palais d'Elysée führte.

In diesem Palais, welches einst das Eigenthum der Marquise de Pompadour gewesen, hatte der neue Präsident der Republik seine Residenz aufgeschlagen, und das Volk, welches zu beiden Seiten der Allee sich aufgestellt, erwartete eben sein Heraustreten aus demselben.

Wir näherten uns so viel wie möglich dem Palais und blickten gleich den Anderen erwartungsvoll nach demselben hin.

Bald erschien auch jetzt Louis Napoleon, umgeben von einem Geleite von Generälen, die er den Tag vorher durch die Zeitung dazu hatte auffordern lassen; denn es sollten Truppenübungen auf dem Marsfelde zur Feier des Lord-Mayors von London und einer Deputation der Londoner Ausstellung abgehalten werden. Zuerst traten die Generäle hervor aus den gebffneten Pforten des Palais, dann die Adjutanten und zuletzt erschien Louis Napoleon selber.

Ich erkannte ihn sogleich wieder. Er hatte immer noch etwas von jenem einfachen, freundlichen, jungen Manne an sich, den ich damals in Arenenberg kennen gelernt, obwohl er jetzt schon über dreiundvierzig Jahre zählte. Er bestieg langsam den Knappen, welchen man ihm vorführte, und kam langsam, gefolgt und umgeben von den Generälen, die Allee herunter geritten. Er saß sehr gut zu Pferde und beschäftigte sich immer mehr mit der Zügelung desselben als mit der Volksmenge, die ihn rings umher mit wahren Enthusiasmus begrüßte und an welcher er scheinbar mit der arglosesten Gleichgültigkeit vorüberritt, auch darin dem Beispiele seines großen Oheims folgend, der bekanntlich das laute Zujuchzen des Volkes verachtete, niemals die Menge grüßte, und doch sehr empfindlich war, wenn er durch eine schweigsame Volksmenge dahin ritt. Einige Male indessen nahm Louis Napoleon den Hut ab, doch dann sah er gleich wieder mit einer gewissen zurückhaltenden Geberde vor sich nieder und auf den Hals seines Pferdes.

Es war etwas ungemein Unschuldiges und Sanftes in seinem Wesen, und man hätte es niemals in diesem stillen, ruhigen Angesichte lesen können, welche gewaltigen Pläne auf dem Grunde seines Herzens schlummerten und mit welcher des Blutes und der Thränen nicht schonenden Energie er dieselben schon in den Wintermonaten des Jahres 1851 zur Ausführung bringen wollte.

Er trug die Uniform der Nationalgarde mit einem breiten rothen Bande quer über der Brust, und etwas feltjam Unschuldiges, Naives sprach aus seinem ganzen Wesen. Er sah noch eben so aus, als ob er in jedem Augenblick wieder den Adler fliegen lassen könnte, wie einst in Boulogne. Und wir gestanden uns beide, mein Mann und ich, daß man von Louis Napoleon wohl keine andere Erwartungen mehr hegen könnte, als daß er den großen Napoleon im Styl der Primadonna von Krähwinkel spielen würde.

Als der Präsident der Republik jetzt in die Champs Elysées einritt, stürzte eine Menge von Blousenmännern und Blousenjungen hinter den Bäumen hervor und rief dem Erscheinenden ein lautes „Vivat!“ entgegen. Dicht über uns hörten wir aus den Bäumen, zu welchen andere Jungen in blauen Blousen hinaufgeklettert waren, den lauten Ruf: „Es lebe der Präsident!“ aber auch vereinzelt und mit krähender Stimme, wie das Gekrächze der Raben ertönte es dazwischen: „Vive l'Empereur!“

Neben uns standen einige gute, ernst blickende Bürger der neuen französischen Republik. Aber kein einziger von ihnen schien Republikaner genug, um zu einem dieser Jungen hinaufzulangen, um ihm für sein das neue Staats-Grundgesetz verrathendes Vivat ein paar Ohrfeigen zu verabfolgen. Aber der Präsident wandte lächelnd sein Haupt zu den Bäumen hinauf und nickte den Jungen zu.

Am nächsten Tage fand in St. Cloud ein Fest statt, welches der Präsident der Republik der englischen Ausstellungs-Kommission zu Ehren gab. Denn der Gedanke einer englischen Allianz war damals von dem Prinz-Präsidenten zuerst erfaßt worden, er that Alles, um denselben zur Ausführung zu bringen.

Der Prinz-Präsident gab damals nur ostensible Feste für Herren, denn die schöne Eugenie von Montijo war

noch nicht öffentlich im Triumph eingezogen in die Tuilerien, und man erzählte nur flüsternd von den geheimen kleinen Festen und Gesellschaften, die hinter verschlossenen Thüren und verhangenen Fenstern im Palais d'Élysée stattfanden.

Öffentlich aber gab der sittenreine Präsident der sittenreinen Republik nur Herrenfeste. Also konnte auch an dem Feste zu St. Cloud nur mein Gatte, Theodor Mundt, mit der Einladung beehrt werden. Er erzählte mir von dem seltsamen Feste, das zuletzt nur noch ein wüßtes Gelage gewesen, bei welchem die Officiere das Buffet, mit seinen Battereien von Champagner, wie eine zu erobernde Schanze betrachtet und gestürmt hatten, und bei welchem der Gedanke an ein neues Kaiserreich, schon lustigen Irrlichtern gleich, durch die im Lichte bunter Lampen strahlenden Alleen des Gartens von St. Cloud getanzt hatte, denen die jungen champagnerfeligen Officiere ihre frohen Zukunftsgrüße entgegenjubelten.

Und dann war von ihren Champagnerberauschten Lippen derselbe Ruf ertönt, den die Gaminraben auf den Bäumen gekräht, nur lauter und lustiger, der Ruf: *Vive l'Empereur!*“

Louis Napoleon hatte diesen Officiere mit einem sonnigen Lächeln gedankt für diesen Ruf. —

Ich sah Napoleon erst wieder, als dieser Ruf sich erfüllt, als der Gedanke zur That, der Traum zur Wirklichkeit geworden.

Es war im Jahre 1856, als wir uns abermals in Paris befanden. Paris hatte seine Maske der republikanischen Freiheit und Gleichheit wieder abgenommen. Es war wieder die Residenz eines Herrn und beugte wieder demuthsvoll den Nacken unter dem Fuße eines neuen Cäsaren; denn es wußte, daß diejenigen, welche sich nicht beugen wollten oder gar von Meineid und

Treubruch zu sprechen wagten, ihre Neckheit zu büßen hätten mit Einferkung und Deportation.

Es sollte sich in diesen Tagen in Paris ein glänzendes Fest begeben, das Tauffest des „Princes impérial“ des „Kindes von Frankreich“, des Sohnes der schönen Kaiserin Eugenie und des Kaisers Louis Napoleon! Denn das Schicksal half Napoleon III. in gar wunderbarer Weise bei der Wiederholung der napoleonischen Cäsaren-Komödie, und es hatte dem dritten Napoleon gegeben, was es dem ersten geschenkt: einen Sohn, einen ersehnten Erben und Nachfolger.

Auch darin war diese Wiederholung der Cäsaren-Komödie vollständig, daß, im Hinblick auf diesen notwendigen legitimen Sohn, in dieser Jagd nach dem Glücke das imperialistische Roß schonungslos dahinjagen mußte über ein schönes, einst geliebtes Weib, das unter den Rosseshufen des kaiserlichen Abenteurers zertreten ward! Aber auch hier zeigte sich doch auch wieder die abgeschwächte Tragödie, denn die verstößene Kaiserin Josephine darf wahrlich nicht in eine Linie gestellt werden mit der verstößenen Geliebten Miß Howard, während der dritte Napoleon bei dieser Verstößung noch viel schuldiger erscheint, als sein Oheim. Denn jener verstieß die einst geliebte Josephine, weil sie ihm keine Kinder mehr geben konnte; dieser verstieß die einst geliebte Miß Howard, obwohl sie ihm vier Kinder gegeben hatte.

Aber Weib und Kind ward zertreten unter den Rosseshufen des kaiserlichen Glückes um des legitimen Sohnes willen, den nun das Schicksal auch ihm gegeben und dessen Taufe für ganz Frankreich, für ganz Europa eine erhabene Demonstration des Kaiserreichs sein sollte, welches schon von sich gesagt, daß es der Friede sei.

Am 14. Juni 1856 fand die Taufe dieses Kindes von Frankreich statt.

Wir hatten uns in der Rue Rivoli zur Besichtigung dieses Schauspiels ein Fenster gemiethet für den damals ziemlich hohen Preis von zweihundert Francs, und gleichzeitig waren uns durch die liebenswürdige Güte unseres preussischen Gesandten auf der Estrade der Gesandten in Notre-Dame zwei Plätze reservirt, so daß wir in der glücklichen Situation waren, Alles zu sehen und Alles zu beobachten.

Zuerst also von unserem Fenster aus den glänzenden Festzug, welcher von den Tuilerien sich nach Notre-Dame begeben sollte.

Es hatten lange Verhandlungen stattgefunden mit dem Papste in Rom, denn Napoleon, „der älteste Sohn der Kirche“, wünschte natürlich, daß das „Kind von Frankreich“ den kirchlichen Segen und die christliche Taufe aus den Händen des Papstes selber empfangen solle.

Aber der Papst mochte seinem „ältesten Sohne“ doch nicht recht trauen, und er meinte vielleicht, daß bei dieser Repetition der ganzen großen Kaiser-Comödie es ihm ergehen könne wie dem Papst Pius VII., und daß seine *A b r e i s e* aus Frankreich mehr Schwierigkeiten finden würde als seine *H i n r e i s e*. Er hatte sich mit Kränklichkeit entschuldigen lassen und statt seiner einen seiner Cardinäle zur Taufhandlung nach Paris geschickt.

Das war der erste Fehlschlag, welchen das neue Cäsarenthum in seiner Jagd nach dem Glück empfing, doch um so mehr mußte man bemüht sein, dieses Mißlingen zu verbergen und in dem großen Triumphzuge des Imperialismus den päpstlichen Nuntius, geschmückt und von Ehren umgeben, darzustellen als einen der Gefangenen, die man zur Ehre des erhabenen Kaiserthums ihm unter dem Joche voranschreiten ließ.

Die Straße Rivoli bot an diesem Morgen des Tauffestes einen großartigen Anblick dar: die Fenster aller Häuser vom Parterre bis oben zu den Dächern waren

geöffnet und dicht besetzt mit geputzten Damen, deren glänzende Augen alle nach demselben Ziele hingerrichtet waren, nach den heranmarschierenden Soldaten, die in ihren Parade-Uniformen in ungeheuren Massen jetzt herankamen.

Das neue Kaiserreich entfaltete an diesem Tage unter dem klingenden Spiel seiner Siegesfanfaren seine ganze Macht und Herrlichkeit, und es schien, als wäre es eine Tendenzabsicht des festlichen Programms, gerade an diesem Tage, welcher die neue Dynastie als solche triumphiren ließ, die ganze stolze Säule der französischen Heeresmacht durch die Straßen von Paris zu entwickeln. Denn das neue Kaiserthum Frankreich konnte wie das alte nur ein Militär-Kaiserthum sein, welches, alle geistige Kraft wie alle politischen Rechte der Nation vernichtend und überwuchernd, den Ruhm: das erste kriegerische Volk zu sein, den Ruhm, den ausschließlich militärische Entscheidungskräfte in Europa besitzen zum Symbol seiner Herrschaft gemacht hatte. Und in diesem Sinne und aus diesen Gedanken heraus entfaltete sich an diesem Tage die französische Armee und überwogte mit ihren glänzenden Fluten die ganze Riesenstraße Rivoli und alle benachbarten Plätze und Straßen.

Und welch' eine Armee war es, die hier an den Augen der jauchzenden Menge vorüberwallte. Soldaten, die mit ihren siegreichen Fahnen soeben erst von den Ufern des Schwarzen Meeres heimgekehrt waren und dort einen Feldzug, der in späteren Zeiten den Abenteurerzügen nach dem goldenen Vließ angereicht werden wird, mit einer der ganzen europäischen Politik den Ausschlag gebenden Tapferkeit beendet hatten.

Uns Preußen, die wir gewohnt waren, die stolzen preussischen Regimente zu sehen, deren einzelner Soldat jeder für sich schon in seiner Gestalt einen Helden repräsentirt, uns fiel es vor Allem auf, daß die französische Armee solcher

Heldengestalten eigentlich gänzlich entbehrte. Wenn man bei den französischen Kerntruppen, welche bei diesem napoleonischen Tauffeste die Rue Rivoli herunterzogen, den einzelnen Mann musterte, so entdeckte man durchgängig nur zierliche und leichte Gestalten, die weit entfernt von unserem pommerischen und uckermärkischen Herdewuchs waren und deren eigentliche Kraft nur in ihrer Freiheit und Lebendigkeit zu bestehen schien. Dabei herrschte in den Reihen dieser dahinziehenden Soldaten eine seltsame Ungerichtigkeit und Nachlässigkeit, die uns Preußen um so mehr auffiel. Sie gingen nicht in Reih und Glied, nicht in straffer Haltung, nicht mit straff gehaltenem Gewehr, nicht im militärischen Schritt, sondern nachlässig, frei und ungezwungen, und überall in den Reihen sah man auch viele Kinder, die an der Hand ihrer Soldatenväter dahingingen; dazwischen auch lachende und plaudernde Frauen, die ihrem Liebsten oder Gatten den Arm gereicht, und von ihm ungerichtet in den Reihen der Soldaten dahin geführt wurden. Dazwischen auch stolzirten die leichtfüßigen Marktenderinnen in ihren zierlichen, coquetten Toiletten der „Regimentstochter“, nach allen Seiten mit frohem Lächeln grüßend und überall empfangen mit lautem Jubelgeschrei, denn viele von ihnen trugen auf ihren mit goldenen Knöpfen besetzten Militärjacken die militärische Denkmünze für Tapferkeit in diesem letzten Kriege, den man so siegreich gegen Rußland geführt. Jedes der vorüberziehenden Regimente kam mit schmetternder Musik, die oft von dem Sauchzen der Menge, welche den Tapfern ihren Gruß entgegen schrie, noch übertönt ward.

Dann, als die Soldaten in ungeheuren geschlossenen Reihen zu beiden Seiten der Straße Aufstellung genommen, kam der eigentliche Festzug.

Zuerst in prächtigen, offenen Wagen der Hausstand des Kaisers. Dann geleitet von einer Abtheilung der Kaisergarde in einem von acht Pferden bespannten Wagen

das Kind von Frankreich, der Prince impérial, welcher einstweilen das Symbol der Dauer für die napoleonische Dynastie darstellte. Seine Krone hielt das auf purpurrothen seidenen Kissen, die mit Spitzen überzogen waren, ruhende Kind in ihren Armen, und die Gouvernante und Unter-Gouvernante des kleinen Prinzen befanden sich neben ihr. Dann folgte eine Schaar berittener Soldaten.

Und jetzt im sechsspännigen Wagen kam der Nuntius, der Abgesandte des Papstes. Die Musik verstummte bei seinem Erscheinen, und man hörte nur das feierliche Glockengeläute in den Kirchen und das Donnern der Kanonen vom Dome der Invaliden.

Selbst das Volk war in seinem Jubeln und Schreien jetzt bei der Annäherung des päpstlichen Boten verstummt und neigte sich ehrfurchtsvoll vor dem Prälaten, welcher aus seiner Kutsche das Zeichen des Kreuzes, Segen spendend, fortwährend nach links und rechts wiederholte. Dann endlich unter dem Donner der Kanonen, dem Jubel des Volkes, dem Geläute aller Glocken, dem Geschmetter der Trompeten und Tuben — nun endlich kam der kaiserliche Zug heran. Voran die Hundertgarden, diese Unsterblichen, welche einst bei Waterloo gesagt: Die Garde stirbt, aber sie ergibt sich nicht.

Unsterblich wie die berühmten Vierzig von der französischen Akademie, deren Fauteuils auch nimmer leer werden und deren Namen auch nur wechseln wie die Namen dieser hundert Kaisergarden, die auf ihren stolzen Rossen im vollen Gefühl ihrer Würde, mit hoch gehobenem Haupte daherkamen.

Dann volla die kaiserliche Kutsche heran, acht weiße Pferde von untadeliger Schönheit, reich geschmückt mit den Farben des kaiserlichen Frankreichs, mit weißen, rothen und blauen Troddeln und seidenen Schnüren, zogen dieses rollende Kaiserchloß, welches eigens zu dieser feierlichen Gelegenheit gebaut worden. Oben auf dem

Dache dieser Staatscarosse erhob sich die kolossal ausgeführte Kaiserkrone, im Sonnenglanze wie pures Gold funkelnd. An den vier Seiten der Carosse, an den goldenen Säulen, welche die riesengroßen Fenster derselben einfaßten, sah man in künstlerischer Gruppierung vier gewaltige goldene Jambasfiguren, welche mit ihren an den Mund gesetzten Tuben die Herrschaft des napoleonischen Imperialismus in Frankreich jubelnd zu verkünden schienen.

Hinter den Scheiben des hellen Kristallglases saß das kaiserliche Paar neben einander auf den golddurchwirkten Polstern.

Der Kaiser in Generals-Uniform, das breite Band der Ehrenlegion über die Schultern geschlungen, das Haupt unbedeckt. Aber das Angesicht hatte jetzt kaum noch eine Ähnlichkeit mit jenem des kleinen Prinzen Louis Napoleon, den ich in Arenenberg gesehen. Es war ein kaltes, undurchdringliches Gesicht, das Lächeln gezwungen, die Augen, welche mit einem scharfen Blick zuweilen nach rechts und links flackerten, schienen argwöhnisch zu spähen, ob aus der Menge heraus nicht ein Mörder hervorstürzen möchte. Der Kaiser von Frankreich, so dünkte mich, schien doch an diesem Tage des höchsten Glanzes nicht mehr das Gefühl der Sicherheit zu haben. Er mißtraute vielleicht nicht sich selber, aber wohl schon denen, deren Herrscher er geworden. Indeß jeder Blick zu den beiden Seiten seines Weges mußte doch zugleich zu seiner Beruhigung dienen, denn er konnte sich dadurch überzeugen, daß diese vierfache Mauer von Soldaten mit ihren aufgepflanzten Bayonetten nicht zu durchbrechen wäre von einem noch so tollkühnen Republikaner.

Ihm zur Seite saß seine schöne Kaiserin, das Weib seines Herzens, wie er sie genannt in jener Proclamation, in welcher er Frankreich seine Vermählung kündete und ihm sagte, daß er als Parvenu sich seine Lebensgefährtin

nicht aus einem fürstlichen Hause, sondern nach seinem Herzen ausgewählt.

Durch die klaren Fensterscheiben übersah man die ganze Gestalt der Kaiserin, sah auch ihre schönen, entblößten Schultern und ihre prächtigen Arme, und das blonde, goldene Haar, über welchem das Kaiserdiadem funkelte und strahlte.

Selbst die Frauen waren entzückt von dem Anblick ihrer schönen, gepuzten Kaiserin, und jauchzten ihr entgegen, und schrieen laut vor Wonne und Freude über diese Kaiserin der Schönheit und der Mode.

Als die kaiserliche Carosse langsam vorübergerollt war an unserem Fenster, brachen wir auf, um durch eine Hinterpforte des Hauses uns nach unserem Wagen zu begeben, der uns an einer kleinen Seitengasse erwartete und rasch dahintrug durch einsame Straßen nach dem Dome von Notre-Dame.

Durch die Seitenpforte, welche für den Eintritt der fremden Gesandten und ihres Personals bestimmt war, traten wir ein in den Dom und wurden von den bereitstehenden Kirchendienern hingeführt nach der großen Estrade, die nahe bei dem Hauptaltare für das Personal der fremden Gesandtschaften bestimmt war.

Welch einen wunderbaren, märchenhaft-zauberischen Anblick bot an diesem Tage die alte, ehrwürdige Notre-Dame-Kirche dar! Die Säulen und Pfeiler alle überhangen mit Goldstoff, überall auf grünem Grunde funkelnd die Kaiserkrone und das imperialistische „N“, strahlend im Widerschein von tausend und tausend Kerzen, welche durch die ganze Kirche ein magisches goldenes Licht verbreiteten.

Alle Plätze waren schon besetzt, überall funkelte und blitzte es von Brillanten, Ordenssternen, goldenen Treffen und Schnüren.

Am Altare erwartete eine ungeheure Schaar von Priestern mit dem Erzbischof an der Spitze den päpstlichen Nuntius, und diesem Altar gegenüber, in der Mitte des großen Hauptganges, waren auf einer Estrade die Sessel aufgestellt für den Kaiser und die Kaiserin, — altmodische, steife Sessel mit vergoldeten, gerade aufsteigenden Hinterlehnen und eben solchen ungeschweiften Seitenlehnen: dieselben Sessel, auf deren purpurnen Sammtpolstern einst der Kaiser Napoleon I. mit der Kaiserin Maria Louise gefessen bei der Taufe des Königs von Rom, dieses ersehnten Erben, welcher auch dazu bestimmt war, der europäischen Dynastie ihre Dauer und Festigkeit zu geben, und welcher auch so wenig seine Bestimmung erfüllt hat, als es dieses neue Kind von Frankreich thun wird.

Jetzt entstand eine Bewegung an dem Hauptaltar, und man sah den Erzbischof, gefolgt von den Priestern, durch den breiten Mittelweg sich dahin begeben nach dem Haupteingange des Domes, um den eben angefahrenen Nuntius jetzt im feierlichen Zuge hinzugeleiten nach dem Altare.

Dann kam das Kind von Frankreich mit seinen Hausbeamten und Dienern. Und endlich jetzt kündete das Schmettern der Posaunen und Tuben draußen vor den geöffneten Pforten das Nahen des kaiserlichen Zuges.

Alle erhoben sich von ihren Sizen, Alle schauten hin nach diesen weiten Pforten, durch welche jetzt der kaiserliche Zug, einer prächtigen glitzernden Schlange gleich, daher kam.

Der Kaiser führte seine Gemahlin durch das Spalier, welches zu beiden Seiten des Mittelwegs von den Soldaten der Hundertgarden gebildet war, und auf den Sesseln von Napoleon und Maria Louise nahmen sie Platz.

Wie schön die Kaiserin Eugenie an diesem Tage war! Wirklich wie eine sternenfunkelnde Fee erschien sie den bewundernden Blicken; ein blaues Atlasgewand, mit weißen Points von unermeßlichem Werth überflutet, umhüllte die schönen, schlanken und doch üppigen Glieder. Die Kron-diamanten von Frankreich funkelten und strahlten auf ihrem schönen, entblößtem Halse und auf ihren Armen; und in dem Diadem, das ihre blonden Locken zierte, flammte wie ein Stern des Himmels der berühmte „Regent“, dieser prachtvolle Brillant, welchen einst der französische Convent für sechs Millionen Francs in Berlin verfezt hatte und den Napoleon I. aus den Mitteln seiner Privatschatulle eingelöst hatte. Dieser „Regent“, welcher auf der schönen Stirn der heiteren und lebenslustigen Kaiserin Eugenie funkelte, gehört zu den ältesten Denkmälern Frankreichs, und von Jahrhunderten des Ruhms und der Herrlichkeit könnte er erzählen, wenn seine Facetten und glitzernden Lichter Worte und Sprache erhielten.

Aus des Zeiten Karl's des Kühnen von Burgund stammt dieses kostbare Juwel, ward dann von dem lieberlichen und verschwenderischen Herzog von Orleans, dem Regenten des minderjährigen Königs Ludwig XV., angekauft und den Kronschätzen Frankreichs einverleibt.

Die Republik Frankreich hatte zweimal schon in ihren finanziellen Nöthen diesen Regenten als einen Trost ihrer heruntergekommenen Verhältnisse betrachtet, und wie der Convent im vorigen Jahrhundert den Regenten in Berlin verfezte für sechs Millionen Francs, so wollte auch im Jahre 1848 die Republik Frankreich den „Régente“ verfezen; aber sie forderte acht Millionen Francs dafür, und die vorsichtigen Juweliere des Auslandes wollten einen so hohen Preis nicht zahlen. Daran zerbrach sich der Handel.

Aber es gab doch einen Moment, wo alle diese Brillanten der Kaiserin Eugenie überstrahlt wurden von anderen und schöneren Brillanten; das war, als der päpstliche Nuntius

die Hände segnend ausbreitete über das „Kind von Frankreich“. Da stürzten aus den Augen der Kaiserin Eugenie die herrlichsten und schönsten Brillanten hervor, die Thränen, welche die Mutter geweint bei dem Anblick ihres gesegneten Kindes. Und diese Thränen waren für mich die beste und untrügliche Widerlegung der boshaften und schmählichen Gerüchte, welche damals die Welt durchliefen und welche sagten, daß das Kind von Frankreich nicht das Kind seiner kaiserlichen Mutter sei.

Die Thränen der Kaiserin Eugenie, welche im Glanze der Altarkerzen funkelten und strahlten, das waren die Thränen einer wirklichen Mutter! Auf einen Moment vergaß Eugenie ihre Schönheit, ihren Glanz und ihre erblühten Reize, und der Blick, welchen sie auf das Kind richtete, war der Blick einer Mutter, die im sorgenden Geiste in die Zukunft schaute und vielleicht in dieser Stunde viele Schmerzen und viele Enttäuschungen vorher sah. —

Noch einmal sah ich den Kaiser Napoleon! Das war im Jahre 1861. Die Zeiten des Glückes waren schon für den neuen Cäsaren vorüber. Er traute seinem Sterne nicht mehr, und auch dem Volke nicht, dessen Herrscher er war. Die Schatten vergangener Zeiten standen vor seinem nächtlichen Lager und hielten ihn wach mit ihren Befürchtungen und Gewissensbissen und flüsterten zu ihm von Mord und Haß und Blut! Das Orsini'sche Attentat und die Enthüllungen, welche Orsini dem Kaiser gemacht von stets bereiten Mörderhänden, waren doch nicht spurlos vorübergegangen an dem Kaiser.

Er mißtraute schon seiner nächsten Umgebung, mißtraute dem Geiste des Volkes, wußte, daß man in geheimen Gesellschaften, deren Unterdrückung vergeblich versucht ward, die Drachensaat austreute, aus welcher einst geharnischte Krieger ausgehen sollten, die ihn vernichten und seine Dynastie stürzen würden!

Vergeblich alle Deportationen, vergeblich alle Zwangsmittel und alle Ketten! Das französische Volk lebte und knirschte in den Ketten, welche der Imperator ihm aufgelegt. Das wußte Louis Napoleon schon damals und das machte ihn trübe, verschlossen, unnahbar.

Ich sah ihn an der Seite der Kaiserin im offenen Wagen von St. Cloud daherkommen; das Kind von Frankreich saß mit seiner Gouvernante auf dem Rücksitz. Der Wagen fuhr langsam über den Boulevard des Italiens dahin. Doch kein Vive l'Empereur ertönte aus den Massen, die auf den Trottoirs sich dahin wälzten; kein freudiger Zuruf erschallte. Aber wohl hörte man hier und da aus der Menge ein Wort der Verwünschung, einen unterdrückten Fluch, und dann konnte man sehen, wie die Hand irgend eines dieser vielen verkleideten Sergeants de Ville, die unter der Menge sich befanden, auf die Schulter des Verwegenen sich legte und ihn fortführte.

Das Angesicht des Kaisers war bleich, seine tief liegenden Augen düster und die Falten auf der Stirn sprachen von Körperschmerzen und Geistesnöthen. Wie ein Gespenst der Vergangenheit zog er an mir vorüber ich blickte ihm schauernd nach, und es war mir wirklich als habe ich ein Gespenst gesehen: das bleiche, freudlose Gespenst einer schönen, sonnenhellen Vergangenheit! Nichts mehr von dem schlanken, lebensmuthigen und lebensfreudigen jungen Manne von Arenenberg war mehr zu sehen an diesem blassen, aufgedunsenen Gesichte mit der mächtigen Nase, die aus den runzeligen blassen Wangen seltsam groß hervortrat; nichts mehr von dem sanften Lächeln auf diesen Lippen, welche jetzt von dem wohl bekannten, großen Schnurbart mit den aufgestutzten, zusammengedrehten Spitzen beschattet waren.

Der Kaiser hatte seine Alpen überschritten und stand am Ziel! Aber wie wenig mochte dieses Ziel jetzt, da er

es erreicht hatte, jenem gleichen, welches er vor sich geschaut in den Tagen seiner Jugend, und wie sehr mochte er in seinem verschwiegenen Innern schon erkennen, daß er wahr gesprochen in allem, was er im Jahre 1841 im prophetischen Geiste in seinem Gefängniß zu Ham niedergeschrieben und ausgesprochen in seinen *Fragments historiques*!

In diesen *Fragments historiques* hatte Louis Napoleon über sein ganzes Leben und Sein den Bannfluch gesprochen.

Ich fragte vorher, was wohl die sterbenden Lippen des Kaisers gesprochen und ob er wie jener römische Kaiser im Sterben gefragt: Habe ich meine Rolle gut gespielt?

Daß auch Louis Napoleon sich bewußt war, eine Rolle gespielt zu haben, das zeigten auch diese *Fragments historiques*, aus denen ich zum Schluß jetzt mir eine Anführung erlaube. Es heißt in diesen *Fragments historiques*:

„Bei freien Völkern kann es niemals eine Regierung geben, die stark genug wäre, lange Zeit die Freiheit im Innern unterdrücken zu können, und dafür die Freiheit nach außen zu geben. Alle Menschen, die großen wie die kleinen, suchen ihre Ehre in irgend einem bestimmten Punkte; denn hier unten sind wir alle mehr oder weniger Schauspieler, aber jeder wählt sich sein Theater und sein Auditorium und strengt alle seine Kräfte wie allen seinen Ehrgeiz an, um vor diesem Parterre seiner eigenen Wahl sich Beifall zu erringen — gleich dem großen Alexander, der an den Ufern des Indus an den Beifall der Athener als an die schönste Belohnung seiner Thaten dachte. Die Gesellschaften unterwerfen sich den Erschütterungen der Revolutionen, bei denen sie oft ihre Existenz verwirkt haben, nicht bloß um ihr Haupt zu wechseln, sondern sie erheben sich, um das System zu wechseln, um ihre Leiden

zu heilen. Sie fordern mit Ungestüm den Preis ihrer Anstrengung und beruhigen sich nicht eher, als bis sie ihn erhalten haben! Die Stütze des Auslandes ist jeder Zeit unfähig, ein Gouvernement zu retten, welches die Nation nicht annehmen will, und allen Abnigen ruft die Geschichte zu: Schreitet Ihr an der Spitze der Ideen Eures Jahrhunderts, dann werden die Ideen Euch folgen und Euch unterstützen. Schreitet Ihr in ihrem Gefolge, so werden sie Euch mit sich fortreißen; schreitet Ihr gegen sie, so werden sie Euch umstürzen.“

In diesen Worten Louis Napoleon's hat er sich selber das Gericht gesprochen, und es ist geschehen, wie er gesagt hat. Die Gesellschaft ist wider ihn aufgestanden, die Revolution hat wider ihn das Haupt erhoben, um das System zu wechseln und die Leiden zu heilen, die Leiden, welche das Kaiserthum Louis Napoleon geschlagen! — Wird es seine Heilung finden? Wird der kleine Greis Thiers die Wunden, welche das imperialistische Regiment dem armen Frankreich geschlagen, heilen können? Bis jetzt hat er diese Wunden nur zu rächen verstanden. Ob er sie heilen wird, das mag die Zukunft uns lehren.

Ein Spaziergang im Salon.





„Wieder ein Regentag,“ seufzte meine Freundin, „wieder unmöglich, einen Spaziergang zu machen! Und doch habe ich es meinem Arzte feierlich versprochen, jeden Tag mindestens eine Stunde spazieren zu gehen.“

„Und was verhindert Dich denn daran?“ fragte ich. Die Freundin zuckte die Achseln.

„Nun eben das Regenwetter! Schau' nur einmal hinaus, wie schmutzig die Straßen sind, und mit welchem Regen und Wind der Herbst seinen Einzug hält.“

„Aber braucht man denn gerade auf die Straße zu gehen, wenn man einen Spaziergang machen will?“ fragte ich.

„Und wo denn sonst hin?“ fragte sie zurück.

„Wir wollen einen Spaziergang auf den Divan machen,“ erwiderte ich lachend. „Komm mit mir in meinen Salon, da setzen wir uns behaglich nieder auf den Divan. Er ist groß genug, daß wir beide lang ausgestreckt nach links und rechts liegen können, und in der Mitte steht ein gebuckeltes Kissen, an das wir uns Beide lehnen, und das einen bequemen Stützpunkt bietet für unsere Arme. Von da aus machen wir alsdann einen Spaziergang. Ich will Dich tüchtig umherführen. Du sollst mit mir nach Italien und Aegypten, nach

Florenz und München, nach Kopenhagen und Kairo wandern; ich will Dich umherführen im Chano-Chalil von Kairo, auf dem Marcusplatz von Venedig; wir wollen einen Besuch machen im Vatikan und im Harim; wir wollen beten im Dome St. Marco in Venedig, in der Kirche Santa Maria della pace in Rom und in der Mabaftermoschee Mohamed Ali's in Kairo. Du sollst einen flüchtigen Blick auf Capri thun und auf dem Wüstenand von Sathara ruhen. Willst Du das, Auguste? Willst Du eine Stunde in meinem Salon an meiner Hand einen Spaziergang machen?"

"Ja, ich will," sagte sie lächelnd und blickte trotzig nach dem Fenster, an welches eben der heulende Sturm große Regenmassen peitschte.

"Komm in den Salon und laß uns spazieren gehen!"

"Spazieren sitzen, Theuerste," sagte ich, indem ich den Arm der Freundin nahm und sie durch den Salon in die breite, tiefe Fensternische führte, welche, aus dem weiten Gemache vorspringend, die ganze Breite des Salons einnimmt, zwischen den Spiegelpfeilern drei Fenster enthält und zwei kleinere Fenster zu beiden Seiten. "So! Hier in diesem coin ture oder vielmehr egyptien auf dem schwellenden Divan wollen wir uns niederlassen. Aber jetzt wollen wir uns noch nicht mit diesem coin egyptien, meiner Lieblingspartie des Salons beschäftigen, sondern erst einen Blick in dem ganzen Raum umherschweifen lassen.

Denke nicht, Auguste, daß ich die Prätension habe, Dir mit meinem Salon ein Wunder von Eleganz zu zeigen oder zu behaupten, derselbe sei nach der neuesten Mode eingerichtet! Ganz im Gegentheil! Mein Salon macht die Prätension, sich durchaus gar keiner Mode unterzuordnen, sondern aus Laune, aus Zufälligkeit, ganz nach meiner Neigung und meinem Wunsche so eingerichtet zu sein, wie es gerade mir gefällt, ganz ohne

Rücksicht auf Mode und Gebrauch. Freilich, die Möbel, die Lehnstühle und Sopha's sind nach der neuesten französischen Mode mit gepufften Polstern und langen Franzen, aber ich bin auch darin von der Mode abgewichen, daß die Möbel nicht übereinstimmen in ihren Stoffüberzügen. Ich habe mir erlaubt zwei Sorten von Ueberzügen zu wählen, und Du siehst da Sopha's und Lehnstühle von dunkelrothem Gobelinstoff, mit den kunstvollsten und in den schönsten Farben leuchtenden eingewirkten Blumenbouquets, und außerdem kleinere Sopha's und Fauteuils von hellgrauem Gobelinstoff mit kleinen seidenen Streublumen überdeckt. Die Möbel alle in Roth zu halten wäre mir zu schreiend gewesen, und alle in Grau zu eintönig und langweilig, also mischte ich das Schreiende und das Langweilige durcheinander, und so hat's vielleicht "eine gute Mischung" gegeben.

Es ist übrigens ein hübscher Raum, weit und groß; dort drüben in der Wand-Mitte eine große Flügelthür, die hinausführt auf den Korridor, zwei ähnliche Thüren links und rechts in den Seitenwänden.

Freilich entsteht daraus der Uebelstand, daß ich keine eigentliche Frontwand in meinem Salon habe. Aber Du siehst, ich habe versucht, dem Uebelstand abzuhelpen und die Mitte des Salons auch zum Centrum gewählt.

Da unter dem Kronleuchter steht der große runde Tisch, ein Meisterstück moderner Tischlerarbeit; und ringsumher siehst Du Fauteuils und Lehnstühle jeglicher Art. Da sind zwei niedrige Sessel mit Gobelin bezogen, die in der kunstvollsten Weise, als wären sie gemalt, schöne Blumenbouquets darstellen.

Diese niedrigen Sessel kamen zuerst in Aufnahme im vorigen Jahrhundert durch eine schöne Frau, welche im Orient ihre Jugend verbrachte und dort von den Türkinnen im Harim gelernt hatte, daß die Augen der Frauen einen gar schwächenden und bezaubernden Aus-

Florenz und München, nach Kopenhagen und Kairo wandern; ich will Dich umherführen im Chano-Chalil von Kairo, auf dem Marcusplatz von Venedig; wir wollen einen Besuch machen im Vatikan und im Harim; wir wollen beten im Dome St. Marco in Venedig, in der Kirche Santa Maria della pace in Rom und in der Mlabastermoschee Mohamed Ali's in Kairo. Du sollst einen flüchtigen Blick auf Capri thun und auf dem Wüstenand von Sakhara ruhen. Willst Du das, Auguste? Willst Du eine Stunde in meinem Salon an meiner Hand einen Spaziergang machen?"

„Ja, ich will,“ sagte sie lächelnd und blickte trotzig nach dem Fenster, an welches eben der heulende Sturm große Regenmassen peitschte.

„Komm in den Salon und laß uns spazieren gehen!“

„Spazieren sitzen, Theuerste,“ sagte ich, indem ich den Arm der Freundin nahm und sie durch den Salon in die breite, tiefe Fensterbank führte, welche, aus dem weiten Gemache vorspringend, die ganze Breite des Salons einnimmt, zwischen den Spiegelpfeilern drei Fenster enthält und zwei kleinere Fenster zu beiden Seiten. „So! Hier in diesem coin turo oder vielmehr egyptien auf dem schwellenden Divan wollen wir uns niederlassen. Aber jetzt wollen wir uns noch nicht mit diesem coin egyptien, meiner Lieblingspartie des Salons beschäftigen, sondern erst einen Blick in dem ganzen Raum umhererschweifen lassen.“

Denke nicht, Auguste, daß ich die Prätension habe, Dir mit meinem Salon ein Wunder von Eleganz zu zeigen oder zu behaupten, derselbe sei nach der neuesten Mode eingerichtet! Ganz im Gegentheil! Mein Salon macht die Prätension, sich durchaus gar keiner Mode unterzuordnen, sondern aus Laune, aus Zufälligkeit, ganz nach meiner Neigung und meinem Wunsche so eingerichtet zu sein, wie es gerade mir gefällt, ganz ohne

Rücksicht auf Mode und Gebrauch. Freilich, die Möbel, die Lehnstühle und Sopha's sind nach der neuesten französischen Mode mit gepufften Polstern und langen Franzen, aber ich bin auch darin von der Mode abgewichen, daß die Möbel nicht übereinstimmen in ihren Stoffüberzügen. Ich habe mir erlaubt zwei Sorten von Ueberzügen zu wählen, und Du siehst da Sopha's und Lehnstühle von dunkelrothem Gobelinstoff, mit den kunstvollsten und in den schönsten Farben leuchtenden eingewirkten Blumenbouquets, und außerdem kleinere Sopha's und Fauteuils von hellgrauem Gobelinstoff mit kleinen seidnen Streublumen überdeckt. Die Möbel alle in Roth zu halten wäre mir zu schreiend gewesen, und alle in Grau zu eintönig und langweilig, also mischte ich das Schreiende und das Langweilige durcheinander, und so hat's vielleicht „eine gute Mischung“ gegeben.

Es ist übrigens ein hübscher Raum, weit und groß; dort drüben in der Wand-Mitte eine große Flügelthür, die hinausführt auf den Korridor, zwei ähnliche Thüren links und rechts in den Seitenwänden.

Freilich entsteht daraus der Uebelstand, daß ich keine eigentliche Frontwand in meinem Salon habe. Aber Du siehst, ich habe versucht, dem Uebelstand abzuweichen und die Mitte des Salons auch zum Centrum gewählt.

Da unter dem Kronleuchter steht der große runde Tisch, ein Meisterstück moderner Tischlerarbeit; und ringsumher siehst Du Fauteuils und Lehnstühle jeglicher Art. Da sind zwei niedrige Sessel mit Gobelin bezogen, die in der kunstvollsten Weise, als wären sie gemalt, schöne Blumenbouquets darstellen.

Diese niedrigen Sessel kamen zuerst in Aufnahme im vorigen Jahrhundert durch eine schöne Frau, welche im Orient ihre Jugend verbrachte und dort von den Türkinnen im Harim gelernt hatte, daß die Augen der Frauen einen gar schmachttenden und bezaubernden Aus-

druck haben, wenn sie dieselben, von niedrigen Sesseln emporschauend, erheben.

Diese Frau war die Gräfin Sophie Potocka, ein armes Bettelkind aus Constantinopel, welche durch ihre Schönheit, Anmuth und Grazie zu einer in ganz Europa berühmten Dame sich emporhob, und der man um ihrer Schönheit willen Alles verzieh, sogar die Chronique scandaleuse ihrer Jugend, sogar daß sie von Einem Gemahl an den Andern sich verkaufen ließ.

Sie war es, die schöne Sophie Potocka, welche am Hofe der Kaiserin Katharina bei einem großen Feste zuerst mit einem Turban erschien. Und nach einem Jahre trug man in allen Salons der großen Welt in Rußland, Deutschland und Frankreich den Turban von weißem Flor mit Brillanten und Blumen und Edelsteinen verziert, wie ihn die Gräfin Potocka zu Petersburg getragen.

Sie war es auch, welche zuerst in ihren Salons, als sie mit ihrem Gemahl, dem General de Witte vermählt war, die niedrigen Möbel einführte, die fast so niedrig sind, wie die Polster der schönen Sklavinnen in Harims der türkischen Damen, welche sie oft in Constantinopel besucht hatte.

Es muß schön gewesen sein, wenn Sophie Potocka auf einem dieser niedrigen Sessel ruhte und mit ihren großen schwarzen Augen, die so schmachkend und so seelenvoll waren, aufschaute zu den Männern, die sie bezaubern wollte oder bezauberte, ohne es vielleicht zu wollen. War sie es doch so gewohnt, daß man ihren Augen das Epitheton „schön“ gab, daß sie eines Tages ganz ernsthaft bei ihrem Arzt sich beklagte: „ach, Doktor, meine schönen Augen thun mir weh.“

Wir haben hier im Berliner Museum ein Porträt der schönen Gräfin Potocka. Es ist in Pastell gemalt, und die Farben sind etwas verblichen, doch zeigt es noch

die zarte und schwärmerische Schönheit der Gräfin, und man begreift es, daß diese großen Augen, die wie Sterne aus dem bleichen Antlitz hervorschauen, Jedermann entzücken und zur Begeisterung hinreißen konnten. —

Wirf jetzt einen Blick auf das bunte Durcheinander, welches leider zum Theil die schöne Intarsia-Platte meines runden Tisches bedeckt. Da sind Albums aller Art. Ich bitte Dich aber, sieh' sie nicht an, öffne sie nicht. Wir haben nicht nöthig, zu diesem Kunstmittel der Conversation unsere Zuflucht zu nehmen, wie man das jetzt in der Gesellschaft so oft thut. Tritt eine Pause ein in der Conversation, weiß man nicht mehr, was man reden, wovon man sich unterhalten soll, ist die ganze Chronique scandaleuse erschöpft, findet sich kein Sänger oder keine Sängerin mehr, welche mit ihrer Dilettantenmusik die Pausen ausfüllen und uns zwingen, mit lächelnden Lippen und freundlichen Mienen ein „Bravo! Bravo!“ zu rufen, ist das Alles erschöpft, so greift man zuletzt mit krampfhaftem Zucken nach irgend einem Album, das auf dem Tische liegt, schlägt es auf und betrachtet die Porträts, fragt nach den Namen und starrt diese grauen Gestalten mit den steifen Köpfen und dem manierirten Lächeln eins nach dem andern mit stummer Neugierde an.

Nein, öffnen wir keine Albums, selbst nicht dieses große Buch hier, obwohl es keine photographischen Porträts enthält, sondern sehr schöne Landschaften darstellt im Buntdruck.

Es ist die Reise des Herzogs Ernst von Coburg nach Afrika, der interessante Text erläutert mit interessanten Bildern. Ein Geschenk, welches mir der Herzog bei seiner Rückkehr machte, und das um so werthvoller ist, da man dieses Werk durch den Buchhandel nicht beziehen kann.

Oben auf dem großen Buche des Herzogs liegt ein Briefbeschwerer von weißem Marmor mit einem schönen gemalten Bouquet darauf. Das ist ein Geschenk der

Herzogin von Coburg, ein Geschenk, das sie mir zum Andenken gab, als ich das letzte Mal bei ihr zum Besuch in Coburg war.

Die Herzogin Alexandrine ist nicht blos eine der edelsten, liebenswürdigsten und angenehmsten Frauen, sondern sie ist auch eine Künstlerin, und ihre nach der Natur gemalten Blumen würden einem Hemeskert selbst Ehre machen.

Unweit von diesem Briefbeschwerer liegt das Juwel Alles dessen, was in meinem Salon vereinigt ist, liegt ein Kopf aus rosso antico, die Augen von pietra dura, einer der seltenen Schätze, zu denen man nur durch einen glücklichen Zufall gelangt. Es ist der Kopf eines jugendlichen Bacchus und er stammt aus den Bädern des Caracalla in Rom, wo er wahrscheinlich in irgend einer der Marmorwände eingefügt war. Man sieht noch zu beiden Seiten des lockigen Haupthaars einen Theil der glatten Marmorwand, ebenso auch am hinteren Theil des Kopfes. Sieh ihn an, diesen jugendlichen Bacchus mit den großen, weit geöffneten Augen, mit dem lächelnden, von leichtgekräuselttem Bart umgebenen Munde, ist er nicht das Ideal eines Mannes, und ist nicht das Volk zu beneiden, welches mit solchen Kunstwerken seine Häuser und seine Bäder schmücken konnte?

Bei meiner letzten Anwesenheit in Rom im Jahre 1871 wollte man mir abrathen, die Bäder des Caracall zu besuchen, weil es dort in der einsamen abgelegenen Gegend sehr unsicher sein sollte.

Im Hôtel Minerva an der table d'hôte erzählten mir die Herren, welche uns gegenüber saßen, erschreckliche Geschichten, die in den letzten Tagen gerade sich zutragen hätten. Ein junger reicher Engländer wäre allein nach den Bädern des Caracall gewandert, und zwei Räuber hätten auf dem einsamen Wege ihn überfallen und ihm seine ganze Reisebaarschaft abgenommen.

Der Engländer hatte an der table d'hôte diese Schreckensgeschichte erzählt, und ein geistlicher Herr aus Wien hatte sich davon warnen lassen; aber begierig, dennoch die Bäder des Caracalla zu besuchen, hatte er vorher wenigstens seine ganze Baarschaft dem Wirth des Hôtels Minerva übergeben.

Auch auf seinem Wege hatten sich Räuber gefunden, die ihn fest hielten und seine Taschen untersuchten, und da sie in denselben kein Geld fanden, nicht einmal eine goldene Uhr, die des Nehmens werth gewesen, gaben sie dem armen Manne Etwas, das heißt: eine tüchtige Tracht Schläge zur Strafe dafür, daß er ohne Geld gekommen. — Der Refrain dieser Geschichten also war, man dürfe es nicht wagen, nach den Bädern des Caracalla zu gehen.

Ich aber berieth mich mit meinem „domestique de place“, zu dessen gutem Muth, sowie zu seiner Kenntniß des römischen Lebens ich vollkommenes Vertrauen haben konnte, und er erklärte, daß ich zu Wagen, unter seinem und des Kutschers Schutz, sehr gut die Fahrt mit meiner Tochter machen könne, und daß nicht die geringste Gefahr uns bedrohe.

Also unternahmen wir sie, zum höchsten Ergötzen meiner Tochter; nur daß sie vorher, der Geschichte des armen geldlosen Geistlichen gedenkend, mir einige Napoleond'or in das Portemonnaie steckte.

Es ist wahr, die Fahrt nach den Bädern des Caracalla ist einsam, und der öde Weg führt außerhalb des jetzigen bewohnten Roms durch ziemlich wüste Strecken dahin. Man hatte auf dem Wege in Folge jener Geschichten ein unangenehmes Gefühl von Aengstlichkeit und Gruseligkeit. Hier und dort traten uns auch wohl hinter den Bäumen, die am Wege standen, einige verwegene Gestalten entgegen. Doch zu unserer Beruhigung gewahrten wir überall auch Posten von Soldaten mit geschulterten Gewehren aufgestellt. Und also gelangten wir unaufgehalten

und ungefährdet hin zu den großen majestätischen Ruinen, durch deren weit geöffnete Portale man einst die Schaar der jubelnden Römer einließ, und die jetzt von rohen zusammengefügtten Bretterthüren verschlossen waren.

Vergeblich war unser Klopfen an diese improvisirte Pforte. Alles blieb still darin. Endlich gewahrten wir eine Inschrift, die an der Bretterwand sich befand, und mit rother Kreide war da geschrieben: „Caracalla ist nicht zu Hause! Caracalla ist zum Essen gegangen.“ Und so mußten wir denn, um nicht unverrichteter Sache heimzukehren, vor den verschlossenen Thüren auf den Steinen nieder sitzen und warten, bis „Caracalla“ wieder vom Essen zurückkehrte.

Neben meinem schönen Bacchuskopf aus den Bädern des Caracalla steht auf dem runden Tisch auf braunem Dreifuß nach pompejanischem Muster eine metallene Schale, eine Nachbildung jener Schale aus dem berühmten Silberfund, den Soldaten beim Aufgraben von Schanzen in Hildesheim machten. Es ist die Schale mit der sitzenden Gestalt der Minerva, dieses Wunderwerk antiker Kunst, das in seiner zarten Ausführung und dem edlen Schwung der Formen und Linien ein erneuerter Beweis jener erhabenen Kunstvollendung der Alten ist.

Selten hat irgend ein entdecktes Werk eine solche Aufregung in der Kunstwelt hervorgebracht, als jener Hildesheimer Silberfund, welcher Alles überragte, was Benvenuto Cellini oder die anderen großen Eiselenrs aller Zeiten geschaffen haben, und welches in seiner Schönheit und Kunstvollendung allen Bildhauern als ein unerreichbares Ideal sich darstellte. Selbst die berühmte Warwivase, deren Ornamente und Masken sonst allen Künstlern als erhabenes Modell gedient haben, war in den Schatten gestellt von diesen Schalen und Vasen und Bechern des Hildesheimer Silberfundes.

Einer unserer bedeutendsten modernen Bildhauer erzählte mir am Tage der ersten Ausstellung dieser Schätze von ihrer Herrlichkeit und Schönheit, und ganz verzweifelt und ganz begeistert zugleich meinte er, er hätte ein Gefühl, als möchte er Alles, was er selbst geschaffen, zerbrechen, um wieder von vorn anzufangen und in die Schule zu gehen bei diesen wundervollen Kunstschätzen!

Neben dieser Schale steht in der Mitte des Tisches eine schlanke hohe Marmorvase mit einem Bouquet von französischem Porzellan.

Diese Blumen von französischem Porzellan haben indeß gar keine Ähnlichkeit mit jenen Weißner Porzellanblumen, wie wir sie an den Spiegeln und Kasten und Tassen des vorigen Jahrhunderts in hoch aufliegender Arbeit sehen. Sie sind in feinsten Durchführung ganz genau der Natur nachgebildet, die Porzellanblätter so fein und zierlich und durchsichtig wie die wirklichen Blätter der Rosen und anderen Blumen.

Nun, Theuerste, laß Deine Augen zuerst ein wenig an den Wänden spazieren gehen. Da dicht neben der Flügelthür, die nach dem Corridor hinaus führt, siehst Du links und rechts auf bronzenen Untersätzen Statuetten von Marmor. Das sind kleine, sehr fein ausgeführte Nachbildungen des „Dornausziehers“ und der „Nymphen“ aus der herrlichen Antiken-Sammlung zu Florenz.

Ich kaufte diese Marmorstatuetten vor einigen Jahren auf einer Auktion, die eine ziemlich tragische Veranlassung hatte.

Eine Dame, deren Haus berühmt war als Mittelpunkt für die gute Gesellschaft von Berlin, und in deren Salon Künstler und Dichter, Staatsmänner und Gelehrte sich sammelten, hatte bei einem früheren Aufenthalt in Florenz sich unter vielen anderen Kunstschätzen auch diese beiden Statuetten gekauft, die in ihrem Salon prangten.

Es geschah ihr, was Jedem geschieht, der in Italien

längere Zeit gewohnt und aus der Fontana Trevi in Rom das sprudelnde Quellwasser getrunken. Sie empfand in Berlin eine stete Sehnsucht nach Rom, nach Italien überhaupt, und trotz ihrer angenehmen gesellschaftlichen Stellung beschloß sie, doch wieder den Winter in Rom zu verbringen. Wohl bedacht, sich und ihre Reichthümer vor jedem Unfall zu sichern, packte sie ihre Juwelen und Werthpapiere in eine Cassette und übergab sie einem jungen Manne, der seit vielen Jahren in ihrem Hause Wohlthaten genossen und Gastfreundschaft empfangen, damit er sie nach der Bank zur Deponirung in den feuerfesten Gewölben derselben hintrage.

Am andern Morgen kam der junge Mann, um die Dame, seine Wohlthäterin, zur Eisenbahn zu begleiten, und er übergab ihr zugleich den Schein über die Ablieferung der Cassette.

Madame begab sich nun nach Italien, verlebte dort einen schönen, glücklichen Winter und kehrte im Frühling zurück nach Berlin.

Der junge Freund empfing sie nicht auf der Eisenbahn. Er war seit einigen Monaten nicht mehr in Berlin anwesend und hatte seiner Gönnerin nicht geschrieben.

Sie begab sich also persönlich nach der Bank und empfing gegen Auslieferung des Scheins ihre Cassette. Sie war wohl verschlossen und unbeschädigt, ganz so, wie sie dieselbe dem jungen Manne übergeben hatte. Madame öffnete dieselbe, um die Juwelen und Papiere wieder hervorzuheben. Aber man denke sich ihren Schrecken, als sie statt des kostbaren Inhalts, den sie selber hineingelegt, die ganze Cassette nur mit Steinen und werthlosen Druckpapieren beschwert fand!

Es war das ganze Vermögen der Dame, welches in der Cassette sich befunden, mehr als hunderttausend Thaler in Werthpapieren und zwanzigtausend Thaler in Juwelen!

Die Dame wandte sich natürlich klagend und voll

Entsetzen zuerst an die Bank, der man ihre Cassette übergeben. Doch es ward ihr achselzuckend erwidert, daß man dafür nicht einstehen könne, was die Cassette enthalten habe; sie sei verschlossen zur Aufbewahrung übergeben und verschlossen wieder ausgehändigt worden.

Nun wandte die Dame sich an den alten Vater ihres jungen Schützlings und begehrte von ihm die Adresse des Sohnes.

Aber noch bevor sie einen Brief an ihn abgefaßt, stellte der Sohn sich selber bei ihr ein. Zerknirscht und reuevoll, ganz verzweifelt gestand er ihr, daß er allerdings das Verbrechen begangen und seine Wohlthäterin ihres ganzen Vermögens beraubt habe; nicht aber in der Absicht, sie zu bestehlen, sondern weil ein Traum ihm gesagt: „Du wirst am Spieltisch Dein Glück machen!“ Dieser Traum hätte ihn drei Nächte hinter einander verfolgt, und gerade an dem Tage nach dem dritten Traume wäre es geschehen, daß seine Wohlthäterin ihm die Cassette übergeben. Da wäre es ihm gewesen, als habe der Traumgott ihm dies Mittel an die Hand gegeben, um seine Zukunft zu begründen. Er hatte mit der Cassette sich in seine Wohnung begeben, und es war ihm gelungen, dieselbe zu öffnen. Er hatte das Geld und die Brillanten aus derselben entfernt, ihr die neue Füllung gegeben und sie sodann auf die Bank getragen, wo man dieselbe arglos ihm abgenommen. Dann hat er die Papiere in Geld umgesetzt, die Juwelen in Frankfurt und Hamburg verkauft und mit diesem Vermögen von 130,000 Thalern sich nach den Spielbädern begeben, um dort „sein Glück zu machen.“ Er wollte ja nur das Geld entleihen von seiner Wohlthäterin und dann, wenn er selber damit sich ein Vermögen erspielt, dann wollte er ihr reuevoll ihre Schätze zurückgeben und bekennen, was er gethan. So war seine Meinung, und mit dieser begab er sich an die Spielbank in Wiesbaden. Die ersten Tage gewann er; das gab ihm

neuen Muth und bestärkte ihn in dem Glauben, daß der Traumgott ihm sein Glück wirklich gekündet.

Aber nach den anfänglichen Gewinnen kamen die Verluste und steigerten sich täglich, und nach vierzehn Tagen des verzweiflungsvollen Ringens war Alles verloren, Alles!

Er klagte es seiner Wohlthäterin unter Thränen; er sagte ihr: „Sie können mich jetzt noch unglücklicher machen, Sie können meinen Vater, der Nichts von allem diesem weiß, zur Verzweiflung treiben, Sie können mich vor Gericht anklagen. Aber was würde es Ihnen helfen? Sie würden nur das Glück meiner armen, redlichen Familie für immer zerstören, aber Sie würden von Ihrem verlorenen Gelde nicht einen Thaler wieder erhalten; denn ich bin so arm, wie ich immer gewesen. Ich würde entweder zum Selbstmörder werden, oder man würde mich, wenn ich es überlebte, auf lange Jahre ins Zuchthaus senden. Was hätten Sie davon? Und was könnte Ihnen das nützen? Es wäre nur eine Rache, aber es brächte Ihnen keinen Vortheil. Lassen Sie mich also frei von daunen gehen. Ich will nach Amerika gehen und dort versuchen, Geld zu erwerben. Ich will jedes redliche Mittel anwenden, um zu arbeiten und Geld zu verdienen. Und was ich habe, das soll Ihnen gehören. Ich ver-
schreibe Ihnen mein ganzes Leben. Nehmen Sie es an als Buße.“

Und da seine arme, betrogene Freundin einsehen mußte, daß er Recht hatte, daß eine Klage vor Gericht sie nicht wieder in den Besitz ihres Geldes setzen würde, so entsagte sie der Klage wie der Rache. Sie gab von dem ihr noch gebliebenen Gelde, das sie von ihrer Reise heimgebracht, dem Betrüger Geld zur Fahrt nach Amerika und ließ ihn abreißen. Und dann veranstaltete sie eine Auktion, verkaufte alle ihre schönen, gesammelten Kunstschätze, Alles, was ihr von den frühern Tagen ihres Glanzes noch

geblieben, und die paar Tausend Thaler, welche aus der Auktion ihr zufielen, waren nun ihr einziges Besitztum, mit welchem sie sich in irgend eine kleine Stadt zurückzog.

Ich habe seitdem Nichts von ihr vernommen und weiß auch nicht, ob ihr Unterstützungen von dem Treulosen, dem nach Amerika Gewanderten zugeflossen sind.

Neben dem Dornauszieher drüben an der Wand über dem hoch geschweiften Sopha hängt ein ziemlich großes Delgentälde, eine Copie des Raphael'schen Frescogemäldes aus der Kirche Santa Maria della pace in Rom, das vier Sibyllen darstellt, wie sie von ebenso vielen Engeln ihre Weissagungen erhalten, eine der herrlichsten Compositionen des großen Künstlers.

Es knüpft sich an dies Gemälde der Sibyllen eine anmuthsvolle Sage.

Raphael, so meldet sie, habe durch Bramante Gelegenheit gefunden, die Sibyllen des Michel Angelo, welche dieser auf Befehl des Papstes in der Sixtinischen Kapelle malte, zu betrachten, noch bevor dieselben irgend Jemand sonst gesehen. Und dann habe der jüngere Meister, den man immer zugleich als den Nebenbuhler und Neider Michel Angelo's betrachtete, dem Verlangen nicht widerstehen können, auch eine Darstellung der Sibyllen zu unternehmen.

Während Michel Angelo weiter malte an seinen Sibyllen in der Sixtinischen Kapelle, begann auch Raphael seine Sibyllen zu malen in der Kapelle des Agostino Chigi, in der Kirche Santa Maria della pace. Noch bevor die Sixtinische Kapelle vollendet und den Beschauern geöffnet ward, hatte Raphael mit seiner raschen Meisterhand sein Gemälde von den Sibyllen beendet.

Für das Bild hatte sich Raphael von dem Kassirer des Fürsten Agostino Chigi schon im voraus fünfshundert Scudi zahlen lassen.

Als das Gemälde vollendet war, begehrte Raphael den Rest des Honorars, allein der Beamte des Fürsten behauptete, die fünfhundert Scudi seien die ganze Kaufsumme gewesen. Da verlangte Raphael, daß sein Gemälde von einem Kunstverständigen abgeschätzt werden solle.

Der Kassirer des Fürsten Chigi wandte sich deshalb an Michel Angelo, welcher in dieser Zeit mit flammendem Aerger sich oft darüber geäußert, daß Raphael heimlich seine Sibyllen angeschaut und das Gegenstück derselbe heimlich geschaffen.

Michel Angelo begab sich, begleitet von seinen Schülern, in feierlichem Aufzug nach der Kirche Santa Maria della pace, und lange stand er da in tiefer Betrachtung des großen Frescobildes.

Dann erklärte er das Werk als eins der herrlichsten und schönsten des Raphael, und es sei zum mindesten geboten, daß jeder Kopf der Figuren allein mit hundert Scudi bezahlt werde.

Demgemäß, da das Gemälde elf Figuren enthält, hatte der Kassirer des Fürsten dem Künstler noch sechshundert Scudi nachzuzahlen.

Fürst Agostino Chigi gab dem Kassirer den Befehl dazu und schärfte ihm ein, dem Raphael Urbino mit diesen nachgezählten sechshundert Scudi auf recht höfliche Weise zufrieden zu stellen, „weil“, wie er sagte, „er zu Grunde gehen müsse, wenn der Künstler auch die Gewänder noch in Rechnung bringen würde.“

Und also empfing Raphael nach vielem Streit für sein riesengroßes, meisterhaftes Frescogemälde der Sibyllen nur die Summe von elfhundert Scudi. Eine Summe, die unsern modernen Malern für kleine Bilder von kaum drei Fuß Länge willig und freudig ausbezahlt wird.

Nur der Fürsprache und dem Urtheil des Michel Angelo verdankte es Raphael überhaupt, daß er diese Summe erhielt, und doch vermeinten die Schüler Raphael's

wohl, der große Buonarrotti sei ein Neider und ein Gegner ihres Meisters.

Vielleicht war aber das Gegentheil der Fall, und wenn auch nicht Raphael selbst, so waren es doch seine Schüler sicherlich, welche den großen Michel Angelo mit ihrer Feindschaft und mit ihrem Neide verfolgten.

Sehr schön hat Friedrich Hebbel diesen Neid und diese Feindschaft, welche den großen Buonarrotti überall verfolgte, in seinem Drama „Michel Angelo“ dargestellt.

Dieses Drama ist für mich überhaupt das schönste Werk des Dichters Friedrich Hebbel, der, wenn er auch vielleicht nicht ganz die erhabene Stelle einnahm, die er selber sich gab, doch sicher zu den größten Dichtern unsrer Nation gerechnet werden kann. Und unter allen seinen Werken erscheint mir der „Michel Angelo“ als das schönste und das vollendetste.

Da drüben neben dem kleinen gemalten Marmortisch, der vor der Staffelei steht, auf welcher eine große Photographie aufgestellt ist, siehst Du ein Buch liegen. Das ist der Michel Angelo von Hebbel. Jene Stelle dort bei der Staffelei hat für mich ungefähr die Bedeutung, welche in den alten Häusern der Römer der Altar der Laren hatte. In jeder Woche stelle ich auf die Staffelei eine andere große Photographie, die irgend ein Meisterwerk der alten Kunst darstellt. In jeder Woche lege ich auch auf den Tisch dort ein anderes Werk irgend eines großen Dichters und erquickte mich im Beschauen des Bildes und erhebe mein Gemüth, indem ich von Zeit zu Zeit das Buch aufnehme und irgend eine Stelle aus demselben lese. In dieser Woche liegt Michel Angelo von Hebbel auf dem „Larentisch“.

Neben dem großen Bilde Raphael's hängt an der Seitenwand eine Copie der Raphael'schen Madonna Colonna, dieses Meisterwerkes in der Darstellung von Jungfräulichkeit, Zartheit, Grazie und Unschuld.

Unter dem Madonnenbild steht ein schöner Schrank von der Pariser Ausstellung 1867, den mir ein Freund von dorthier zum Geschenke mitgebracht.

Es ist ein Bouleschrank. Diese Boulearbeiten, aus Schildpatt und Metall zusammengefügt, galten auch vorzugsweise für französische Fabrikation, und doch war ihr Erfinder ein Deutscher, Namens Buhl, der freilich mit seiner Erfindung nach Paris auswandern mußte und dort erst sie zur Geltung bringen konnte. Dafür hat er auch seinen Namen französischen und seine Erfindung von Franzosen ausbeuten lassen müssen. Auf der oberen Marmortafel des Schrankes steht zwischen zwei farbigen Statuetten schöner Egyptianerinnen eine kleine Schale, die nicht bloß ihrer schönen Arbeit und Form, sondern auch ihrer historischen Bedeutung wegen Werth hat.

Diese Schale, auf zierlichem, schlankem Fuße ruhend, ist candelirt, von reizender Form, gearbeitet aus Kupfer, das mit jener schönen hellblauen Emaille überzogen ist, die Jahrhunderte lang ein Geheimniß der Fabrikanten in Limoges war. In die Emaille eingelassen sind kleine Edelsteine und Perlen, zu niedlichen Arabesken ver-
schränkt.

Es ist eine Arbeit aus der Zeit Ludwig XIII. und für mich noch besonders werthvoll, weil es ein Geschenk des Herzogs von Coburg ist, das mir derselbe im Jahre 1870 aus Frankreich nach Kairo zum Geschenk sandte. Du siehst, es liegt ein Zettel dabei, und ich lese Dir den Inhalt des Zettels vor, er lautet: „Versailles, den 30. Dezember 1870. Schale aus emailirtem Kupfer aus der Zeit Ludwig XIII., unter dem Schutte des Schlosses von St. Cloud gefunden. Andenken aus schweren, großen Tagen von Ihrem alten Freunde Ernst“. — Weiterhin an der Wand, an der anderen Seite der Thür, siehst Du hüben und drüben über dem kleinen französischen Divan in der Mitte der Gemälde ein Paar Nivocospiegel.

die ich mir als kostbare Errungenschaft von meiner letzten Reise aus Venedig mitgebracht habe.

Diese Spiegel sind noch aus jenen Tagen, als die Venetianer es liebten, in der Mitte der Spiegel Figuren einzuschleifen und den Rand mit Arabesken zu umgeben. Auf einem der Spiegel befindet sich eine tanzende Nymphe, und drüben auf dem andern ein Mars.

Die holzgeschnitzten Rahmen zeigen in ihrer Vergoldung noch einen Glanz und eine Pracht, die nicht ahnen läßt, daß die Rahmen wie die Spiegel schon über zwei Jahrhunderte alt sind.

Aber wende jetzt den Blick zu diesen beiden andern Spiegeln, welche an den vorspringenden Seitenflügeln der Nische hängen, und betrachte die Bouquets, welche neben den großen türkischen Vasen auf der Marmorconsole der Spiegel stehen.“

„Bouquets nennst Du das?“ fragte Auguste lachend. „Diese Dinger, die wie aus Stroh und Asche fabricirt sind, nennst Du Bouquets?“

„Betrachte dies Stroh mit Ehrfurcht und habe Respekt vor dieser Asche, meine leichtfertige Freundin! Denn weißt Du, was dieses Stroh oder vielmehr diese getrockneten Palmblätter bedeuten? Höre mir zu, und neige ehrfurchtsvoll Dein schönes Haupt. Papst Pius IX. gab mir diese Zweige, als ich im vorigen Jahr um die Osterzeit in Rom mich befand. Es war bei Gelegenheit der letzten großen Audienz, welche Sc. Heiligkeit am Vorabend des Palmsonntags erteilt. Ich hatte mich ganz in Schwarz gekleidet, denn der Papst empfängt nur Damen in schwarzer Kleidung. Und die Etiquette verlangt, daß man bei solchen Audienzen ohne Handschuhe und ohne Hut erscheint, nur das Haupt mit einem schwarzen Schleier bedeckt, der das Gesicht indeß nicht verhüllt.“

Im großen Vorfaal der Privatgemächer Sr. Heiligkeit hatten wir uns, mehrere hundert Herren und Damen, versammelt. Alle Blicke waren im erwartungsvollen Schweigen nach der großen Flügelthür gerichtet, durch welche der Papst eintreten mußte.

Jetzt öffnete sich die Thür, und zwei Kämmerer erschienen in derselben. Dann kam der Papst, und bei seinem Erscheinen warfen die Gläubigen alle sich auf die Kniee nieder und beugten tief ihr Haupt zur Erde vor dem Stellvertreter Petri.

Langsam dann, auf einen Wink des Papstes, erhoben sie sich wieder, und er begann nun mit voller melodischer Stimme seine Ansprache und seinen Ostergruß an die Gläubigen.

Es waren nur einige wenige Worte und dann schritt er vorwärts und ließ von den nachfolgenden Dienern, welche eine Masse von geflochtenen Palmzweigen trugen, sich einen nach dem andern solche Zweige darreichen, um sie zu vertheilen. Und bei jeder solchen Gabe neigte er freundlich lächelnd sein Haupt.

Als der Papst mir mit seinem schönen, milden Lächeln und seinem freundlichen Blicke die Palmzweige darreichte, sank ich nicht wie die Andern auf die Kniee nieder: ich unterließ es nicht aus Mangel an Ehrfurcht, sondern ich that es, weil mir schien, ich würde mich durch dieses Knieefallen einer Sünde theilhaftig machen und den Papst getäuscht haben, indem ich ihn glauben ließ, ich sei ein Katholikin.

Er verstand vielleicht, weshalb ich nicht kniete, denn er nickte mir zweimal noch freundlich zu, ging dann weiter und schaute noch einmal zu mir zurück und nickte wieder.

Und nun das Bouquet aus Asche dort drüben? Das habe ich mir selber gepflückt in der Wüste. Also, Respekt vor diesen aschfarbenen Stielen mit den aschfarbenen

Blättern. Es ward mir sauer genug, als ich im brennenden Sonnenschein in der Mitte der Wüste anhielt und von meinem weißen Esel, Namens Bismarck, niederstieg, um mir diese Blumen, die einzigen, welche auf dem gelben Sande der Wüste sich erhoben, zu pflücken.

Es war auf meinem Ritt nach Sakkara, wo ich die Stufenpyramiden und die Serapisgräber besuchte. Bis Petreschin waren wir mit dem Dampfboot gefahren, welches der Aethiobe mir zu der Reise zur Verfügung gestellt. Dort standen für uns, das heißt für mich und für die Gesellschaft, die ich mir zu dieser Reise eingeladen, die Esel bereit, zweiunddreißig an der Zahl.

Nach zweistündigem Ritt hielt ich neben einem Büschel solcher grauer Blumen, der einzigen Unterbrechung auf der weit sich dehrenden, gold schimmernden Sandfläche, zu der die gebrochenen feingrauen Töne der Pflanze so merkwürdig gut stimmten. Ich nahm sie sorgsam mit und du siehst sie nun hier, wo sie freilich nicht so gut hineinstimmen in das Ganze, wie in ihrer Heimath, der Wüste.

Ich wollte, Auguste, ich könnte bei dieser Gelegenheit Dir den Eindruck schildern, welchen die Wüste auf den Beschauer macht! Doch das ist ebenso unmöglich, als wollte ich Dir den Eindruck des gewaltigen, großartigen, stürmenden Meeres schildern. Die Urkraft der Natur in ihrer ungeheuren Macht und Gewaltigkeit stellt sich Dir dar in dem brausenden, schäumenden und grollenden Meer. Und gerade im Gegensatz zu diesem zeigt sich Dir in der Wüste die Natur in ihrer hehren, schweigenden Ruhe, feierlich still, großartig und allgewaltig, wie ein erstarrtes Meer.

Zuweilen fliegen Schatten über, die gelbe Fläche dahin, Schatten, von denen man nicht begreift, woher sie kommen, denn der tiefblaue Himmel erscheint ganz

unbewölkt. Der Wind hat dann hier oder dort irgend eine kleine Sandwolke emporgetragen, und diese ist es, welche weithin ihre dunklen Schatten sendet.

Zuweilen pfeift es durch die Luft in fetsam geisterhaften Tönen, wenn der Wind an irgend einem der Sandhügel oder an irgend einem der kleinen Felsen, die hier und dort aus dem Sande sich erheben, sich bricht. Und wie das Meer in seiner Tiefe unendliche Schätze und Tausende von Menschenleichen birgt, so ist es auch mit dem erstarrten Wüstenmeer. Du hast nur nöthig, mit Deiner Hand ein wenig in dem tiefen Sand zu wühlen und Du wirst Stückchen grauer Leinwand finden, oder kleine blaue Perlen, oder vielleicht auch gar einen weißen Menschenknochen, oder irgend ein kleines Amulet.

Ja, es ist ein wunderbarer Anblick, welchen die Wüste Dir darbietet, Alles gelb und grau, und darüber der tief blaue Himmel.

Wir sind zuweilen stundenlang geritten und haben keine andere Farbe um uns gesehen, als nur Gelb und Blau mit grauen und tiefvioletten Tinten.

Betrachte Dir jetzt die Aquarelle dort unter dem venetianischen Spiegel, eine Ansicht von der Wüste, den Pyramiden und der Sphinx, die Copie einer schönen Aquarelle von Fiedler, und nun blicke auf das Gemälde daneben. Es ist der größte Contrast des Wüstenbildes, doch ist es auch ein Bild aus Egypten, das Bild einer Mondnacht in Kairo, ein schönes Andenken, welches mir ein befreundeter Maler in Kairo, Viktor Lori, gemalt hat.

Glaube nicht, daß das übertrieben ist, ganz so blau, so strahlend, so wunderbar leuchtend sind die Mondnächte in Kairo, ganz wie durchsichtiger Ultramarin erscheint die Luft, viel schöner in ihrer intensiven Farbe, wie die berühmte Grotte in Capri. Sieh, wie aus der tief

blauen Luft sich die zarten Linien und Contouren der Citadelle von Kairo abheben. Dort die kleinen, gelben Punktchen, welche die Minarets an ihren Spitzen bekränzen, bedeuten die Lampenlichter, welche im Monat Ramadan, dem heiligen Mondmonat, von allen Spitzen der Minarets glänzen.

Laß uns jetzt weiter gehen; wirf einen Blick auf diese Copien der Murillo'schen Bettelkinder und sieh Dir dann den Kasten dort neben der Thür an, eine Nürnberger Arbeit aus dem sechszehnten Jahrhundert. Auch das Schloß ist merkwürdig. Man gebraucht nämlich zwei Schlüssel. Der eine verschließt den Kasten und vermag ihn nicht zu öffnen, und der andere öffnet ihn nur und vermag ihn nicht zu schließen.

Ueber dem Kasten hängt ein großes Oelbild, eine schöne Frauengestalt: Charlotte von Hagn, in der Schönheit ihrer Jugend darstellend. Es ist das Porträt, das Kammerherr von Arnim, genannt Witt-Arnim, ein bekannter Verehrer der schönen Künstlerin, sich malen ließ und das, als es vollendet war, Charlotte ihm nicht auslieferte, sondern für sich behielt.

Später, als sie nach ihrer unglückseligen Verheirathung mit dem Herrn von Oden Berlin verließ, schenkte sie mir zum Andenken dieses Porträt.

Es war doch eine schöne Zeit, als wir auf unserer Berliner Bühne noch die beiden großen Künstlerinnen, Auguste Krelinger und Charlotte von Hagn neben einander besaßen. Die Eine groß in der Tragödie, von stolzer, erhabenen Schönheit; die Andere ebenso groß in dem Lustspiel und Conversationsstück. Voll reizender Koketterie, voll süßer Anmuth, schwärmerisch und grazios, neckisch und immer voll zierlichen, bestrickenden Liebreizes, das war Charlotte von Hagn.

Ich gedenke immer an sie, wenn ich auf unserer Bühne jetzt „den Viconte von Letortières“ oder „die

Erziehungsergebnisse," oder irgend eins der andern Blumen-
schen Lustspiele, die alle für Charlotte von Sagan ge-
schrieben wurden, anschauen muß, und ich kann dann
nur die Achseln zucken und mitleidig lächeln über die
Epigonen der großen Künstlerin.

Nun komm, Auguste, nun laß uns nach der großen
Fenster-Nische gehen, und auf dem langen Divan lagernd,
sollst Du dich umschauen in meinem coin turque.

Zuerst bitte ich Dich, Dir die Statuette zu be-
trachten, welche vor uns in der Mitte des Eingangs der
Nische auf dem runden Tische steht, der nach türkischer
Art vergoldet und roth bemalt ist. Nicht wahr, das ist
eine prächtige Gnomengestalt, so gedrungen, so markig
die Glieder, und so kräftig ausschreitend stemmt er den
Fuß auf und trägt auf den gehobenen Armen, an denen
man die angespannten Muskeln sieht, einen großen Block
von Stein. Es ist ein Werk von dem Bildhauer Gilli,
das Original gehört dem Prinzen Karl von Preußen,
und Se. Königliche Hoheit erlaubten mir auf meine Bitte
mir von demselben eine Copie anfertigen zu lassen.

Beim Prinzen Karl trägt dieser Gnom einen
Malachitblock. Bei mir, wie Du siehst, einen Block aus
orientalischem Marmor. Das ist auch ein Andenken aus
Kairo, ein Stück von einer Säule der Marmormoschee
Mohamed Ali's oben in der Citadelle, das mir zum
Andenken mitgegeben ward.

Es ist ein gewichtiges Stück und trotz seiner Dicke
ganz so durchsichtig wie die beiden Marmorsäulen auf
der Tribüne der Kirche St. Marco in Venedig, hinter
welche der herumführende Diener ein Licht zu halten
pflegt, damit Du die Durchsichtigkeit des Marmors er-
kennen kannst.

Und nun wende Dich rückwärts und schau Dir meine
schönen Fenstervorhänger an, meine Mecharabijen. Das
sind Fenster, wie die Damen im Harim von Kairo sie

haben, und die ich mir von dort mitgebracht habe. Sieh
diese kleinen Gucklöcher hier in der Mitte, die dienen den
Schönen im Harim zum Hinausschauen, wie es ihnen
erlaubt ist, wenn sie das Haupt verschleiert haben.

Freilich dort in dem gesegneten Lande Egypten, in
dem himmlischen Klima, sind die Mecharabijen die einzige
Verkleidung der Fenster, und man hat nicht nöthig,
Glascheiben hinter denselben anzubringen. Die Luft
dringt ein durch das kleine Gitter und bringt ein wenig
Kühlung und ein wenig Zug in das Frauengemach.

Aber ich arme kann meine Mecharabijen hier nur
als Fenstervorhänger benutzen und nur die großen Glas-
scheiben damit verdecken.

Diese großen Glascheiben sind auch ein Luxus unserer
neuere Zeit, den unsere Großeltern noch nicht kannten.
Sind es doch nicht viel über hundert Jahre her, daß
man in kleinen Städtchen und Ortschaften sich noch mit
gutem Pappier statt des Glases begnügte. Selbst in
Paris gab es vor hundert Jahren noch Handlungen, die
auf ihren großen gemalten Schildern anzeigten, daß man
hier das Pappier für die Fenster erhalte, und daß sie
es seien, deren Agenten ganz Europa mit ihrem Pap-
pier versorgten.

Unglaublich erscheint es uns, wenn wir durch unsere
klaren Glasfenster sehen, daß man viele Jahrhunderte
lang sich begnügen konnte, im Schatten gebleichten Papiers
in seinen Zimmern sich aufzuhalten; um so unglaublicher,
da man jetzt weiß, daß es im Alterthum schon Glas-
fenster gab, und daß also diese wichtige Erfindung lange
Jahrhunderte vergessen und verloren gehen konnte.

Glücklich wir, die wir den Tag eindringen lassen
durch unsere klaren durchsichtigen Glasfenster; ach, und
doch unglücklich wir, die wir genöthigt sind, gegen die
Rauhheit des Klimas uns abzusperren durch unsere
klaren, durchsichtigen Glasfenster.

Die schönen Frauen des Harims in Kairo haben das nicht nöthig, sie ruhen auf den Polstern hinter den Meharabijen, und durch die runden kleinen Oeffnungen weht ein frischer Luftzug zuweilen sie an und ruft ein glückliches Lächeln auf ihre rothigen Lippen.

Nun schau ein wenig umher in meinem ooin turque. Die Wände sind ganz verkleidet mit türkischem Wollstoff, den mir Gerson eben so gut geliefert hat, wie ich ihn nur im Chano-Chalil in Kairo hätte bekommen können, im Chano-Chalil, wo ich mir in der Abtheilung der Teppichhändler den großen Smyrnateppich erstand, welcher das Parquet meines Salons bedeckt! Wie schade, Auguste, daß mein kleiner schwarzer Diener, der in Kairo mit so eifriger Beflissenheit mich bediente, nicht hier ist; er sollte sonst den großen Fächer von Pfauenfedern, der dort an dem Pfeiler hängt, nehmen und Dir Kühlung zuwehen, während Du, behaglich hingelagert, den Tschibuk rauchst und Deinen Kaffee schlürfst.

Divan, Kaffee und Tabak, das sind die Nothwendigkeiten des Lebens in Kairo und im ganzen Orient.

„Wie könnte man wohl hier in Egypten bestehen ohne einen Divan“, antwortete man mir oft in Kairo, wenn ich mich über dies in Europa ungewöhnliche Möbel wunderte. Aber jetzt möchte ich selber so fragen. Wie soll man überhaupt bestehen ohne einen Divan? Hier freilich ist er nur eine Annehmlichkeit, in Kairo aber eine Nothwendigkeit.

Da liegt man viele Stunden lang, raucht seine Cigarette, trinkt aus chinesischen Tassen feinen Kaffee und horcht auf das Geschrei und Geheul, das Gelach und Gewinsel, das Eselgeschrei und Kameelgebrüll, das Jellahgesänge und den ganzen Wirrwarr von hundert und hundert Stimmen da außen auf der Straße. Vor Dir auf dem kleinen niedrigen Tische mit Perlmutter eingelegt, wie Du drüben neben dem Fensterpfeiler ein Exemplar

siehst, steht der Kaffee. In Egypten ist der Kaffee, den man Dir bietet, wie der Händedruck, mit welchem man bei uns Freunde und Bekannte beim Besuch empfängt. Du bist kaum eingetreten, um eine Visite zu machen, so winkt die Hausfrau schon, und der schwarze Diener bringt nach wenigen Minuten auf dem runden Messingtablet die zierlichen kleinen Moccaschalen mit dem dampfenden Kaffee.

Es ist, als ob in Kairo dieser Kaffee immer bereit, immer der Gäste harrend wäre, denn Du kannst kommen, zu welcher Zeit Du willst, so wird gleich nach Deinem Erscheinen Dir sicherlich der prächtige Mokka servirt werden.

Ich entsinne mich eines Tages, wo mir dies sogar bei dem Scheikh der tanzenden Derwische geschah.

In seinem Hause neben der Moschee versammelten wir Fremden, wir neugierigen Franken, die wir das Wunder der tanzenden Derwische sehen wollten, uns in einem weiten Saal. Auf den Divan, welcher rings an der Wand des ganzen Gemaches umherlief, setzten wir uns nieder. Und drüben auf dem Ehrenplatz in der Ecke saß der Scheikh, die Beine untergeschlagen, den Tschibuk, mit Brillanten geziert, weit vor sich ausgestreckt, den kleinen, goldgefaßten braunen Pfeisenkopf ruhend auf dem silbernen Teller, der auf dem Fußboden stand; das Haupt bedeckt mit einem grünen Turban, zum Zeichen, daß der ehrwürdige Herr einer von den Nachkommen Mohamed des Propheten sei. Denn nur Diesen ist es gestattet, die grüne Farbe zum Turban zu verwenden. Der lange graue Bart fiel über seine Brust bis auf den Gürtel seines Kastans nieder; ich zeige Dir nachher sein Bild, welches sich in einem der großen Albums befindet, die dort drüben an der Wand auf dem Tische liegen. Er selber hat mir dies Porträt mit holdseliger Miene zum Geschenke dargebracht.

Wählabach, Erinnerungen.

Die schwarzen Diener in den langen seidnen Pantalons reichten den Fremden den Kaffee dar, und der Scheikh schaute mit ernsthaftem Gesicht, Einen nach dem Andern, die Fremden an, als sie den Kaffee zum Munde führten. Es wäre sehr unhöflich gewesen und hätte von sehr schlechter Lebensart gezeugt, wenn wir nicht, nachdem wir den dampfenden braunen Trank genossen, den Blick hingewandt hätten nach dem Scheikh, um mit einer Verehrung ihm für den Labetrunk zu danken.

Dann tönte die Klingel; mein Dragoman erschien in der offenen Thür und winkte mir zu, ihm zu folgen. Er hatte für uns drunten in der Moschee einen guten Platz ausgesucht, wo wir ungestört der ganzen Ceremonie beiwohnen und den Gottesdienst der tanzenden Derwische mit Muße betrachten konnten.

Soll ich Dir nun davon erzählen, soll ich versuchen, Dir diese wunderbare Ceremonie zu schildern, wie eine Schaar junger und alter Männer, Alle gekleidet in lange, weiße Mäntel, Alle den Kopf bedeckt mit hohen Filzmützen, die ganz die Gestalt eines umgestürzten Blumentopfes haben, Alle die Arme gehoben, die Augen verzückt gen Himmel gerichtet, erst langsam, dann in immer rascheren Schwingungen sich drehen und drehen, während vom hohen Chor seltsame Lieder erklingen. Sie drehen und drehen sich, als hätten sie einen Krampf, und doch werden sie niemals taumeln, niemals schwindelig werden von diesem furchtbaren Drehen, niemals wird Einer den Andern stoßen oder berühren. Dann, mitten in den rasenden Schwingungen, auf einen Wink des Scheikhs, stehen sie plötzlich still, um murmelnd das Gebet zu verrichten; und dann auf den Wink des Scheikhs beginnt abermals das furchtbare Drehen der Derwische, ohne daß sie ermatten oder schwindeln, oder milde werden, oder straucheln.

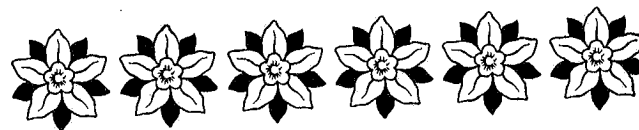
Und doch sind die Ceremonien der tanzenden Derwische

noch ein Kinderspiel gegen das, was die heulenden Derwische leisten. Die Erinnerung an diese erfüllt mich noch immer mit Entsetzen, und fast die peinvollsten Stunden auf allen meinen Fahrten und Reisen habe ich bei den heulenden Derwischen durchlebt und durchlitten. Denn es ist qualvoll und entsetzlich, diese Menschen zu sehen, wie sie die Glieder verrenken, wie sie nach vorn und nach hinten in gleichmäßigen Pendelschwingungen sich beugen, immer rascher und krampfhafter, während ihr langes aufgelöstes Haar wie ein Schlangenheer hoch empor fliegt bei den raschen Schwingungen. Oft waren diese Schwingungen und Drehungen so rapid, so wechselnd, daß man gar nicht mehr im Stande war, die einzelnen Körper und deren Glieder zu unterscheiden, und daß Alle zusammen wie eine einzige zuckende, bald emporgeschnellte, bald zu Boden geschleuderte Gliedermasse erschienen; nur die todesbleichen Gesichter und die weitgeöffneten stieren Augen sieht man noch, und das Herz erbebt und erschauert vor dem furchtbaren, gar nicht mehr menschlichen Geächze, Gestöhn und Gebrüll, das von den blauen Lippen dieser Geplagten ertönt, und — Mein, lassen wir, auf weichen Polstern ruhend, uns diese süße Muße nicht durch solche Schilderungen unerquicklich machen. Genießen wir der behaglichen Ruhe und des holden Dämmerns. Schließe die Augen, meine liebe Auguste, und träume und dämmere, und laß vor den Ohren Dir tönen das reizende Goethe'sche Lied: „O gieb vom weichen Pfühle, Träumend ein halb Gehör! Bei meinem Saitenspiele, Schlafe, was willst Du mehr?“ — Aber ich, Freundin, ich habe gar keine Lust, das Saitenspiel ertönen zu lassen, damit Du schlafen und träumen kannst! Will selber der süßen Behaglichkeit genießen, und — sieh nur, da kommt zur gesegneten Stunde unser „weißer Mohr“ und bringt uns, wie's sich ziemt in dem *coin turque*, den *Mocca* in den kleinen chinesischen, besponnenen Tassen! Der Kaffee ist ganz auf türkische Art

bereitet, auf der türkischen Mühle, die ich mir mitgebracht, so fein gemahlen, daß er wie Staub ist, und dann auf türkische Art gekocht! Er duftet prächtig, nicht wahr? Schlürfe ihn langsam, und nun nimm die Cigarette, die ich uns selber vorher aus dem schönen egyptischen Tabak, dem Daktiha, gedreht habe. Feuer her, Feuer! Schlürfe den Mokka und laß aus den duftenden Cigaretten uns die kleinen blauen Dampfwolken in die Luft aufwirbeln, und laß uns träumen von schöner Vergangenheit, von schöner Gegenwart, und laß uns hoffen auf genüßreiche Zukunft, auf freudvolles Morgen. Und wär' das Morgen auch nicht so freudvoll, so wollen wir uns dann erinnern, daß die Araber an jedem Heute, das nicht erfreulich ist, sich zum Troste sagen Bukra! (Morgen), und wollen uns tief ins Herz eingraben das schönste Trosteswort der Araber: Bukra, fill mish mish! (Morgen, wenn die Pfirsich blühen).

Briefe aus Gms.

25



Erster Brief aus Ems.

Ems, 18. Juli 1873.

Ein Brief aus Ems! Wer hätte vor wenigen Jahren gedacht, daß Ems, dieser reizende Fleck Erde im grünen Lahnthale, ein bedeutsamer Ort werden würde, nicht nur seiner Quellen und seiner Lage wegen, sondern daß es der Ort sein würde, wo eines der größten und wichtigsten Ereignisse in Scene gesetzt ward. So wie Niemand auf der Welt ganz plötzlich berühmt wird, so auch erstieg Ems erst nach und nach die Stufen der Ruhmesleiter.

Erst waren es die Bäder und Quellen, welche dem kleinen, unbekanntem Erdenfleck einen Ruf verschafften, aber nur einen sanitären Ruf. Kinderlose Frauen künfterten einander von den außerordentlichen, dort erzielten Erfolgen ins Ohr.

Dann kam ein Tag, da die Morgendämmerung der historischen Berühmtheit über den grünen Bergen hereinbrach. Es war der Tag, an welchem Kaiserin Eugenie von Frankreich ganz plötzlich und unerwartet in Ems erschien. Wollte sie vielleicht auch die Wirksamkeit der Quellen erproben? Nein, das schöne Weib hatte keine solchen sehnsuchtsvollen Muttergefühle, und warum auch — das Kaiserreich hatte einen Erben. Der Grund, warum

Eugenie ihre Haupt- und Residenzstadt so plötzlich verlassen hatte, war ein ganz anderer. Das kurzfristige Volk, die politischen Mannengießer glaubten die Geschichte, daß Eugenie Paris und St. Cloud verlassen hatte in einem Anfall von Schwermuth, und daß diese Schwermuth durch des Kaisers Betragen, das ihr Anlaß zur Eifersucht gegeben, hervorgerufen war. Darum, sagte man, sei sie nach Ems gekommen, um in die grünen Fluthen der Sahn ihren Bohn über die Untreue ihres Mannes zu versenken. Aber die Kaiserin sah nichts weniger als traurig aus. Sie hatte ihr süßestes Lächeln und ihre bezauberndsten Toiletten mitgebracht, sie entzückte Jedermann durch ihre Liebenswürdigkeit und ihre Nichtbeachtung der Etiquette. Der Frauen Sympathie erweckte ihre unglückliche Liebe, welche sie so gut unter rouge und poudre de riz verbarg und sie konnten sich nicht genug thun, ihr ihre Ehrfurcht zu bezeigen. Die Männer waren durch ihre Schönheit besiegt, durch die außerordentliche Anmuth, welche diese Frau besaß, die von ihrer Mutter den zarten Teint der Irländerin und von ihrem Vater die großen, feurigen Augen des Spaniers geerbt hatte, während sie von ihrem neuen Vaterland Frankreich die eleganten Bewegungen und das entzückende savoir faire angenommen hatte.

Wenige nur wußten den wahren Grund dieser plötzlichen und erstaunlichen Reise der französischen Kaiserin. Nur die Allerintimsten und Eingeweihtesten wußten, daß anstatt im Bohn, die Kaiserin in größter Freundschaft von dem Kaiser geschieden sei, auf dessen ausdrücklichen Wunsch sie nach Ems gekommen war. Schon begannen sich an dem politischen Horizont dunkle Wolken zu thürmen und der weitfichtige Napoleon wußte, daß diese Wolken die Vorläufer eines großen und zerstörenden Sturmes für Frankreich bedeuteten.

Frankreich hatte einen großen Theil seines Prestige verloren, es hatte nicht mehr die erste Stelle in dem

großen politischen Wettrennen inne, auch ward der Posten des Schiedsrichters in allen politischen Angelegenheiten, ein Ehrenposten, den es sonst so lange bekleidet hatte, ihm nicht mehr so unweigerlich eingeräumt. Die anderen Mächte machten heimliche und öffentliche Verträge untereinander und schienen einmüthig Frankreich davon ausschließen zu wollen.

Es war beschlossen, daß in dieser Zeit der preußische, österreichische und russische Herrscher mit ihren Gemahlinnen sich in Ems treffen sollten und Frankreich sollte von dieser Zusammenkunft ausgeschlossen sein. Darum wurde diese kleine Comödie von der eifersüchtigen Kaiserin in St. Cloud aufgeführt und die Kaiserin kam nach Ems in der Rolle der Liebenden, eifersüchtigen Gattin, welche Ruhe und Frieden suchte.

Aber wenn die ganze Welt durch diese List sich täuschen ließ, so gab es doch eine Frau, welche den wahren Grund errieth, und welche in ihrer hohen und exklusiven Würde sich nicht dupiren lassen wollte. Diese Frau war die Kaiserin von Rußland.

Die Appartements wurden schon für sie in Stand gesetzt im Hotel zu den vier Thürmen, als der Kaiser, der schon eingetroffen war, ein Telegramm von Darmstadt, wo die Kaiserin bei ihrer Familie weilte, erhielt, meldend, daß Ihre Majestät plötzlich sehr krank geworden sei. Der Kaiser eilte sogleich nach Darmstadt, gerade den Tag nach der Ankunft der Kaiserin von Frankreich. Natürlich verließ die Königin von Württemberg, welche gekommen war, um ihre kaiserliche Schwägerin zu empfangen, auch Ems, um sich nach Darmstadt zu begeben, und die Königin von Preußen, welche gleichfalls zum Empfange der Kaiserin von Rußland erwartet wurde, ließ die Gemächer, welche für sie hergerichtet wurden, abbestellen. All das, hieß es, geschah wegen der plötzlichen Erkrankung der Kaiserin von Rußland.

Eugenie von Frankreich erfand zu der Zeit eine neue Mode, die des langstößigen Sonnenschirms, wie sie dieselben auf ihren Bergparthien benutzte, welche Mode von allen Damen nachgeahmt wurde.

Die Kaiserin von Rußland aber erfand ein neues Wort, ein neu zu konjugirendes Verb. Es wurde durch Eingeweihte erzählt, daß die Kaiserin in ihrem Aerger gesagt hatte: *Moi, je n'irai pas à Ems. Je ne m'encanaillerais pas!* Die Zeitungen bemächtigten sich eifrig dieses neuen Verbuns, die Witzblätter, voran der Kladderadatsch, konjugirten und illustrierten es Monate hindurch. Dies war der Anfang des politischen Berühmtseins von Ems, es war die Morgenröthe, welcher dann der volle Glanz unsterblichen Ruhmes im Jahre 1870 folgte.

Hier wurde am 13. Juni der erste Act der Tragödie aufgeführt, welche die Welt in Staunen setzte und von so blutigen Scenen, die so viel Thränen kosteten, gefolgt war, und von der wir den letzten Act noch nicht kennen.

Hier in Ems war es, wo der französische Gesandte Graf Benedetti den König von Preußen durch sein Ausrufen aller Höflichkeit so tief beleidigte, daß dieser seine gewohnte Güte verlor und mit ihm als König sprach. Sie trafen auf der Promenade am Kurhaus zusammen und der König, dem Grafen zuneigend, sagte heiter: „Alle Schwierigkeiten sind nun gehoben, da ich soeben die Nachricht erhielt, daß der Prinz von Hohenzollern die Krone von Spanien, welche ihm angeboten wurde, bestimmt verweigert!“

Aber der lebhaft kleine Graf theilte des Königs Heiterkeit nicht. Er machte im Gegentheil ein mürrisches Gesicht und, die Unterhaltung fortsetzend, erklärte er dem König, „daß seine Regierung sich mit diesem Beschluß, die Krone Spaniens betreffend, nicht zufrieden geben könne und auf weiteren Garantien bestände.“

„Welche Art Garantien?“ fragte der König erstaunt, aber mit Würde.

„Meine Regierung kann nur als genügende Garantie erachten, wenn Ev. Majestät selbst die feierliche und bestimmte Erklärung giebt, daß weder jetzt noch in Zukunft Sie einem der Prinzen des Hauses Hohenzollern erlauben wird, Candidat für den spanischen Thron zu werden.“

„Das will und kann ich nicht,“ erwiderte der König ernst. Darauf entgegnete Benedetti: „Sire, ich habe Befehl von meiner Regierung, von Ev. Majestät diese Garantie zu verlangen.“

„Dann habe ich Ihnen nichts mehr zu sagen, wir sind zu Ende“, sagte der König und dem französischen Gesandten den Rücken wendend, setzte er seinen Spaziergang, gefolgt von seiner Suite, fort. Das ist der wahre Sachverhalt dieses ersten, historischen Vorfalls, welcher zu der Kriegserklärung führte.

„Und der andere Vorfall?“ fragte ich gestern den Grafen Lehndorf, den Flügeladjutanten des Kaisers, „der andere Vorfall, der so oft erzählt wurde?“

„Welcher Vorfall?“

„Nun, die Scene, welche der Conversation auf der Promenade folgte, wo Sie den französischen Gesandten, im Vorzimmer wartend, trafen, und dem demüthigen Benedetti in der halb offenen Thür zuriefen: ‚Ich bin von Sr. Majestät beauftragt, Ihnen mitzutheilen, daß er Ihnen nichts mehr zu sagen hat,‘ worauf Sie schnell die Thür zumachten?“

„Die Scene, von der Sie sprechen,“ erwiderte lächelnd Graf Lehndorf, „ist eine Erfindung der Zeitungschreiber. Ein solcher Vorfall von Verletzung aller Höflichkeit hat nie stattgefunden.“

Und doch waren die Worte als gefallen in allen Zeitungen wiederholt, in Gedichten und Photographien verewigt worden. Wie ich davon sprechen hörte, bezweifelte ich sofort die Wahrheit, denn ich weiß, daß Graf Lehndorf nicht allein zu sehr Gentleman, sondern zu gutherzig und

gerecht ist, um zu irgend Jemand in so roher, unhöflicher Weise zu sprechen.

Die Stelle, wo die Unterhaltung zwischen dem König und Benedetti stattfand, ist inzwischen von einigen Patrioten markirt worden. Ich kann nicht sagen durch ein Monument, diese Bezeichnung verdient dasselbe nicht, der Patriotismus gab nicht genug Geld dafür aus.

Ich kam gerade am 13. Juli hier an, und Sie können sich denken, daß ich keine Zeit verlor diesen Gedenkstein zu besuchen, da man sagte, es würde eine Demonstration dort stattfinden. Die Demonstration war so klein wie der Gedenkstein selbst, der ein kleiner Stein von einem halben Meter im Durchmesser ungefähr ist und auf dem, fast unleserlich: 13. Juli 1870. 9. 15. N. M. eingravirt ist. Patriotische Hände hatten dem Jahrestag zu Ehren den Stein mit einem Lorbeerkrantz geschmückt, in dem sich ein kleinerer von Bergißmeinnicht befand.

Es war eine lebhaftere Wanderung zu diesem Steine und die schönen Damen legten alle die Morgengaben ihrer Verehrer, ihre prächtigen Bouquets in die Mitte des Lorbeers, so daß der unscheinbare Stein ein wirklich prächtiges Denkmal wurde, ein Denkmal von süß duftenden Blumen, welche den hohen Herrn sehr erfreut hätten, wenn er gekommen wäre — aber er kam nicht. Graf Lehndorf hatte, in Folge des Wunsches einiger Damen, ihm von der beabsichtigten Demonstration gesprochen, aber er schüttelte freundlich den Kopf und entgegnete:

„Ich werde nicht hingehen. Es sind viele Franzosen hier und ich möchte Niemandes Gefühle verletzen.“

Ein wahrhaft königliches Gefühl, welches am besten seinen bescheidenen, gütigen Sinn bekundet. —

Früh am nächsten Morgen gingen wir zu dem Brunnen, um das Ems von heute mit dem Ems früherer Jahre zu vergleichen, mit dem Ems *vogue la galère*, dem Wort der lustigen und verschwenderischen Cavaliere, der schönen

Demimondlerinnen und reichen, alten Ruffinnen, welche sich sonst zu den Roulette- und rouge- et noir-Tischen hier und in Wiesbaden drängten. Aber hauptsächlich wünschten wir den Kaiser zu sehn, der in Ems zur Kur weilte. Was für ein Drängen und Schieben in der alten schmutzigen Halle und auf dem Plage davor! Hunderte wallen auf und nieder, Jeder mit dem Glas in der Hand und dem unruhigen, fragenden und leeren Blick, welcher Allen, die Badeorte besuchen, eigenthümlich zu sein scheint, und welcher jetzt noch häufiger zu bemerken ist, seit der besondere Reiz, der früher so viele Abenteurer beiderlei Geschlechts in die deutschen Bäder zog, nicht mehr existirt.

Aber auf einmal ändert sich die Scene und Jedermann zeigt mehr Interesse und Leben, da ein Geflüster durch die Menge geht: „Der Kaiser kommt!“, um sogleich gleichgültig auszugehen, als ob nichts Besonderes nahe, denn es ist wohlbekannt, daß der Kaiser nicht beachtet zu sein wünscht, und daß es ihm am liebsten ist, wenn er möglichst unbemerkt und nicht begrüßt bleibt.

Zwei Herren theilen die Menge und wie durch Zauber lichtet sich der Platz vor dem Brunnen, wie auch der Platz bei dem Glashändler, wo des Kaisers Glas aufbewahrt wird. Der kleinere dieser beiden Herrn — der im grauen Ueberzieher, mit dem weißen Hut auf dem weißen Haar, mit dem heiteren freundlichen Blick der hellen Augen unter den weißen Brauen, nähert sich dem auf ihn wartenden Mädchen. Er hält einen frischgepflückten Rosenstrauch in der Hand und indem er dem Mädchen das Glas abnimmt, sagt er freundlich lächelnd: „Bitte, heben Sie mir diese Rosen auf!“ worauf er zum Brunnen geht, wo sein Glas gefüllt und ihm vom Adjutanten überreicht wird.

Wie viel leuchtende neidische Augen betrachten das Mädchen, deren Gesicht die Freude, welche sie empfindet, wieder spiegelt. Die stolze Prinzessin oder Gräfin beneidet in diesem Augenblick die Tochter des Glashändlers.

Die russische Prinzessin Z., deren Diamanten in den Ohren so viel Aufsehen und Bewunderung erregen, würde diese Steine gern darum geben, wenn der Kaiser ihr die Rosen gegeben hätte. In dieser Hinsicht geht's dem Kaiser wie Papst Pius IX., alle Frauen hoch oder nieder, alt oder jung, lieben ihn und schwärmen für ihn. Der Kaiser ahnt nichts von den Gefühlen, welche diese seine kleine That soeben hervorgerufen, er verläßt in angeregter Unterhaltung mit seinem Begleiter die Halle, sich in die Colonnaden begebend. Die Colonnaden sind jetzt vollkommen leer, nachdem sie noch kurz vorher den Badegästen eine willkommene Zuflucht vor der brennenden Sonne gewährten, doch der Kaiser wird jetzt darin spazieren gehn und man läßt sie frei für ihn.

Aber neben den Colonnaden, zu welchen zwei Stufen hinaufführen, promeniren die Gäste und thun, als wüßten sie nicht, daß der Kaiser da ist, während sie in Wirklichkeit nur Augen für ihn haben. Ich folgte natürlich der Menge und spaziere unter den Bäumen an den Stufen entlang, da Graf Lehndorf mich gestern, bei seinem Besuch, ermunternd fragte:

„Kommen Sie morgen nicht auf die Promenade gegen halb sieben Uhr, wenn der Kaiser seinen Brunnen trinkt?“

Gewiß, ich kam, um den Kaiser zu sehen, der, als er mich gewahrte, ein paar Schritte auf mich zutrat und dann so gültig und gnädig zu mir sprach, daß es mich ganz rührte. Im Laufe der Unterhaltung fragte mich der Kaiser, ob ich nach Ems gekommen sei, um die Kur zu brauchen, worauf ich ihm ehrlich gestand, daß ich gekommen sei, um den Kaiser zu sehen, da der Herausgeber des New-York Herald mich ersucht hatte, nach Ems zu reisen, um dem Herald von dem Kaiser zu erzählen.

Der Kaiser lächelte gültig und hörte meinem Bericht von der großen amerikanischen Zeitung zu. Dann dankte er mir für die Ausgabe des Herald vom 2. Mai (Welt-

ausstellung in Wien), welche ich ihm gesandt hatte, die, wie er versicherte, ihn sehr interessirt habe.

Nebenbei muß ich Ihnen sagen, daß ich bei meinem neulichen Besuch im kaiserlichen Palais in Berlin dieselbe Exemplar vom 2. Mai zu meiner Freude auf des Kaisers Schreibtisch im berühmten Eckzimmer entdeckte.

Aber nun genug für heute, morgen erzähle ich Ihnen mehr vom Kaiser, seiner Umgebung und seinem gewöhnlichen Tageslauf in Ems.

Louise Mühlbach.

Zweiter Brief aus Ems.

Ems, 26. Juli 1873.

Ems feiert in diesem Jahre das Fest seiner moralischen Wiedergeburt, und aus den Wassern des Kesselbrunnens steigt es als gereinigte Sünderin an das Licht des neuen Tages empor; — denn die „Spielhöllen“ sind geschlossen, und der reine blaue Kurhimmel, von keinem selbstmörderischen Pistolenschusse irgend eines verzweifelnden Spielers mehr umwölkt, lacht über dem lieblichen Thal. Aber es geht den guten Bewohnern von Ems mit ihrer Redemption, wie es jenem alten Germanen Radhoth ging, den die fanatischen Priester mit allen Mitteln der Ueberredungskunst und des Gebetes zu einem Christen bekehren wollten.

„Werde ich,“ fragte er sie, wenn ich einst sterbe, in eurem Himmel auch meine Vorfahren alle wiederfinden?“

„Unmöglich,“ riefen die Priester entsezt, indem sie sich stumm bekreuzigten ob dieser legerischen Frage, „unmöglich; deine Vorfahren waren ja ungläubige Heiden, und sie müssen auf alle Ewigkeiten in der Hölle brennen.“

„Nun,“ erwiderte Radboth, „so will ich denn lieber auch ein Heide bleiben. Denn ich ziehe es vor, in der Hölle mit den tapfern Kriegeren im Feuer zu brennen, als in eurem Himmel mit feigen Priestern mich zu langweilen.“

Gerade so ergeht es den guten Emsern! Sie würden es auch vorziehen, noch länger in der Spielhölle mit waghalsigen Spielern und Abenteurern sich zu amüsiren, als sich mit Kurgästen zu langweilen, die bloß gekommen sind um ihren Rheumatismus wegzubaden und ihr Halsleiden wegzutrinken. Die Hausbesitzer, die Ateliers und Restaurants machen verdrießliche Gesichtchen, denn das Geschäft geht dieses Jahr nicht so glänzend wie sonst; viele Zimmer stehen leer, und es ist nichts mehr zu erblicken von dem heitern, eleganten und fashionablen Leben der früheren Jahre, als das Spiel noch die reichen Russen und Engländer, die schönen eleganten Französinen hierher zog, als noch jeder Tag seine abenteuerliche Geschichte und seine reizenden Amüsements hatte. Und diese verdrießlichen Leute verdammen jetzt den deutschen Reichstag und ereifern sich gewaltig gegen das von demselben erlassene Gesetz, welches im ganzen deutschen Reiche das öffentliche Hazardspiel und die Spielsäle des Roulette und trente et quarants abgeschafft hat.

„Diese Herren im Reichstag declamiren immer von Freiheit,“ sagte mir gestern ein solcher aufreißerischer Emser Kurgast, „und doch wollen sie die Menschen bevormunden und ihnen nicht einmal die Freiheit gönnen, sich am Spieltisch zu amüsiren, oder auch zu rumiren, wenn's ihnen Spaß macht. Man sagt immer, das deutsche Volk sei jetzt in sein kräftiges Mannesalter eingetreten, und doch will man es bevormunden und ihm den freien Willen über sein Thun und Lassen beschränken. War es denn nöthig zum Glücke der deutschen Nation, daß man ihr die Spielsäle nahm?“

Wer spielen will und es nicht mehr an den öffentlichen Spielbanken thun kann, spielt an den heimlichen Spielbanken, die viel schlimmer und gefährlicher sind als die öffentlichen, weil da gar keine Kontrolle existirt. Niemand ist also durch das Verbot der Spielbanken glücklicher geworden, aber sehr Viele sind dadurch unglücklicher geworden. Was war Ems sonst! Welch' ein Gewimmel von interessanten Fremden, von vornehmen Cavalieren aller Länder, die ihr Geld austreuten mit vollen Händen, von bezaubernden Damen, die es auffingen, im stolzen Bewußtsein ihrer Danaer-Schönheit! Wie langsam, wie monoton und langweilig würden die Tage hier vergehen, wenn nicht der Kaiser uns Alle gerettet hätte durch seine Gegenwart. Nach ihm schauet Alles, um ihn dreht sich Alles. Er ist die Sonne, welche Glanz, Licht und Wärme verbreitet und der sich Alles zuwendet!“ Und er hat Recht, der gute verdrießliche Emser, der Kaiser Wilhelm ist wirklich die lebenspendende Sonne für Ems.

Auf der Morgenpromenade fragt Jeder: „Ist der Kaiser schon da?“ Und dann drängt sich Alles nach der Colonnade hin, um ihn zu sehen, und Jeder ist glücklich, wenn es ihm gelingt. Aber auch wie einfach menschlich und ganz ohne Prätenstionen bewegt sich der Kaiser hier unter dem Publikum! Oft, ganz unvermuthet, mitten im Gedränge geht er an Einem vorüber, ohne Begleitung, ohne Gefolge, ganz allein, nicht leise und verstoßen seinen Bekannten zu (und er erkennt Jeden wieder, mit dem er einmal gesprochen) und ist sehr zufrieden, wenn ihn Niemand grüßt, Niemand von ihm Notiz nimmt.

Gewöhnlich aber geht der Obrist Graf Lehndorf, sein Flügel-Adjutant neben ihm, denn mit Niemand plaudert der Kaiser so gern als mit dem Grafen Lehndorf, seinem Liebling! Und Niemand verdient es auch so sehr, der

Liebling des Kaisers zu sein. Er versteht es wie Keiner sonst, den Kaiser zu erheitern, zu amüsiren; er erzählt ihm die kleinen On dits des Tages, aber er hat auch Freude daran, dem kaiserlichen Herrn die Gelegenheit zu verschaffen, sich hülfreich und wohlthätig zu erweisen, und ihn erfreut und erquicket es selber, wenn er durch seine Fürsprache Unglücklichen Hilfe und Beistand bringen kann. Graf Lehndorf ist nicht blos ein vollkommener, ritterlicher Cavalier, sondern auch ein guter Mensch, der stets bereit ist, Andern gefällig zu sein und einer gerechten Sache niemals seine Fürsprache versagt. Und der Kaiser giebt auf seine Fürsprache mehr als auf die irgend eines andern Herrn seiner Umgebung, und hört es auch gern, daß Graf Lehndorf der allgemeine Liebling ist, ja, er ist sogar stolz auf seinen schönen, ritterlichen Adjutanten.

Als im Jahr 1869 der Kronprinz nach Egypten zur Eröffnung des Suez-Kanals ging, da gab ihm der kaiserliche Vater seinen eigenen Adjutanten, den Grafen Lehndorf, als Begleiter mit. Vor der Reise ernannte er den Kronprinzen zum General à la suite des Kürassier-Regiments Königin Elisabeth, dessen weiße Uniform mit dem goldenen Helm und dem funkelnden Brustharnisch die hohe, schlankte Gestalt des Kronprinzen prächtig kleidete, und den Grafen Lehndorf beförderte er vom Major zum Obristen, damit seiner schönen Uniform die goldenen Knäupen an den Epauletts nicht fehlten. Die beiden hohen, schlanken Gestalten überragten alle Andern und waren die prächtigsten Vertreter ritterlicher Männlichkeit, welche Deutschland zu jenen Festen nach Aegypten entsandte. Auch die Kaiserin Eugenie war ganz entzückt von der Schönheit des Kronprinzen von Preußen, und es lag nicht an ihr — — — „doch es schweigt mein Mund!“ Aber nicht blos die Damen, welche den prachtvollen Festen des Khedive beiwohnten, waren entzückt von den beiden hohen und stolzen Cavalieren, sondern überall,

wohin sie auf ihren Wanderungen kamen, jauchzte ihnen das Volk entgegen und huldigte ihnen mit begeisterten Zurufen und Demonstrationen.

Einmal auf der Fahrt zum Fürsten des Libanon kamen sie durch ein Dorf, dessen schmale Wegstraße zwischen den Häusern sie zu passiren hatten. Ihre Ankunft war annoncirt, und alle männlichen Bewohner desselben, mit oder ganz ohne Festkleider, waren dem Kronprinzen und seinem Begleiter, die Beide hoch zu Dromedar daher kamen, entgegengezogen, und tanzten und sprangen und sangen vor ihnen her die Dorfgasse entlang. Droben auf den Häusern standen die Frauen; ihre weißen Schleier hatten sie zurückgeschlagen, um die Sultane des Frankenlandes besser sehen zu können, und plötzlich ging ein freudiges Jauchzen von Dach zu Dach; „Force Khotir“ jubelte es herüber und hinüber, und die größte Huldigungen brachten die Frauen den beiden schönen französischen Rittern dar, die größte Huldigung, das heißt: sie übergossen sie fortwährend mit Rosenwasser. „Es war, als ob es regnete, und als wir aus dem Dorfe hinaus kamen, waren wir gänzlich durchnäßt“, so schreibt der Kronprinz in dem Tagebuche seiner damaligen Reise, und ich bedaure wahrhaftig, daß die Pflicht der Discretion mir verbietet, Ihnen recht genau und ausführlich von diesen Tagebüchern zu erzählen; aber sie sind nicht für die Oeffentlichkeit bestimmt und nur in etwa fünfzig Exemplaren lithographirt und von dem fürstlichen Verfasser an Verwandte, Freunde und Verehrer vertheilt.

Diese Tagebücher enthalten aber des Interessanten, Geistvollen und Pitanten so viel, daß es wirklich zu beklagen ist, darüber und davon schweigen zu müssen. Als ich ein Jahr später nach Aegypten kam, waren die Frauen, sowohl die europäischen, als auch die Damen der Harems, die Frauen des Khedive und auch seine schöne blonde Tochter, die sich jetzt dem schwachen, halb

blödsinnigen Touffau Pascha vermählt hat, ganz voll Bewunderung über die Schönheit des deutschen Kronprinzen und seines Cavaliers, und ebenso entzückt aber auch erzählte von ihnen jeder Fellah und jeder Beduine; so oft man sie fragte, ob sie den deutschen Kronprinzen und den deutschen Grafen gesehen, antworteten sie mit begeistertem Blick: „Force Khetir! Force Khetir!“ Dein dieses Wort, welches so viel bedeutet als „stark und schön,“ ist der höchste Ausdruck der Bewunderung bei dem ägyptischen Volke.

Nun, wenn die deutschen Frauen auch nicht dem Grafen Lehndorf mit Rosenwasser huldigen, so thun sie's zuweilen mit Rosen. Ich entsinne mich, wie er einmal in diesem Winter seinem Flügel-Adjutanten, mit dem er spazieren fuhr, plötzlich bedeutete, er wolle mit ihm in die „Gemäldegallerie“ fahren. Graf Lehndorf sah ein wenig bestürzt aus, und der Kaiser gewahrte es und fragte, ob er irgend eine Verhinderung habe. Graf Lehndorf gestand endlich, daß er, da er geglaubt, über seine Zeit disponiren zu können, seinem Geschäftsführer diese Stunde zu einer wichtigen Verhandlung bestimmt habe.

„So gehen Sie hin und verhandeln Sie mit ihm,“ sagte der gütige Kaiser, „und wenn Sie fertig sind, kommen Sie nach der Gallerie, mich abzuholen.“

Eine Stunde war kaum vergangen, als der General-Adjutant wieder bei dem Kaiser in der Gallerie sich einstellte, und der Graf sah sehr glücklich, sehr zufrieden aus. Der Kaiser bemerkte es, und bemerkte auch die allerliebste, duftige Rosenknospe, welche Graf Lehndorf jetzt bei seiner Rückkehr in seinem Knopfloch trug. Der Kaiser deutete lächelnd darauf hin, und seinem schönen General-Adjutanten, welcher nicht wenig verlegen die Augen niederschlug, mit dem Finger drohend, sagte er: „Nun, das muß auch ein seltsam poetischer Geschäfts-

mann gewesen sein, mit dem Sie sub rosa verhandelt haben.“

Graf Lehndorf war bis vor wenigen Jahren ziemlich genirt in seinen pecuniären Verhältnissen, denn er ist aus keinem reichen Hause und ein zu nobler Cavalier, als daß er sich viel mit Sparen und Rechnen hätte abgeben mögen, er streut das Geld gerne mit vollen Händen aus, und es sind so Viele da, welche es bereitwillig aufheben, ohne es ihm wieder zu geben! Aber als der Kaiser von dieser „Gäne“ seines General-Adjutanten erfuhr, erlöste er ihn sofort auf eine wahrhaft kaiserliche Weise von derselben, ganz im Gegensatz zu seiner gewohnten Sparsamkeit, welche eine erbliche Eigenschaft in der Familie der Hohenzollern ist, und welche der jetzige Kronprinz noch in erhöhterem Maße als der Kaiser besitzt. Aber dies Mal verleugnete der Kaiser ganz und gar diese Sparsamkeit, welche sich sonst zuweilen in seinen Geschenken manifestirt; er gab seinem General-Adjutanten das Verkaufsrecht bei einem Terrain in Berlin, das zur kaiserlichen Privatchatouille gehörte; Graf Lehndorf kaufte dies Terrain für ungefähr 100,000 Thaler und verkaufte es am andern Tage für ungefähr 500,000 Thaler, indem er sich dabei noch ein Stück Terrain reservirte, um auf demselben für sich selber ein prachtvolles Palais aufzuführen.

„Wenn das Haus fertig ist,“ sagte der Graf neulich zu mir, „dann habe ich nur noch einen Wunsch.“

„Nun, und dieser Wunsch ist?“

„Dann wünsche ich mir einen Sohn und Erben.“

„Aber,“ sagte ich lachend, „dazu gehört denn doch, daß Sie sich erst verheirathen, Herr Graf. Und warum thun Sie das eigentlich nicht?“

„Ja, Sie haben Recht, warum thue ich das nicht?“ erwiderte er lächelnd. „Ich frage mich das auch oft, aber ich befinde mich in dem umgekehrten Falle wie Die-

jenigen, welche nicht heirathen wegen Mangel an Damen-
bekanntschaft, ich habe Ueberfluß daran, und die Wahl
wird mir schwer."
Louise Mühlbach.

Dritter Brief aus Ems.

Ems, den 27. Juli 1873.

Ein Evénement! Ein ungeheures Evénement! Gestern war die Kaiserin herübergekommen aus Koblenz zum Besuche des kaiserlichen Gemahls und es fand ein größeres Diner bei den Majestäten statt, zu welchem auch der griechische Gesandte in Wien, Fürst Ipsilanti, der aus Wiesbaden hierhergekommen ist um dem Kaiser seine Ehrfurcht zu bezeugen, und der türkische Gesandte in Berlin, Aristarchi Pascha, der vorgestern hier angelangt ist, Einladungen erhalten hatten. Gesah es wegen dieser orientalischen Herren, und nahm der allzeit so aufmerksame kaiserliche Gastgeber auf die Leidenschaft der Südländer für „das duftige Kraut, welches Gedanken spendet und Sorgen vertreibt“, Rücksticht, oder geschah es nur, um zu beweisen, daß die Etiquette hier in Ems von der Gesellschaft des Kaisers ausgeschlossen ist, genug — das Evénement bestand darin, daß bei diesem Diner des Kaisers nach dem Diner Cigarren umhergereicht wurden, und daß man sich dieser Cigarren wirklich und wahrhaftig bedienen und rauchen durfte.

Oh, König Jakob von England, Du, welcher die Todesstrafe aussprach gegen jeden Verbrecher, welcher es

wagen möchte, „das Kraut des Teufels“, Tabak, zu rauchen, was würdest Du gesagt haben, wenn Du gestern in das von blauen Wölkchen erfüllte kaiserliche Tafelzimmer eingetreten wärest, und hättest sehen müssen, wie in Gegenwart des kaiserlichen Schwiegervaters einer Deiner erlauchten Entkinnen den Hofherren das Rauchen gestattet war! Aber die Hofherren waren sehr beglückt darüber und der Kaiser ergabte sich sehr an ihrem freundigen Erstaunen.

Der Kaiser ist hier beständig nur der heitersten Laune; das augenblickliche Kränkeln, welches ihn und auch seinen Reichskanzler verhinderte, die Einladung des Kaisers Franz Joseph anzunehmen und zum Beschauen der Weltausstellung nach Wien zu kommen, ist ganz und gar verschwunden. Der Kaiser erfreut sich des besten Wohlsseins und gebraucht die Brunnen- und Baderkur von Ems mit sehr gutem Erfolg, macht alle Tage in seinem bequemen Civilanzug lange Promenaden zu Fuß und zu Wagen, und arbeitet außerdem mit demselben nie rastenden Fleiße wie in Berlin. Der Kaiser kann wahrlich auf sich das Wort der Bibel anwenden: „Wenn das Leben köstlich war, so war es voll Mühe und Arbeit.“ Ja wahrlich, „voll Mühe und Arbeit“ ist das Leben des Kaisers, und er gönnt sich niemals Ruhe und Rast, er ist stets der „dienstbereite“ Soldat, der pflichtgetreue „Staatsbeamte“, wie Friedrich der Große sich selber nannte. Jede Stunde hat ihre Bestimmung, ihren Dienst, ihre Arbeit, und der Kaiser weicht nicht gerne davon ab und gestattet sehr selten, daß die Zerstreuungen und Amusements die Arbeitszeit verkürzen, während gar oft die Arbeit die Zeit der Zerstreuungen und Amusements verkürzt. Aber ich erzähle Ihnen davon später einmal, denn ich habe mir vorgenommen, Ihnen Babelsberg zu schildern, und dann erzähle ich Ihnen ausführlicher von dem Leben des Kaisers, welches übrigens hier genau so geregelt ist wie

sonst. Nur zuweilen gestattet sich der Kaiser hier, aber auch dies nur auf Begehren seines Leibarztes von Bauer, längeres Ausruhen nach den Promenaden und Spazierfahrten, doch das Losungs- und Lieblingstwort des Kaisers lautet noch heute: „Immer stramm!“ was er jedesmal gebieterisch zu sich selber sagt, wenn er außer der Zeit vielleicht ein wenig ruhen möchte.

Vorgestern war ein solcher Tag längeren Ausruhens, denn der Kaiser begab sich nach Zugenheim, wo die russische Kaiser-Familie residirt, und woselbst sich jetzt der Bräutigam der russischen Kaiserstochter, der Herzog von Edinburgh, befindet. Die arme junge Großfürstin, von welcher man weiß, daß sie jüngst noch ihrer kaiserlichen Mutter weinend erklärte, sie würde lieber sterben, als dem Mann, welchen sie liebe, entsagen, hat sich nun doch bequemem müssen zu leben, einen Andern zu heirathen, und ebenso hat der junge Herzog von Edinburgh, welcher früher immer sich vermaß, niemals zu heirathen, jetzt auch seinen Entschluß aufgegeben. Nun, vielleicht hat hier die Liebe ein Wunder gethan, und für Beide hat man das Wort des Julius Cäsar anzuwenden: „veni, vidi, vici.“ Der Kaiser ging hinüber zur Gratulation nach Zugenheim.

In ländlicher Stille, ganz *sans cérémoniel*, ward dort das heitere Familienfest begangen. Man weiß ja, der Kaiser Alexander liebt seinen Oheim Wilhelm wie einen Vater, und hängt an ihm mit innigster Verehrung. Als Kaiser Alexander sich noch hier befand, sah man die beiden hohen Herren stets mit einander in engster Vertraulichkeit, ohne irgend ein Ceremoniell. Arm in Arm, beide in Civil, erschienen sie auf der Promenade, und fast jeden Morgen begleitete Kaiser Wilhelm seinen Neffen Alexander vom Kurhause nach seinem Quartier hier im Hotel „Zu den vier Thürmen.“

Ich bewohne jetzt dieselben Zimmer, welche der

Kaiser inne gehabt, und die er, als seine Gemahlin ihn hier besuchte, wegen der schönen Aussicht ihr überließ, und sich mit kleineren, bescheideneren Zimmern begnügte. Diese drei Zimmer, welche jetzt meine Wohnung bilden, waren seit langen Jahren, schon zu Lebzeiten der Kaiserin Alexandra, die alljährliche Wohnung der kaiserlichen Familie, man hatte sie dieses Jahr zum Aufenthalt des Kaisers renovirt und neu ausgestattet, und der Oberkellner, welcher sie mir bei meiner Ankunft hier zum Quartier anbot, erzählte mir mit großem Stolz, daß nach der Abreise des Kaisers hunderte von Kurgästen gekommen seien, die Zimmer des Kaisers zu besuchen und die Einrichtung derselben anzustaunen. Ich meinestheils staunte sie auch an, aber aus einem ganz anderen Grunde. Ich staunte sie an wegen ihrer Einfachheit. Diese Zimmer unterscheiden sich in gar nichts von den Gastzimmern anderer Hotels, ja sie sind zum Beispiel lange nicht so elegant wie die Zimmer des ersten Stockes in Berliner Hotels ersten Ranges, oder gar in den Hotels italienischer Großstädte, oder des Grand Hôtel de Paris. Und doch sind diese Zimmer eigens für einen Kaiser, den mächtigen Herrscher des größten Reiches der Erde eingerichtet. Ich schreibe Ihnen hier vor dem Schreibtische sitzend, dessen sich schon die Kaiserin Alexandra bediente, und den man um deswillen hier gelassen hat, weil der Czar jedes Andenken an seine erhabene Mutter hochhält und ehrt. Es ist ein niedlicher, aber ganz gewöhnlicher Damentisch von Mahagonyholz, das im Laufe der Jahre sich recht hübsch dunkelbraun gefärbt hat. Neben dem Schreibtisch an der Wand steht eine Couffeeuse mit einem kleinem Tischchen von Mahagony und einem ganz altmodischen Tabouret davor. An der schmalen Wand zu beiden Seiten der Thüre, die nach altem Styl niedrig und einflügelig ist, zwei gewöhnliche Polsterstühle. In der Ecke, schräg gestellt, eine Etagère mit Spiegel-

thüren; dann an der Wand, der Causeuse gegenüber, ein Sopha mit rundem Tische davor; dann kommt daneben die Thüre zum Schlafzimmer und an der vierten Wand, zwischen den beiden hohen Fenstern, als das Eleganteste der ganzen Einrichtung, ein sehr schöner hoher Spiegel mit Marmorconsole. In den Vertiefungen der beiden Fenster ein kleiner Fauteuil mit kleinem Tische davor. Die Polsterbezüge aber sind so einfach, wie man sie kaum in Hotels zweiten Ranges findet, gelbgrüner Wollendamast; nur der Fußboden ist bedeckt mit einem schönen, neuen Brüsseler Teppich. Sonst gar kein Zierrath, kein Schmuck in diesem „neueingerichteten kaiserlichen Wohn- und Empfangszimmer“, nicht einmal ein Kronleuchter hängt von der mit schweren, dicken Balken durchheilten Decke hernieder. Doch nein, — es giebt da doch einen Zierrath, etwas Besonderliches! das ist die kleine einfache Glasugel auf der Console des Spiegels, die Glasugel mit den zwei bellagenswerthen kleinen Goldfischchen darin. Das ist die einzige Zimmerverzierung, eigens, wie das redselige „Stubenmädchel“ berichtet, eigens für den Kaiser von Rußland angeschafft! Aber das Zimmer ist wenigstens groß, sehr hoch, und die grauen Papiertapeten mit Goldverzierung nehmen sich sehr stattlich aus. Daneben kommt das Schlafzimmer, ebenfalls mit schöner Tapete und hübschem Teppich, aber sonst nur mit dem Maße des Comfortes eingerichtet, wie jeder Reisende ihn heut zu Tage verlangt. Das Bett, die Ruhestätte nach einander zweier Kaiserinnen und eines Kaisers, und jetzt meine Lagerstätte, läßt mich doch ein wenig mein eignes schönes ägyptisches Bett mit feinen Musquetiren in meinem Berliner Home vermiffen. Es ist ein ganz gewöhnliches Bett, nicht einmal mit Vorhängen überdeckt. Außerdem im Schlafzimmer eine Etagère, ein Sopha mit einem Fauteuil neben dem runden Tische, zwischen den Fensterpfeilern der Waschtisch mit Marmorplatte, und in

den Fenstervertiefungen zwei kleine runde Tische und Rohrstühle. Das ist das kaiserliche Schlafzimmer. Daneben kommt dann ein drittes, einfensteriges Zimmer, in welchem die beiden General-Adjutanten des Kaisers schliefen und das jetzt meine Tochter mit ihrer Begleiterin bewohnt. Das sind die angestaunten und bewunderten Zimmer des Kaisers!

Aber freilich eine Schönheit besitzen sie, — welche ihnen doch einen besonderen Reiz und Zauber verleihen, — das ist die wundervolle Aussicht, welche man aus den Fenstern über den Garten, der das Hotel umgiebt und auf die hohen, steil aufsteigenden Berge hat, welche rings das enge Thal der Lahn begrenzen. Gerade meinem Fenster gegenüber steht eine prächtige, hohe, alte Hängebirke, die von den schlanken, hochaufsteigenden Nestern das köstliche, lange, grüne Blättergewebe niederhängen läßt, welches mit seinen mehrere Meter langen Stielen mich gemahnt an die wundervollen Fuchschwänze in dem Garten des Lateran, an die sogenannten „troni di Cardinali“, nur daß jene roth sind, doch — „es ist dieselbe Couleur, nur in Grün“, lautet eine Berliner Redensart. Rings um den mächtigen, dicken Stamm des Baumes steigt eine dichte, üppige, hohe Laube von wildem Weingerank hoch und undurchdringlich wie eine Wand empor, und weit nieder über das dunkle Laub fallen die zarten, langen, hellgrünen Dolden der grünen troni di Cardinali der Hängebirke. Es ist ein herrlicher, wahrhaft poetischer Anblick, der Einem das Herz erfreuet, ob es auch sonst Kummer und Schmerz zu erdulden haben mag.

Gestern, als der Prinz Georg mich besuchte, fiel sein erster Blick auf den kleinen Fauteuil in der Fenster niche, und seine sonst so hellen und glänzenden Augen wurden trübe. „Das war der Lieblingsplatz meiner Tante, der hochseligen Kaiserin Alexandra“, sagte er mit dem Aus-

druck sanfter Trauer; „hier auf diesem kleinen Fauteuil pflegte sie zu sitzen, und blickte dann stundenlang hinüber dort nach ihrem Lieblingsbaum, der Hängebirke. Sie hatte eine wahre Liebe zu diesem Baum und sie sagte: „Ich habe in Petersburg viel schönere Gemächer, und sie sind viel prächtiger eingerichtet, aber kein Decorateur der Welt kann mir solch einen Baum als Aussicht schaffen, wie ihn der liebe Gott da draußen hat wachsen lassen.“ — Arme Tante Alexandra! Wie furchtbar hat sie oft wohl gelitten, während sie hier auf dem Fauteuil saß und zu jenem Baume und zu den Bergen da drüben hinschaute!“

Ich deutete in ehrfurchtsvollem Schweigen nur hinüber nach dem Bilde, welches über dem Schreibtisch an der Wand hängt, und die einzige Verzierung derselben bildet, auf das große Photographie-Portrait der Kaiserin Alexandra, welches der Hotelwirth als Aufmerksamkeit für den Kaiser angeschafft hat. Ich kenne das Original dieser photographischen Copie, es befindet sich in Sanssouci, und steht dort, ein meisterhaft ausgeführtes Aquarellbild, auf dem Schreibtisch des verstorbenen Königs Friedrich Wilhelm IV., ein schönes, aber entsetzliches Bild! Wer sollte wohl glauben, daß dieses todesbleiche, leichenähnliche Angesicht mit den tiefeingefallenen Wangen und den großen, glanzlosen Augen, dieser Kopf, der hinterwärts von einem dichten Schleier wie von einem Leichentuch umhüllt ist, eine Kaiserin darstellen soll! Ach, aber diese Kaiserin war doch ein armes, schmerzgequältes Menschenkind, das, wie man sagt, an jener Krankheit litt, welche König Philipp II. von Spanien auch so langsam tödtete. Jahre lang hatte die stolze Kaiserin den Muth, die Schmerzen, welche sie erduldet und die Verwüstungen, mit welchen die furchtbare Krankheit ihren armen Körper heimsuchte, zu verbergen; aber dann als sie es endlich aufgab, da sah man plötzlich unter der Schminke und den Spitzenschleiern, den künstlichen Lockentoupees und den künstlich

aufgebauschten Wangen ein Leichenangeficht hervorkommen, und die blühende gesunde, rosigte Kaiserin von gestern, war heute eine kranke, todesblasse, zerfallene Frau. Ich sah sie vor Jahren einmal hier in Gms, und ich vergesse nie jenen furchtbaren Anblick. Es war nahe der Hängebirke, zu welcher ich, von meinem Schreibtische aufschauend, eben hinüberblicke. Da stand ein kleiner Krankenwagen, die Räder goldig blüend, der Sitz mit purpurrothem Atlas ausgeschlagen, und mehr wie der Wagen eines römischen Triumphators, denn wie das Ruhelager eines von Krankheit besieigten Menschenkindes war das kleine, coquette, prächtige Gefährt anzusehen. Und wie ich noch stand und es anschaute, erschien in der Thür des Hotels eine seltsame Gruppe.

In der Mitte ein Frauenbild, hochgewachsen, in langwallenden, schwarzen Gewändern, das Antlitz ausgemergelt, tiefe, schwärzliche Gruben in den hohlen Wangen, die großen Augen glanzlos, die weißen, schmalen Lippen fest aufeinander gepreßt, vielleicht um einen Schrei des Schmerzes zu unterdrücken; das über der gefurchten Stirne lose gescheitelte Haar hinterwärts von einem dichten, oft zusammengefalteten Spitzenschleier verhüllt. Ihr zu beiden Seiten ein paar Ruffen, kurze, gedrungenere Gestalten, trotzige, wilde, scheue Gesichter. Um den Rücken jedes derselben hatte die bleiche Frau einen Arm gelegt, und so ward sie von ihnen vorwärts geschoben, während hinter ihr ein anderer Ruffe, eine wahre Riesengestalt mit breiten Schultern und mächtigen Armen dahinschritt. Jetzt, neben dem Triumphwagen standen sie still, und nun trat der Riese heran zu der Frau, hob sie wie ein Kind in seine Arme empor und bettete sie dann sanft und vorsichtig auf den seidnen Polstern. Die beiden Ruffen legten nun die Hand auf die Rücklehne des Wagens und schoben ihn vorwärts; der Riese ging als Leibtrabant zur Seite, und so bewegte der seltsame

Zug sich über den knirschenden gelben Sand nach dem Gebüsch hin.

„Wer war das, und wer ist diese wandelnde Leiche?“ fragte ich meinen Begleiter, und er antwortete mir mit feierlicher Stimme: „Das war die mächtigste und die schwächste, die reichste und die ärmste Frau der Welt. Das war die todeskranke Kaiserin von Rußland.“

Das Bild seiner Mutter haben sie dem Kaiser hier über dem Schreibtisch aufgehängt, und über dem Divan im Schlafzimmer hängt das photographische Bildniß seiner Gemahlin. Sollte es den schönen, majestätischen Kaiser gemahnen an das Wort Schiller's:

„Die Treue ist doch kein leerer Wahn,
Und der Mensch soll sie üben im Leben.“

Eben besuchte mich eine schöne, geistreiche Frau, die schon einige Wochen vor mir in Ems gelebt, und sie war entzückt, mich in den Zimmern des Kaisers zu finden; und als sie das Bild des Kaisers sah, glitt ein leises Lächeln über ihre Lippen hin. „Ach, er war bezaubernd, der Kaiser Alexander,“ seufzte sie. „Und welch ein lustiges, elegantes Leben war es; jetzt ist Ems nur noch der Schatten von dem, was es vor vier Wochen war, als der Kaiser Alexander hier war. Jetzt ist Ems langweilig und nüchtern, damals war es amüßant, reizend, bezaubernd! Eine Schaar der vornehmsten, reichsten und lebenslustigsten Cavaliere umgab ihn, prächtige Schönen, funkeln von Brillanten, in seidnen Schleppkleidern daherrauschend, der höchsten Aristokratie angehörig und doch ohne alle Vorurtheile, bereit zu heiterm Scherz und allerlei Amusements, machten das Leben auf der Promenade bezaubernd; das war ein Coquettiren und Amüßiren, ein Lachen und Scherzen überall; Jeder wollte gefallen, Jeder bemühte sich angenehm zu sein. Die schönsten und liebrendsten Frauen haschten nach einem Blicke des

Czaren und freuten sich doch, daß er immer seinen ernstern, düstern Ausdruck behielt und daß er auch das lieblichste Entgegenkommen nicht bemerkte und beachtete. Ach, es ist so selten, daß die Männer treu sind und länger als acht Tage schwärmen für dieselbe Schönheit!“

Und dann erzählte sie mir flüsternd eine romantische Geschichte, die hier in Ems, im Waldesgrün in einsamer Villa sich begeben. Von einer Feengestalt, die man immer nur von fern und immer verschleiert gesehen, und deren Namen selbst die russischen Cavaliere nicht kannten, die niemals auf der Promenade erschienen, aber an deren Seite man an jedem Nachmittag, in der schattigen Laube hinter ihrem Garten, die hohe imposante Gestalt eines Herrn gesehen, welcher dem Kaiser Alexander, der um die Zeit niemals auf der Promenade erschien, zum Berwechseln ähnlich sah. Und dieser Herr war eifersüchtig wie ein Türke und bewachte sein Kleinod mit Argusaugen, und begab sich immer ganz allein, ohne alles Gefolge, in die geheimnißvolle Villa da drüben an der andern Seite der Lahn; und selbst wenn er mit ihr in den Schattengängen des Gartens lustwandelte, sah man die schlanke hohe Frauengestalt immer nur gleichsam eingehüllt in eine Wolke von Spitzen und Schleiern, und immer das Antlitz noch überschattet von einem großen Fächer. Wer diese räthselhafte Schöne war, das hat Niemand erfahren, und der hohe Herr hat das „süße Geheimniß seines Hauses“, wie der Türke sein geliebtes Weib nennt, sehr sorgsam verborgen vor jedem neugierigen forschenden Blicke.

Aber all diese Romantik ist nun verschwunden, seit der Kaiser von Rußland abgereist ist und sich nach Sagenheim zu seiner Gemahlin begeben hat. Alle die schönen Russinnen und die vornehmen russischen Cavaliere sind dem Beispiel ihres Herrn gefolgt und abgereist; die Villa da drüben an der andern Seite der Lahn steht leer, und kein süßes Geheimniß mehr schäkert und seufzt

und lacht in den Schattengängen des Gartens. Die Poesie hat mit dem Kaiser von Rußland Ems verlassen, und nur eine sehr nüchterne und unbequeme Prosa haben die russischen reichen Herrschaften den übrigen Badegästen von Ems zurückgelassen; — die Theuerung.

Ems ist vielleicht in diesen Sommermonaten der theuerste Ort der Welt, und die ungeheuren Preise, welche die Hotelbesitzer zur Verherrlichung der Anwesenheit des Czaren einführen, haben sie auch nach seiner Abreise mit der größten Consequenz beibehalten. Ich erlaubte mir gestern, als ich meine Wochenrechnung bezahlte, dem Hotelbesitzer mein Erstaunen über seine „märchenhaften“ Preise auszudrücken, und ich machte ihn darauf aufmerksam, daß man in Wien selbst in den Tagen der Eröffnung der Weltausstellung weit billiger gelebt habe, wie hier in Ems.

„Das glaube ich wohl,“ erwiderte mir der Mann mit tragischer Miene, „in Wien können die Mietshen auch billiger sein, denn der Fremdenverkehr dauert dort das ganze Jahr, während wir hier nur auf ein paar Monate beschränkt sind. Außerdem kommt das Unheil dazu, welches uns betroffen hat durch die Aufhebung des Spiels. In früheren Jahren waren wir auch billiger und konnten es sein, denn da hatten wir kein Zimmer, keine Kammer leer und unbefest, da ward uns eine Dachkammer wie ein Salon bezahlt, und man konnte Rücksichten nehmen. Die Herren, welche früher kamen, um zu spielen und der Frau Fortuna zu huldigen, die bezahlten ohne zu murren und zu dingen, Alles was man von ihnen forderte, und man konnte dann für die andern ehrbaren und wirklichen Kurgäste billigere Preise machen, jetzt aber, wo wir nur wirkliche Kurgäste und außerdem sehr oft leere Zimmer haben, jetzt müssen wir den Schaden, welchen das Aufhören des Spiels uns bereitet, wieder einbringen.“

Ich gedachte jener Worte, die am Tage meiner Ankunft ein Bekannter zu mir sagte: „Wer ist denn eigentlich glücklich geworden durch die Aufhebung des Spiels?“ und ich gab mir selber die Antwort: „Das Portemonnaie der Kurgäste ist es nicht!“ Und mit dieser sehr prosaischen Reflexion will ich heute meinen Brief schließen. Dafür erzähle ich Ihnen aber auch das nächste Mal von einem fürstlichen Dichter, der sich hier befindet, vom Prinzen Georg von Preußen.

Louise Mühlbach.

Vierter Brief aus Ems.

Adieu für die Saison!

Ems, 31. Juli 1873.

Einer der treuesten und alljährlich wiederkehrenden Besucher von Ems ist der Prinz Georg von Preußen, der Großneffe des Kaisers. Er gehört hier wie auch in Berlin zu den populärsten Prinzen der kaiserlichen Familie, und man steht ihn hier an jedem Morgen und jedem Nachmittage in einfachem Civilanzug, ohne jede Begleitung ganz frei und ungezwungen unter dem Publikum sich bewegen, hier und dort stehen bleibend, um irgend einen Bekannten zu begrüßen, und heiter und vergnüglich mit ihm zu plaudern, oder auch mit einer seiner vielen Freundinnen und Verehrerinnen auf- und abwandelnd in

M ü h l b a c h, Erinnerungen.

18

nie pausirendem Gespräch. Es giebt wenig Menschen, welche ein so außerordentliches Talent der Conversation besitzen, als der Prinz, und noch weniger Menschen, die ein so eminentes Gedächtniß besitzen, und dabei eine solche Belesenheit nicht blos in der deutschen, sondern auch in der französischen, englischen und italienischen Litteratur besitzen. Von welchem Dichter auch die Rede sei, der Prinz kennt ihn nicht nur, sondern weiß sofort, und ohne Besinnen deutsch, englisch, französisch die schönsten Stellen aus ihren Werken anzuführen. Er ist stets schlagfertig, und weiß seinem Gegner bei irgend einem Disput mit lebendiger Beredsamkeit entgegen zu treten, ohne dabei jemals seinen graciosen Humor und seine wohlwollende Freundlichkeit aufzugeben. Alle diese liebenswürdigen Eigenschaften haben ihn in Berlin zu einem Liebling der Gesellschaft gemacht, nicht blos der Hofgesellschaft, sondern in allen Kreisen der gebildeten Gesellschaft.

Der Prinz Georg ist aber von allen preussischen Prinzen der Einzige, welcher die Fesseln der Etiquette von sich abgestreift hat, und sich nicht blos in „courfähigen“ Kreisen bewegt, sondern auch die Leute von Geist und Talent als courfähig betrachtet, und Gesellschaften besucht, in denen mehr Leute von Geist, Talent und Bildung als von Adel ihn umgeben. Das macht, der Prinz Georg ist selber mehr als ein Prinz, er ist ein Dichter, und mehrere seiner Dramen und Tragödien sind seit einigen Jahren sogar dauernde „Zugstücke“ auf den deutschen Bühnen geworden. Vor allen Dingen die Tragödie „Phädra“, die keineswegs eine Nachbildung der Racine'schen Phädra, sondern ein selbstständiges freies Dichtwerk ist, eine Tragödie von der großartigsten Wirkung, voll tiefster innerlichster Leidenschaftlichkeit, und in der edelsten Sprache, in vollklingenden, melodischen Versen geschrieben. Es war in der Geschichte unserer dramatischen Litteratur ein großes, weittragendes Ereigniß, als vor einigen Jahren diese Tragödie

Phädra von „Conrad“ (dem *nom de plume* des prinzenlichen Autors) in Berlin zur Aufführung kam. Zum ersten Mal, daß ein preussischer Prinz sich anders als mit dem Schwerte in der Hand dem Feinde entgegenstellte, denn für das Erstlingswerk eines dramatischen Dichters ist das Publikum immer ein Feind, gleichviel ob dieser Dichter ein Prinz, oder vielmehr grade erst recht deshalb, weil er ein Prinz ist. Es war ein interessanter Theaterabend. Kein Platz im ganzen Hause unbesetzt, alle Herren Kritiker bis an die Bühne bewaffnet mit Vorurtheilen gegen den prinzenlichen Autor, und fest entschlossen, sich „unparteilich“ zu zeigen, das heißt, nach Kräften über ihn den Stab zu brechen, wenn nur irgend dazu die Gelegenheit gefunden werden könnte; in den großen und kleinen königlichen Logen der ganze Hof versammelt, und auf allen Plätzen ein theilnahmvolles, gespanntes Publikum. Aber der Prinz Georg gewann seine erste Schlacht, und die „Phädra“ ging siegreich über die Berliner Bühne und hat seitdem auf allen großen deutschen Bühnen sich Beifall und Anerkennung errungen. Später ward ein anderes Werk von ihm: „Die Marquise von Brinvilliers“ aufgeführt, und wenn dasselbe nicht den allgemeinen Beifall gefunden, wie die „Phädra“, so trägt der spröde und unsympathische Stoff daran die Schuld, obwohl es dem Stücke nicht an spannenden Situationen fehlt und in demselben einzelne Scenen von hoch dramatischer Wirkung sind. Der Prinz gehört mit zu den besonderen Lieblingen seines kaiserlichen Oheims und sehr oft sieht man die beiden hohen Gestalten des Oheims und des Neffen hier in Ems in langem, stetigen Auf- und Abwandern neben einander, und immer folgt das Bade-Publikum in ehrfurchtsvoller Entfernung den beiden Herren und wird gar nicht milde, sie zu beobachten, jede Miene, jeden Blick genau sich zu merken. Mittags an der *table d'hôte* von nichts die Rede, als mit wem der Kaiser heute auf der

Bromenade gesprochen, mit wem Prinz Georg spazieren gegangen, und das ist das Hauptinteresse der armen gelangweilten Badegäste.

Denn, ehrlich gesagt, es ist hier sonst wirklich unendlich langweilig! Gar nichts ist gethan für die Kurgäste, die melancholisch, wenn es schlechtes Wetter ist, durch die prachtvollen, verödeten, sonst so belebten Spielfläche dahinschleichen, und wenn es gutes Wetter ist, und sie alle die hohen Berge, welche Ems einschließen, zu Fuß oder zu Esel oder zu Wagen erklettert, und überall nur das Lahnthal und immer wieder das Lahnthal gesehen haben, sich trostlos fragen, ob sie die Tour wieder von Neuem anfangen sollen? Es ist hier gar kein geselliger Vereinigungspunkt. Jeder lebt hier für sich; es giebt keine Reunions, keine Bälle, und der einzige Versammlungspunkt ist der Platz unter den Bäumen, wo auch jede Familie allein für sich bleibt.

„Und wie wird das erst werden, wenn der Kaiser fort ist,“ seufzte gestern eine schön gepuzte Dame auf dem Courplaz neben mir. „Abscheulich!“ erwiderte die Andere energisch, „ich sage Ihnen, abscheulich!“

„Ich muß das wissen, denn ich wohne ja hier in Ems, Gott sei Dank aber nicht im Winter. Auf diesem Courplaz hier, meine Liebe, können Sie das Leben von Ems genau studiren. Dieser Courplaz verändert mit jedem Monat während der Saison seine Physiognomie, und es ist mir immer ganz amüßant gewesen, das zu beobachten. Da ist der erste Monat der Saison, der Mai. Wie ehrbar und philiströs ist da der Courplaz, und welch ein Publikum bewegt sich da unter den Bäumen! Kleine Beamte, kranke Frauen mit gelben Gesichtern und eingefallenen Wangen, wirkliche Kranke. Die Hälfte der Tische ist leer, und wo Leute an denselben sitzen, trinken sie Milch, schauen sehr ehrbar drein, und sind sehr dürftig gekleidet. Kommt der Juni; der Anfang ist noch ein bis-

chen still, aber gegen die Mitte des Monats wird es schon besser. An den Tischen wirds lebendig, man sieht schon gepuzte Frauen, elegante Herren; es wird schon Eis gegessen, und Abends hört man schon hier und da einen Champagnerpfropfen knallen. Aber dann im Juli, da ist es hier auf dem Courplaz wie in einem Kaiserjalon, und die höchste Gesellschaft bewegt sich hier unter den Bäumen. Die Träger der stolzesten Namen und die elegantesten Damen der hohen Gesellschaft sitzen an den Tischen, auf denen duftende Blumenbouquets prangen.

Im Monat Juli ist Ems reizend, poetisch, elegant, piquant, und hat seine amüßante chronique scandaleuse, seine Liebeleien und Coqueterien. Jede Dame legt für die beiden Kaiser ihre schönste innere und äußere Toilette an, und man sieht in diesem Monat hier nur heitere Gesichter, strahlende Augen, sonniges Lächeln, nur elegante Cavaliere, die sich beeifern, den schönen Frauen den Hof zu machen. Man unternimmt reizende Landpartien, natürlich in den lustigsten, duftigsten Toiletten, immer dahin wohin man weiß, daß der Kaiser von Rußland oder der von Deutschland sich begeben.

Aber es kommt der August — die Kaiser sind abgereist, und wie durch einen Zauberschlag ändert sich das Leben in Ems, denn Alles was zur eleganten Gesellschaft gehört, folgt dem Beispiel der Kaiser und reist ab. Im August sehen Sie auf dem Courplaz unter den Bäumen nur Spießbürger, die lange Pfeifen rauchen, Bier trinken und Karten spielen, während ihre einfach dürftig gekleideten Frauen neben ihnen sitzen, Strümpfe stricken oder ihre Kinder auf dem Schooße halten.

Im Monat September sind auch diese Gäste verschwunden, und nun sitzen auf dem Courplaz unter den Bäumen nur noch die großen Hotelbesitzer von Ems. Sie rauchen ihre Havanna, trinken Champagner und erzählen einander von den höchsten und hohen Gästen, die bei

ihnen gewohnt, und auf welche Weise sie ihnen so viel Geld als möglich abgenommen, und bethauern einander, daß sie in gegenseitigem Einverständnis die Preise für das nächste Jahr noch weiter hinaufwirbeln wollen, denn die Fremden sind in Ems doch nur dazu da, daß die großen Hotelbesitzer sie ausfaugen und an ihnen so reich werden, daß sie sich in Frankfurt und Eöln Paläste bauen können. Es sind sehr stolze, sehr hochfahrende und übermüthige Herren, diese Besitzer der großen Hotels in Ems, und wer sie da stolz und triumphierend im Monat September auf dem Courplatz unter den Bäumen sieht, der sollte meinen, es seien lauter Fürsten und regierende Herren, welche da ihren Champagner trinken und ihre Havana rauchen. Aber diese großen Herren bleiben nur so lange, bis ihre Buchhalter die Rechnungen geordnet und die Casse übergeben haben. Dann ziehen sie nach den großen Städten, wo sie auch ihre Hotels haben und fortfahren, ihre practischen Studien an den Fremden zu machen.

Im Monat October schleichen nur noch die gelangweilten Emser, die nicht reich genug sind, um den Winter anderswo zu verleben, müßig und traurig auf dem Courplatz umher, und es ist Alles still, der Wind raschelt durch die Bäume und wirft die gelben Blätter auf die Tische, um welche sonst die elegante Gesellschaft gesessen, die gelbe Bahn kräufelt ihre kleinen Wellen plätschernd an das Ufer, und es klingt im Wellengeplätscher als höre man in weiter Ferne singen: long, long ago! Und dann kommt der Schnee und deckt Alles zu und Ems ist nichts mehr als ein offenes Grab." —

Das schrieb ich gestern, und eben komme ich von dem Courplatz, und es ist schon Alles so eingetroffen, wie die gute Emserin es geschildert! Der Kaiser ist gestern abgereist und wie durch einen Zauberschlag hat sich gleich heute die Scenerie geändert. Man sieht nur noch Damen

in Reiskleidern, die heute ihre letzte Morgenpromenade machen, und mit riesengroßen Bouquets umherstolzieren, welche ihnen, der Sitte gemäß, von Freunden und Verehrern als duftender Abschiedsgruß gespendet werden. Die Herren mit umgeschmalteten Geldtaschen und im grauen Reisekostüm, und zwischen den Klängen der Musik, die heute auch nachlässig und in gemäßigtem Tempo ihre Weisen dudelt, hört man überall nur die großen Fragen erörtern: „Wohin gehen Sie? Wann reisen Sie?“

Sie können denken, daß auch mich diese Frage lebhaft beschäftigt, und daß auch ich durchaus nicht die Absicht hege, als gelangweilter Fremdling auf dem Courplatz unter den Bäumen zu wimmeln! Nein! Meine Tochter hat mit mir auch dem Courplatz den Abschiedsbesuch gemacht, und wir haben unsere Abschiedsbouquets empfangen, und wenn man uns fragt: „wann und wohin reisen Sie?“ so haben wir geantwortet: „wir reisen morgen früh, machen zuerst dem Herzog Ernst von Coburg und seiner edlen Herzogin auf Schloß Rahlberg bei Coburg einen Besuch, und dann geht's nach Marienbad im lieben schönen Böhmerland. Leben Sie wohl! leben Sie wohl! und seien Sie herzlichst gegrüßt.“

Louise Mühlbach.





In meinem Reliquienschränken, dem ich entnahm, was ich von Erinnerungen an meine liebe Mutter erhalten zu sehen wünschte, fallen mir, mit verblaster Tinte und vergilbtem brüchigem Papier die Briefe meines theuren Vaters an seine so innig geliebte Gattin in die Hände. Mehr als 50 Jahre sind, seit die meisten derselben geschrieben wurden, über unsre Weltkugel dahin gegangen, und die damals kräftige Männerhand, die aus dem reichen Empfinden, das ihn durchdrang, die Worte zu Papier brachte, ist längst zu Staub geworden! Sie enthalten so eine Fülle schöner Gedanken, die ihm die hohe Liebe zu seiner Frau in die Feder diktierte, so interessante Betrachtungen über Menschen und Zeitverhältnisse, lebendige Schilderungen aus dem Paris vor und zu Anfang des zweiten Kaiserreichs, daß ich nicht umhin kann diese Schriftstücke der Sammlung von Erinnerungsblättern an meine Mutter zuzufügen. Geben sie doch Zeugniß von dem reinen Geistesbund, der diese beiden Menschen vereinte, von dem ernstesten Streben und Arbeiten, das sie befeelte, von ihrem Kämpfen und Ringen, von ihren Anschauungen.

Sie mögen dabei stehn, diesen beiden edlen Menschen ein rechtes Geistesdenkmal, das von ihnen reden soll, wenn wir alle, die sie liebten, wie die Papiere, denen ich diese Gedanken entnahm, sich in Atome auflösten.

Thea Gbersberger.

Theodor Mundt an Clara Müller.

Leipzig, 13. Juli 1838.

Mein theures Fräulein!

Mancherlei Reisezerstreuungen verzögerten bis heut die Beantwortung Ihres lieben Briefes, den ich noch in Dresden empfing. Ich freue mich, daß Sie mir fortdauernd die Sympathieen ihrer jugendfrischen Seele erhalten und mein unstätes und doch vereinsamtes Leben mit Ihrer Freundschaft schmücken wollen. Ich sitze hier in Leipzig, wo ich früher abwechselnd längere Zeit zubrachte und mich diesmal von dem gemüthlichen, sanguinischen, gastlichen, fast allzu gastlichen Treiben dieses freundschaftlichen Krämer-völkchens ziemlich gut angesprochen finden. Ich bin hier freilich sehr glücklich situiert. Einmal erfreue ich mich der Nähe meines alten Jugendfreundes Kühne, und dann ist für angenehme und anregende Gesellschaft durch die Anwesenheit der Frau von Goethe gesorgt, die sich seit einigen Tagen hier befindet. Ottilie von Goethe ist ein höchst interessantes, originelles und tiefangelegtes Wesen. Es ist merkwürdig, daß der alte Goethe, dieser klare antikgehaltene Krystallfelsen, doch vorzugsweise romantische Naturen, seinen Gegensatz, in seine Nähe bannte. Das mysteriöse Verhältniß von Wilhelm Meister und Mignon ist für Goethe's eigenes Leben von prototypischer Bedeutung. So fand sich die wildromantische Rheinrize Bettina von Arnim zu ihm. So heirathete Ottilie seinen Sohn, um dadurch in die unmittelbare Nähe des hochherrlichen Alten zu rücken, dessen Liebling sie wurde. Wenn Sie Ihre Reise nach Dresden, zu der ich Ihnen von Herzen Glück wünsche, über Leipzig machen sollten, so müßten Sie durch mich die Bekanntschaft der Frau von Goethe machen, die

Die Zeit.

Der Augenblick ist launisch und verhöhrend,
Nach Willkür Dich bestimmend und verlegend.
Die Zeit im Ganzen ist gerecht, veröhnend,
Ausgleichend, göttlich waltend und ersehend.

Der Augenblick gehört dem Menschen eigen,
Und seinem ungewissen Drang nach Thaten,
Doch in der Zeit im Ganzen wird sich zeigen,
Dir Gottes Geist, wie Alles er berathen.

Drum sei auf's Ganze hoffnungsvoll gerichtet,
Wenn Dich die Angst des Einzelnen erschüttert;
In Gottes Geist ist schon der Streit geschlichtet,
Selbst wenn er noch in Deinem Busen zittert.

Theodor Mundt.

großes Interesse für Sie haben würde. Sie wird wohl länger als vier Wochen hier verweilen.

Ich wohne hier in einem hübschen Garten, aber im Hause des — russischen Consuls und habe das russische Wappen über meiner Thür. Dabei fröstelt's mich denn natürlich jedesmal, wenn ich nach Hause komme. Es ist gewiß eine große Schwäche von mir, nichts Russisches ausstehen zu können, und ich muß lachen, wenn ich an meine Collisionen mit dem Staatsrath Gretsch denke, den Sie Ihren lieben Freund nennen. Derselbe besuchte mich vor mehreren Jahren in Berlin und brachte mir einen Brief von dem Baron Stieglitz aus Petersburg, der ihn mir lebhaft empfahl. Ich war daher außerordentlich bemüht, diesem interessanten, aber schroffen und schneidenden Manne alles Liebe zu erweisen und er schenkte mir auch seine russische Grammatik, die er dukendweise in Berlin vertheilte. Wir fuhren zusammen aus, um Besuche zu machen, und ich half ihm beim Einsteigen sehr höflich in den Wagen, beim Aussteigen wieder. Er ließ es sich gefallen, obwohl schon mit verhaltener Verdrießlichkeit, denn er schien keine Höflichkeit ausstehen zu können. Als wir den Besuch abgemacht und wieder einstiegen, half ich ihm abermals sehr höflich in den Wagen; da konnte er sich endlich nicht länger halten und platzte heraus: „Sie wollen ein Gelehrter sein? Sie sind ein K a m m e r j u n k e r!“ Ich setzte mich lachend in die Wagenecke und fing nun an, ihn ein wenig mit meinen Sarkasmen zu quälen, weil er meine Gutmütigkeit, die wirklich im Umgang sehr groß ist, gar zu sehr mißhandelt hatte. Ich muß ihn etwas stark dafür geplagt haben, denn ich glaube, ich sah ihn seitdem nicht wieder, und das war schade!

Haben Sie die Güte, mir auch Ihre „Fürstin“ zuzuschicken; es macht mir das größte Vergnügen, mich mit Ihren fortschreitenden Arbeiten zu beschäftigen. In Ihren Briefen seien Sie stets recht ausführlich und offen gegen

mich und schreiben Sie mir Ihre jedesmalige Stimmung ganz rückhaltslos ab; das gewährt uns bei unserem Umgang in die Ferne hinaus große Vortheile. Für das, was Sie mir von Ihrem seligen Herrn Vater erzählten, bin ich Ihnen sehr dankbar, mein liebes Fräulein! Mein Herz ist im Stande, solche Männer zu lieben und ich wünschte ihn wohl gekannt zu haben. Ich taue überhaupt mehr zum Umgang mit Männern, als mit Frauen, oder ich muß hier wohl sagen, mit Damen.

Mitte August breche ich auf, um nach Italien zu gehen; ich komme dann wohl über Dresden und habe das Vergnügen, dort Ihre Bekanntschaft zu machen. Als Sommeraufenthalt kann es nichts Reizenderes geben als Dresden, die Natur macht dann das phlegmatische Geschlecht der Menschen vergessen oder lehrt, sie wohlwollend als ergößliche Staffage der Landschaft zu betrachten. Im Winter ist Dresden eine gottverlassene Einöde. Doch kommt natürlich alles auf die Verhältnisse an, auf die man gerade gewiesen ist, und wenn die Ihrigen meinen Wünschen entsprechen, so werden Sie der erfreulichsten Art sein. Daß Sie eine Mecklenburgerin sind, mein Fräulein, ist mir gerade recht, denn ich liebe Mecklenburg und stimme nicht mit dem leichtfüßigen Laube, der auch einen viel zu geschwächten Magen hat, um jene Klöße, über die er sich mit Unrecht lustig macht, vertragen zu können. Von Ihrem letzten Brief aber sind Sie mir noch ein Zettelchen schuldig, das Sie als beigelegt erwähnen, ich aber nicht gefunden habe. Sie sehen, daß mir Ihre Briefe nicht zu lang sein können, weil ich noch mehr erwünsche als da ist.

Erfreuen Sie mich recht bald wieder durch Ihre Zuschrift, und verschaffen Sie mir in jeder Weise Gelegenheit, Ihnen zu dienen! Seien Sie meines herzlichsten Interesses beständig versichert! Sie werden es jetzt schön haben in Ihrer grünen, fruchtbaren Heimath, und das herrliche Wetter

wird Ihre holden Schwärmerereien begünstigen. Alles
Schönste und Beste Ihnen! Bleiben Sie mir freundlich
zugeneigt und gedenken Sie gütig

Ihres getreu ergebenen

Theodor Mundt.

Adr.: Herrn Dr. Kühne
in Leipzig, Place de repos.

Brief von Theodor Mundt an Clara Müller
vor der Vermählung.

Berlin, 1. Juni 1839.

Liebe Clara! Theures geliebtes Kind! Du hast
mich mit Deinen Brief unendlich beglückt! Ich werde
stündlich froher über Dich und bin überzeugt, daß ein
gütiger Gott das Dasein des Einen von uns dem Dasein
des Anderen gegeben und bestimmt hat. Was kann es
Herrlicheres geben? Wenn in meiner Seele ganz und
gar für Dich Liebe, nur Liebe, ist, wenn wir also über
das Ewige in unserem Verhältnis einig sind, so muß ich
Dir auch, was vielleicht sonderbar klingt, noch sagen:
daß Du mir auch ganz und gar gefällst und mich ent-
zückt hast in Betracht des gewöhnlichen Leben-Verkehrs,
auf den die Menschen miteinander angewiesen sind. Der
Gedanken macht mich heiter und lebenslustig, mit Dir
Tag um Tag verbringen zu können, und die schöne
Sorge, Dein Glück zu bereiten, wird eine neue Aufgabe
meines Daseins und meiner Thatkraft sein. Wie scharf

ich auch das Bewußtsein über die Grenzen des menschlichen
Glücks und menschlichen Umgangs habe, so werde ich
doch keinen Augenblick traurig darüber, wenn ich in dieser
Beziehung jetzt an Dich denke. Ich habe großes Ver-
trauen zu einer Zukunft mit Dir, und wenn sich alle
Menschen mit der Zeit mißverstehen, so glaube ich doch,
daß, wenn man so ist wie wir, man darauf rechnen kann,
es werde, welche Stürme und welcher Lebenshohn auch
über uns kommen mögen, doch immer ein tiefer und un-
erschöpflicher Grund der Liebe in uns verbleiben! Wir
könnten es also wohl wagen, unserem innerlich aneinander-
geketteten Leben auch die äußere hergebrachte Form des
Bundes zu geben, welche Form allerdings nicht ganz
überflüssig ist, obwohl Du Dich nicht wundern mußt,
wenn ich sie etwas gleichgiltig ansehe. Vielleicht schiltst
Du mich, wenn ich Dir sage, daß ich im Stande bin,
dergleichen mehr wie zufällig und en passant abzumachen;
wenn gerade irgendwo eine Kirchenthür aufsteht, treten
wir ohne Vorbereitung rasch hinein und wieder heraus.
Wenn man über das Göttliche einig ist und davon so voll
und stark ist, wie wir, so legt man nicht gern höheren
Wert auf gesellschaftliche Convention, besonders wo sie
mit ihrer pedantischen Geschäftsmiene kommt. Eben des-
halb aber, weil Du weißt, wie ich den formellen
Bund nur wie etwas Hinzutretendes ansehe, sollst
Du nicht glauben, daß ich die auffällig und Dir
unangenehm gewordenen Umstände unseres letzten Zu-
sammenseins anders als wie einen solchen günstigen Zu-
fall betrachte, der fördernd und nöthig ist, um rasch
Conventionelles zu beschließen und abzumachen. Zu
etwas Wesentlichem, das vorher nicht da war, wür-
den wir Beide uns nie durch Reibung der Umstände
bewegen lassen, weil wir Beide zu heilige Ansichten
von menschlicher Persönlichkeit und Freiheit haben. Aber
mein wesentliches Trachten ist, daß Deine Freiheit meine

werde und meine Deine, und daß die Persönlichkeit des Einen die Persönlichkeit des Andern sei! Da hast Du meine Hand, Clärchen, wenn es denn Dein Wunsch ist sie zu fassen für das Leben und darüber hinaus! Mit frohem und gutem Muth, mit leichtem Sinn, weil aus tiefem Grund, wollen wir miteinander sein und immer bleiben. Ich komme, um meinen Wunsch, Dich zu besitzen, in die Hände Deiner Mutter nieder zu legen. Meine Ueberzeugung aber gegen gesellschaftliche Convention und Feierlichkeit in solchen Dingen ist unbezwinglich, darauf kannst Du fest rechnen, und Du mußt mir helfen, theure Seele, darüber hinauszukommen. Alle und jede Formen, die zu einer wirklichen Erklärung unseres Verhältnisses vor der Welt dienen, sollten fern von allen diesen Verwandten, am liebsten in Dresden, in diesem Sommer stattfinden. Bist Du damit einverstanden und erkennst Du mich auch nicht darin? Und willst Du mit Deinem klugen Köpfchen auch alles thun, um dies zu meiner und Deiner Zufriedenheit zu gestalten? —

Ich drücke Dich fest an mein Herz, geliebte Seele! Sage Deiner vortrefflichen Mutter alles Liebe und Gute in meinem Namen. Gott behüte Dich, mein Clärchen.

Dein treuer Mundt.

Theodor Mundt an seine Frau.

Paris, 14. August 1851.

Mein geliebter einziger Schatz! Ich schrieb Dir zuletzt am 11. d. M. von hier, und obwohl dieser Brief noch nicht in Deine Hände gelangt sein wird, so folge

ich doch meiner Sehnsucht nach Dir, und greife schon wieder zur Feder, um mir damit das frohe Bewußtsein zu schaffen, daß der Faden, der zwischen uns innerlich nicht abreißen kann, auch äußerlich stets fortgeht und uns dauernd und tagtäglich umschlingt. —

Paris ist wunderschön bei dem heiteren prächtigen Wetter, das hier ununterbrochen herrscht, und dem nie abreißenden Treiben und Gewühl eine festliche und zugleich ungemein harmlose Beleuchtung giebt. Paris feiert dann auf den Boulevards und in den Champs-Élysées seinen Hezensabbath, der aber fast etwas von einer Idylle hat; so unschuldig habe ich Paris noch nie gesehen. Die Schlange sonnt sich ihre Ringe auf die graciöseste Weise. An Politik denkt kein Mensch, sie wird nur noch in den Leitartikeln der Zeitungen gemacht, die aber auch gar keinen Einfluß mehr auf die öffentliche Bewegung ausüben: Die Franzosen fangen an, in der Republik sich zu depolitifizieren. Paris macht in diesem Augenblick ganz und gar den Eindruck auf mich, wie Wien in der besten Metternich'schen Zeit. Nur Plaisirs, und nichts als Plaisirs. Es ist jetzt sogar eine Aktiengesellschaft zusammengetreten, um das Pariser Vergnügen in Entreprise zu nehmen. Man zahlt 15 Francs Einfaß und hat dafür 30 Tage hindurch an jedem Tag die Pariser Plaisirs, als da sind: ein Billet zur Oper, eine Einladung zu einer Landpartie, ein Concert, Concert bei einem ländlichen Festdiner u. Im Schweiß seines Angesichtes könnte man hier die Republik suchen, und nirgend finden. Ich habe es schon aufgegeben, sie zu finden, da sie hier überhaupt nicht existirt. Ich nutze meinen Tag so gut es bei der großen Hitze gehen will, laufe nach Leibeskräften und nach allen Weltgegenden umher, bringe dieses und jenes zu Papiere und bereite dabei mancherlei in meinen Gedanken vor, was wohl in Berlin zur Ausföhrung gelangen wird. Mit Abstaten von Visiten halte

M i h b a c h, Erinnerungen.

ich mich nicht sehr auf, weil dadurch in der That, so wie der Franzose ist, nur ganz unnütze Zeit verloren geht, wenn man nicht längere Zeit darauf verwenden kann, die Konsequenzen einer Bekanntschaft zu nutzen. Auch steht die Jahreszeit dabei im Wege. Viele meiner früheren Bekannten sind entweder verreist oder auf dem Lande, und so bin ich in der That eine Art von *eremit de la chaussée d'Antin*, in welcher Straße ich wohne, obwohl ich immer dahin einstecken gehe, wo das Lebensgewühl am dichtesten ist. Seit einigen Tagen sind auch S's. hier, und Mügge, dem ich zufällig in den Boulevards begegnete. S's. haben sich hier noch mit einer Judensippe aus Berlin vereinigt, (Sanitätsrath H. und Frau), die es mir unmöglich macht, mich ihnen mit anzuschließen. Denn wenn man an den Judenaffen, die man in Berlin zurückgelassen hat, auch in Paris noch zehren sollte, so müßte man sein Reisegeld von vornherein für fortgeworfen erklären. Indes machte ich gestern mit dieser Gesellschaft und mit Mügge die Reise nach Versailles, wo mir das von Louis Philippe gegründete National-Museum neu war. Es ist dies eine Schöpfung, die dem letzten König der Franzosen alle Ehre macht, und an der er sein durch Börsenwucher und Geiz zusammen-gescharstes Geld sehr gut angewandt hat. Die ungeheure Bildergalerie, die er hier zusammengebracht und zum Theil durch seine Bestellungen neu geschaffen hat, erstreckt sich fast durch alle Flügel und Stagen des kolossalen Schlosses. Die Bilder stellen die französische Nationalgeschichte in einem großen einheitlichen Zusammenhange dar, wie man es sonst noch nirgends gesehen, darunter die gewaltigsten Meisterstücke von August Scheyffer, Horace Vernet, Le Gros u. A. Für die Verherrlichung seiner Bühne hat Louis Philippe besonders zu sorgen verstanden. Er hat ihnen in einem Prachtsaal eine eigene Gallerie gewidmet, wo die im afrikanischen Krieg aus-

geführten Heldenthaten der Prinzen von Joinville, Nemours und Orleans durch den Pinsel Horace Vernet's in Bildern von ungeheuren Dimensionen und außerordentlicher Kunst und Kraft dargestellt sind. So sorgte der alte Spekulant auf dem Thron in jeder Weise für das Ansehen und den Glanz seiner Familie, und hielt es doch bei dem ersten Sturm für das Beste, bei Nacht und Nebel davon zu laufen und Alles im Stich zu lassen.

Die Nothen und Sozialisten haben in dieser Beziehung gewiß ganz Recht, wenn sie von der Republik verlangen, daß sie auch das eigentlich Menschliche in Staat und Gesellschaft ergreifen und zu einer neuen Höhe heranzubringen helfen solle. Ueber die Mittel dazu dürfte man freilich sehr mit ihnen zu streiten haben, aber die Wichtigkeit der Forderung sieht man umsomehr ein, je mehr man das hohle Scheinbild der jetzigen Republik kennen lernt, die mit Allem, was eigentlich zur Befriedigung des Menschen gehört, durchaus in keiner Verbindung steht. Es ist wahr, die Republik läßt eine bessere Polizei aus, als man sie selbst unter dem alten Absolutismus in Frankreich gekannt, und namentlich die Pariser Straßenzustände sind jetzt ganz und gar zur Satisfaktion der Sittlichkeit gereinigt; das Palais Royal, sonst die Lasterhöhle Frankreichs, ist nicht wieder zu erkennen. Dagegen geschieht auf der anderen Seite gar nichts, um den Volksg Geist zu heben. Vielmehr greifen Mysticismus, Aberglauben und alle möglichen auf denselben berechneten Betrügereien täglich mehr um sich. Neulich war ich in den Champs-Élysées in einem kleinen Theater, in dem eine berühmte *Sommambule*, Mlle. Prudent, eine Vorstellung, die in Gegenwart ihres Arztes stattfinden sollte, angekündigt hatte. Das sehr elegant und zierlich decorierte Lokal füllte sich allmählich. Im Orchester steht ein Klavier, ein junger Mann setzt sich davor und beginnt die Overture.

Mein Herz klopft mit einer gewissen bangen Erwartung. Endlich geht der Vorhang auf, und zu meinem größten Erstaunen beginnt zuerst ein Puppenspiel. Man giebt *le diner le Madelon*. Die Puppen spielen gar nicht übel. In Frankreich hat überhaupt das Puppenspiel noch eine gewisse Stelle in den *Plaisirs* behalten. Man amüsiert sich und das Stück geht zu Ende. Es wird wieder aufgezogen, und eine sehr elegant gekleidete, ganz hübsche junge Dame erscheint in Begleitung eines ganz fashionable aussehenden Herrn. Sie setzen sich beide auf zwei gegenüberstehende Stühle, mitten auf der Scene, hin. Sie schlägt die Augen nieder, und er sieht sie mit zärtlicher, lächelnder Theilnahme an. Dann zieht sie sich langsam die weißen Glacéhandschuhe aus, er nimmt sie ihr ab, faltet sie zusammen und steckt sie in seine Tasche. Hierauf hält der *dootour* — denn das ist er — eine kleine Rede an das Publikum über den Magnetismus, in dem er noch nie gesehene Resultate erreicht haben will. Nun magnetisirt er sie. Sie wird schläfrig und versinkt auf dem Stuhl in den magnetischen Schlaf. Krampfhaftes Zusammenpressen der Hände und Füße. Der *dootour* versichert, daß er mit seinem *Sujet*, wie er die junge Dame immer nennt, durchaus Eins sei, und sie Alles auszuführen genötigt sei, was in seinem Innern stillschweigend vorgehe. Beiläufig gesagt, ist dies *Sujet* offenbar schwanger, denn ihr Leib befindet sich sichtlich in einem Zustande, den man nicht anders bezeichnen kann. Zuerst werden dann einige Versuche mit der Magnetnadel gemacht, um die Abweichung zu zeigen, welche dieselbe dem magnetischen Subjekt gegenüber macht. Dann werden Leute aus dem Publikum aufgefordert, auf die Bühne herauf zu treten und dem *dootour* irgend einen Auftrag, natürlich ganz leise, zu geben. So wie der *dootour* es dann will und denkt, muß das *Sujet* es ausführen. Man sagt ihm nun: sie solle der und der Dame im Publikum

ein Bouquet bringen, oder dem einen Herrn den Hut abnehmen und ihn dem Andern aufsetzen. *Dootour* streckt bloß die Hände über ihr Haupt aus, und sie führt es mit der größten Akkuratess und Feinlichkeit aus. Dann wird eine Pause gemacht. Es wird ein Seil aufgespannt und eine Puppe tanzt auf demselben. In der zweiten Abtheilung stellt die *Sonnambule* lebende Bilder dar. Im Saal herum werden erst Karten gereicht und irgend welche Personen haben darauf ein Thema zu schreiben. Der *dootour* braucht dann bloß das Thema zu lesen, die Hände auszustrecken, zu sagen *je l'ordonne et je le veux* und die *Sonnambule* stellt dann sofort alle diese Themata dar, wirft sich an die Erde und ist die sterbende *Cleopatra*, oder stellt die *Venus von Milo* oder die *Judith* dar, worauf er jedesmal den erledigten Zettel in das Publikum zurückwirft. Mit solchen Charlatanerien und Betrügereien amüsiert man sich in der französischen Republik.

Für heute lebe wohl, mein geliebtes Herz! Ich frage fortwährend und alle Tage: warum haben wir uns eigentlich getrennt? Ich habe gesehen, daß uns ein Aufenthalt zu zweien hier in Paris nicht so viel kosten würde, um ihn nicht bald einmal ausführen zu können. Obwohl man eine gute Portion Geld hier braucht, so ist Paris bei weitem billiger, als jetzt Wien. Es ist billiger hier als früher und obwohl man vom Communismus noch sehr weit entfernt ist, so scheint doch die Republik wenigstens das Aufschlagen der Preise verhütet zu haben. Ich wollte Dir heute recht viel aus dem Herzen heraus schreiben, aber ein Brief bleibt doch immer nur ein höchst mangelhaftes Communicationsmittel. Heute nur noch die innigsten Seelengrüße.

In treuer Liebe
 ewig Dein
 Theodor Mundt.

Paris, 20. August 51.

Mein theuerstes, geliebtes Herz! Warum höre ich denn so wenig, so garnichts von Dir? Ich bin in der That ganz verzweifelt, daß ich keinen Brief von Dir erhalten kann und unternehme täglich mit schwerem Herzen die weite und beschwerliche Wanderung nach der Post, wo ganze Haufen von Briefen ankommen, aber keiner für mich und wo mich oft Hypochondrie beschleicht, daß die republikanische Nachlässigkeit der Postbeamten sich nicht die gehörige Mühe giebt, die Adressen nachzusehen und den mir von Dir gesandten Brief auszufuchen. — Der Aufenthalt war mir hier sehr lehrreich und in mancher Beziehung anregend, aber ich bin jetzt auch schon des diabolischen, verschlammten und verschleimten, fried- und resultatlosen Treibens müde und sehne mich, die nächsten Wochen irgendwo in Stille zu verleben, meine Gedanken und Eindrücke zu ordnen und einige Arbeiten anzulegen, die sich an meinen Pariser Aufenthalt knüpfen werden. Ich habe genug von Paris, wo die Hitze jetzt immer drückender und unerträglicher wird und die wenigen Bekannten, die ich hier aufgesucht, ebenfalls im Begriff sind, fortzugehen. —

Ich kann mir recht gut denken, wie sehr alle Deine Verwandten sich freuen, Dich dort zu haben und wie sie Dir jede Stunde, die Dich ihnen entzieht, streitig machen werden. Dies mögen zum Theil noch stärker andringende Klutthen sein, als das Pariser Lebensgewühl, von dem man mächtig getrieben, aber auch ebenso mächtig wieder abgestoßen und auf sich selbst zurückgeworfen wird. — Unser Wiedersehen wird sehr schön sein und ich freue mich schon jetzt von ganzer Seele darauf! Es ist zwar traurig, daß wir in Berlin leben müssen, wo ein elendes, kleinliches und verdummtes Volk, gegängelt und beherrscht von ebenso kleinlichen und schwach sinnigen Intriquanten, auch für

unsere persönliche Existenz die Bedingungen abgiebt. Aber wir sind doch zusammen, wir Beide, in treuer Gemeinschaft und Arbeit und tragen in uns alle Fähigkeiten, in dem begrenzten Raume unserem Leben das Beste abzugewinnen und alle Ungerechtigkeiten, die man uns erweist, siegreich zu belächeln. Auf die Staatsform kommt es heutzutage weniger als je an. Man sieht dies ein, wenn man, wie ich, drei Wochen lang in Paris herumgelaufen ist und die Republik nirgends finden kann. Wenn die Republik nicht den ganzen Menschen erneuert und umschafft, so ist sie nichts werth, so existirt sie nicht. In dieser Beziehung haben die Nothmen und Socialisten ganz recht. Es kann heutzutage nur die sociale Republik geben, wenn es eine Republik geben soll, wobei die Frage ihrer Verwirklichung eben eine andere Frage ist. Mir scheinen die Menschen überall zu corrumpirt und zu wenig natur- und lebenskräftig, um noch ein neues Leben beginnen zu können. In der Republik aber muß man ein neues Leben anfangen. Hier gilt besonders das Wort des Evangeliums, daß man nicht neue Flecken auf ein altes Kleid heften soll. Indes ist es mit dem Bestande der französischen Republik doch immer eine eigene Sache. Die Monarchisten wollen aus der characterlosen Indifferenz und Schwäche, mit der hier überall das republikanische Element gehandhabt wird und sich fortbewegt, beweisen, daß die Republik keine Wurzel geschlagen hat. Aber nichts destoweniger besteht die Republik gerade durch diese ihre Indifferenz, und wenn durch sie nichts besser geworden, so ist doch auch durch sie nichts schlechter geworden, was immer einen starken und fortlaufenden Beweis gegen die Nothwendigkeit des Königs-hauses liefert. Es wäre daher im Interesse der Reaction, die Republik gerade aus dieser ihrer Indifferenz, in die sie bis über den Kopf versunken ist, herauszureißen und ihr dadurch diesen fetten und nährenden Schlamm Boden zu entziehen.

S's haben gestern Paris verlassen, nachdem sie sich acht Tage lang mit allen Sehenswürdigkeiten abgequält haben. Die beiden Leute sind an sich ganz lebenswürdig, aber sie hatten hier stets einen Schweif von Berliner Juden — fast die ganze Spandauer Straße — auf den Boulevards hinter sich und da mußte ich mich für meine Person zu dem *sauve qui peut* bekennen. Die Welt verdient es nicht, daß man sich ihrer Rücksichten wegen auch nur einen Augenblick lang genirt, wenn man nicht bei den Haaren dazu gerissen wird. Ich bemerke zuweilen zu meinem Schrecken, aber keineswegs zu meinem Nachtheil, daß ich egoistischer und abgeschlossener werde als sonst. Man muß einmal sehen, wie weit man damit kommt. Ich befinde mich sehr gut dabei. Ich hatte bisher in der gutmüthigen Rücksicht für die Individualität anderer Menschen zu viel geleistet. Glücklich wo zwei Menschenherzen so zusammengeklungen sind, wie die unsrigen! Da ist die Hingebung grenzenlos und je unbedachter sie ist, um so befriedigender! Lebe wohl meine einzig geliebte Clara! — Deiner lieben verehrten Mama, dann Deinen Verwandten und Brüdern die angelegentlichsten Grüße! Der Himmel behüte Dich!

Mit ewiger Liebe

Dein

Theodor Mundt.

Bruchtheil eines Briefes von Breslau.

27. April 1850.

Mein theures geliebtes Herz! Ich werde Dir für den lieben herzlichen Brief, den ich vorgestern von Dir empfing, heute nur mit wenigen Worten und Grüßen

danken können. Die Beendigung der zweiten Sektion der Matadore macht mir noch viel zu schaffen. In den ersten Tagen konnte ich hier natürlich gar nicht zum arbeiten kommen und habe deshalb schon länger kein Manuscript nach Wien gesandt, worüber mir der Kopf bereits etwas heiß wird. Morgen indeß geht wieder ein vollständiger Abschnitt ab, leider nicht der letzte. Außerdem habe ich noch mehrere Correspondenzen und einen Leitartikel für die Spener'sche über die hiesigen katholischen Wirren geschrieben, der wohl in der Sonntagsnummer abgedruckt stehen wird. An Ladenberg schickte ich vorgestern eine ausführliche Mittheilung über die hiesige Sachlage in einem vertraulichem Schreiben, und empfahl ihm, einen besonderen Commissarius herzusenden, da er sich auf die hiesigen Beamten nicht verlassen kann. — Ich lebe hier bereits eine ungemein verklemmte Existenz, in welche Dein Brief und die Mittheilungen, die er enthielt, wie Sonnenstrahlen hineinfielen. — Aus Deinem Brief ersehe ich mit großer Freude und Genugthuung, daß unsere Berliner Freunde sich Mühe mit Dir geben. Du lebst jedenfalls wie eine Gottheit auf einem Triumphbogen, gegen mich Zellengefangenen.

Mit dem Fürstbischof werde ich nicht, wie Du meinst, einen Compromiß schließen können. Der geistliche Absolutismus ist mir noch schrecklicher als der politische, er macht uns unbedingt zu Knechten. Die katholische Suprematie war mir vor jeher das Unleidlichste, was ich mir nur denken konnte. Dem Despotismus gegenüber führt der Geist noch immer seinen Freiheitskampf. Aber die Kirche würgt zuerst den freien Geist ab und macht ihn kampfunfähig. Fort mit dem ganzen Trüdel, der sich Kirche nennt, die Pfaffen sind noch viel schlimmer als die Fürsten. So lange es noch Pfaffen gibt, sind die Menschen noch Kinder und Narren. Nur in der freien Menschenbrust stehen Gottes Altäre. Ein

Bischof ist in meinen Augen nur ein skandalöser Popanz, an dem die Schwäche und Selbstentmannung sich abreibt. Wenn die Menschen erst aufgehört haben werden, der Eitelkeit und dem Luzus zu fröhnen, dann werden sie ein frommes und würdiges Leben führen. Dann wird Dein Tobias*) nicht mehr um einige Thaler die Seinen verlassen müssen. Warum ist mir denn dies eigentlich geschehen? Ich habe mich doch so lange durch eigene Kraft aufrecht erhalten können.**)

Bruchtheil eines Briefes aus Breslau.

10. Mai 1850.

Eben kommt Dein lieber herrlicher Brief und macht mir, wie alles von Dir herzliche Freude. — Ich freue mich von ganzem Herzen auf unser Wiederzusammensein, das doch nun schon in näherer Perspektive steht. Du wirst freilich die kleine Elfe (Th. M's. Tochter ist gemeint) bald sehr vermissen, aber die Kinder sind eben wie göttlicher Natur, daß sie ganz in der Gegenwart leben und darum vermissen sie nichts, weil sie immer nur das genießen, was sie haben. Erst später wächst der Mensch zu dem zwischen Vergangenheit und Zukunft eingeklemmten Ungeheuer heran, das genießen will, was es nicht hat und haben will, was es nicht genießt. Den Kern unseres Menschenhafes muß die Menschenliebe bilden. Das mag paradox klingen, aber es ist die einzig wahre Position,

*) Bezieht sich auf einem Vergleich, den seine Frau mit ihm und dem Tobias der heiligen Schrift anstellte.

***) Th. M. hatte eben seine Stellung in Breslau angetreten.

die man heutzutage nehmen kann. Die Menschen kommen mir heute alle vor wie auf dem Schub. Wo sie hingbracht werden, weiß ich nicht, aber wir befinden uns mit auf diesem Schub und müssen mit den Collegen unserer Verworfenheit Nachsicht haben. — Mit einem meiner Collegen, Prof. Tollkampf, (der früher Abgeordneter in Frankfurt und Berlin war) bin ich in nähere Berührungen geraten und wir besuchen uns öfter. Der Mann hat früher sieben Jahre in Amerika gelebt und fühlt sich in Breslau ebenfalls wie ein Mops im Tischkasten. Als Mops-Collegen haben wir uns darum ganz freundlich beiekt. Er schildert mir das amerikanische Leben, besonders in den großen Städten sehr reizend und wie einen neuen jungfräulichen Prozeß des Menschenlebens. — Der neuerberufene Professor v. Siebold (physiologische Celebrität) hat mir zuerst seinen Besuch gemacht, mich aber nicht getroffen, so daß ich nun nächster Tage bei ihm angerückt kommen werde. —

Berlin, 8. Juli 1853.

Meine theuerste einzig geliebte Clara! Endlich, gestern, ein Lebenszeichen von Dir, dem ich schon ungemein ungeduldig entgegen harrte. Doch mag es Dir schwer geworden sein, gleich nach Deiner Ankunft zu schreiben und zu berichten. Mir fiel gleich nach Deiner Abreise, wo ich in die leere verlassene Wohnung zurückkehrte, die mir zurückgebliebene Dedo aufs Herz und in diesem Eindruck habe ich auch bis jetzt, ohne Dich, meine Tage hier verlebt. Wir sind nicht mehr solche Abeschüler des Lebens, daß wir die schulmeisterliche Lehre der Trennung bedürfen,

um unsere Zusammengehörigkeit wieder desto fester an unser Herz zu schließen. Sie ist in demselben als unser Gesetz tief eingedrückt, und ich denke, wir wollen sie darin behalten, ohne rucklos daran zu rütteln. —

Heute morgen überraschte mich Hebbel durch seinen Besuch; er befindet sich auf der Durchreise nach Hamburg, wo ihn seine Frau schon erwartet, hier, und bedauerte außerordentlich, Dich nicht angetroffen zu haben. Er geht mit unveränderter Sicherheit von sich selbst und seiner hohen Aufgabe erfüllt und diese wahrhaft beneidenswerthe Zuversicht, mit der er sich besetzt, scheint ihm zugleich ein beständiger Springquell guter Laune. Er hat Recht, sich so zu halten und in seinen Augen ein Riese zu sein, der über lauter Zwerge hinwegspaziert. Seine Regung ist mächtig genug und die Zeit ist schlecht genug dazu, um ihr nichts weiter mehr als Egoismus und Hochmuth der Persönlichkeit entgegenzusetzen; nota bene für den, dem es Spaß macht. Auf der andern Seite scheint es nicht mehr der Mühe werth, unseren so kläglich herabgekommenen Zeitgenossen noch überhaupt eine Rolle vorzuspielen. Nach Amerika und eine einträgliche Industrie treiben! wird doch das Ende vom Liede sein. Freund Marx, (A. B. Marx, bekannter Musikschrijftsteller) wandte neulich auf sich und seine Stellung das Wort an, welches der Shakespeare'sche Coriolan über sich an die Römer sagte: „Nicht Ihr verbannt mich, ich verbanne Euch!“ Es ist allerdings das schönste Wort, mit dem man ins Exil gehen kann. Verbannung ist freilich ungenügend. Aller Loos, die wir etwas Großes gewollt haben. Aber die größte Weisheit liegt doch darin, wie Diogenes zu sein, der den Sonnenstreif um seine Hundehütte so hoch hatte, daß er selbst einen Alexander daraus wegwies.

Der Druck Deines Buches schreitet schon rasig vorwärts, und ich habe bereits zwei Korrekturbogen davon gelesen. Die kräftige, sichere und lebensvolle Zeichnung

hat mich von Neuem auf das Höchste befriedigt. Dein schönes bedeutendes Talent ist jetzt in seiner eigentlichen Ausgestaltung begriffen und wenn Du nicht in Deutschland wärest, wo man für Froschseelen und gemeine Schlingel arbeitet, würde am Gipfelpunkt Deiner Bahn der höchste Ruhm ansstrahlen. Doch muß man thun, was man sich selbst schuldig ist. —

Schreibe mir recht bald, geliebtes Herz! Deine Briefe sind meine einzige Freude! Von ganzem Herzen und für alle Ewigkeit.

Dein

Theodor Mundt.

Paris, 8. Oktober 1857.

Meine theure, einzig geliebte Clara! Gestern war ich endlich glücklich auf der Poste restante, wo ich sonst schon anfang als ein lästiger Querulant angesehen zu werden. Ich empfing Deinen schönen trostreichen Brief, der mich wie mit einem beglückenden Zauber Schlag wieder in Deine Nähe versetzte, und aus dem einsam beobachtenden Wanderer, der fast schon zu verzagen anfang, wieder einen stolz gehobenen, im Besitz seiner höchsten Glücksgüter sich fühlenden, die Segel von Neuem lustig aufziehenden Menschen machte! Ich danke Dir tausendmal für diesen Brief, der Du selbst bist; ich danke Dir für Dich, für Dein reiches, großes, die ganze Welt in sich tragendes Herz, die glückliche Insel, auf der ich meine durch Dich ewig geborne Heimath gefunden habe! Wäre ich nur erst wieder bei Dir! Die Reise ist für meine Zwecke in

vieler Beziehung belohnend, aber als das einzig belohnende Heil derselben schwebt mir doch die Rückkehr zu Dir vor.

Ich setze meine Wanderungen durch Paris nach allen Richtungen hin fort und spiele auf dem macadamisirten Pflaster den deutschen Ueberall und Nirgends mit so viel Behagen und Nutzen, als ich kann. Auf dem Louvre brachte ich gestern noch einen halben Tag mit genauer Besichtigung des **musée des Souverains** zu, wo sich eine ganze Napoleonische Reliquiensammlung befindet, von dem in Egypten gebrauchten Pferdesattel bis zu dem Schnupftuch, welches Napoleon auf seinem Todtenbette auf St. Helena gebrauchte, um sich den Todesschweiß damit abzutupfen. Für meine Zwecke nahm ich ein genaues Verzeichniß dieser Reliquien auf, da man darüber nirgends etwas findet, ebenso wenig als über die **chapelle expiatoire**, heut will ich Studien über den **pont de Jona** und das **Marssfeld** machen, auch einige Vorlesungen auf der Sorbonne mitanhören. Abends geht es dann vielleicht in die italienische Oper, wo ich (ein feltner Fall in Paris) neulich kein Billet mehr bekommen konnte. Die Herrlichkeiten der italienischen Oper gehören freilich auch in Paris zu den **tempi passati**; ich habe sie noch unter Louis Philipp in all ihrem Glanz hier gesehen, aber die neueren Subjekte sind zu mittelmäßig und interesselos, und die hiesige Kritik nimmt Partei gegen die neuen Sänger und Sängerinnen, die man auch in musikalischer Hinsicht durchaus ungenügend findet. Nichts destoweniger bleibt die **opéra des Italiens** das Ras, auf dem sich die Adler von Paris sammeln. Die Theatervergünstigungen der heutigen Gesellschaft sind ja überall fast nichts als alter Trödel und verbrauchter Lumpenkrum, und die elegante und vornehme Welt geht hin in das italienische Theater, um sich zu zeigen. Auf dem Gymnase ist **La Jeannette** von Mugier bisher noch nicht gegeben

worden; sollte die Aufführung noch in die Tage meines Aufenthalts fallen, so gehe ich natürlich hin.

Sehr dankbar bin ich Dir für die Notiz über das neue Vergnügungs-Etablissement der Arbeiter, zu dem Du leider die Straße zu nennen vergessen; denn das schlägt ja ganz in meine hiesige Mission. Mir fällt aber ein, daß M. mir einmal sagte, wenn er auch nicht in Paris gewesen sei, so kenne er doch die Stadt und alle ihre Verhältnisse ganz genau. Vielleicht kann er Dir jetzt durch Inspiration sagen, wo jenes Etablissement liegt.

Was Du mir über Mirabeau schreibst, hat mich sehr glücklich gemacht, und gewährt mir bereits die einzige und höchste Genugthuung, auf die es mir bei meinen Arbeiten ankommt. Eine kritische Prüfung des Schlusses empfehle ich Dir angelegentlichst. Sollte die Erwähnung der neuen Instrumente beim Leichenbegängniß Dich nicht stören, so bitte ich es so zu belassen, wie ich es geschrieben habe. Erscheint es fremdartig, so habe die Güte, es zu streichen. Unendlich dankbar bin ich Dir für die Bemühung mit der Korrektur. Schreibfehler sind gewiß mehrere im Manuscript und Du machst Dich verdient, wenn Du so mißtrauisch als möglich bist. Die Aeußerung der alten Frau über das Sprengen und die Thränen wollte ich erst auch aufnehmen, aber es schien mir doch am Ende bedenklich, das Buch mit einem Kladderadatschwitz zu schließen.

Für heute lebe wohl, meine traute, süße Clara! Ich muß schließen. Gruß und Kuß an die Kinder, von denen ich nun durch Dich so erfreuliche Nachrichten habe. Mit zärtlicher Liebe

ewig Dein

Theodor.

Paris, 10. October 1857.

Gestern, meine Geliebteste, hast Du mir wieder den schönsten, frohesten Tag bereitet durch Deinen lieben, trauten inhaltvollen Brief, wofür ich Dir allen meinen Herzensdank sage! In Deinen Grüßen und Nachrichten flammte mir ein um so hellerer Sonnenblick empor, als Paris seit einigen Tagen schlechtes Wetter hat, und Du kennst die eigenthümliche Melancholie, welche dann sich auf eine fast wunderbare Art über der sonst in tausend Funken sprühenden Stadt lagert! Mein theures Herz! Deine Liebe ist doch das Schönste, was es für mich auf der Welt giebt, sie ist zugleich meine Tugend, meine Geisteskraft und meine Zukunft! Allen anderen Dingen, die ich noch vor Kurzem für nöthig hielt, um dem Leben Bewegung und Bedeutung zu erhalten, habe ich entsagen gelernt. Und so hat auch diese Reise, obwohl sie mir für meine Zwecke eine unendlich reiche Ausbeute liefert, doch am allermeisten für mich den Werth, daß sie mich abermals darauf hinweist, wie ich mein goldenes Vließ nicht in der Ferne, sondern nur bei Dir und mit Dir zu suchen und zu finden habe. Nicht als ob ich dies nicht auch schon zu Hause stets beglückend empfunden hätte, aber in der Ferne, wo sich tausend Neues um mich drängt, werden unsere eigensten Ueberzeugungen doch oft erst recht zum Eigenthum! Und dann ist man seines Eigenthums selig, wie es der größte Feudalherr nicht über seinen angestammten und angeerbten Grund und Boden sein kann!

Ich danke Dir, mein geliebtes Märchen, daß Du mich so getreulich au courant hältst über Dein Leben mit den Kindern und den Freunden. Deine Briefe sind die zauberischen Melusinenkästchen, die ich auf meinen Wanderungen durch Paris immer mit mir herumtrage. Häufig stehe ich dann in einer Passage still, öffne einen Schieber und blicke hinein, wo ich dann Dich mit den Kindern

leibhaft sitzen und mit verstehenden, leuchtenden Augen mir zuwinken sehe. —

Was Du über Mirabeau so Ausgiebiges schreibst, hat für mich den allerhöchsten Werth. Denn bei Deiner Wahrheitsliebe, die auch allein zwischen uns etwas helfen kann, nehme ich an, daß Deine bisherigen Eindrücke von dem Buche mehr in der Objectivität als in Deiner günstigen Auffassung begründet liegen. Deine eigne unbestreitbare Meisterschaft in diesem historischen Genre macht mir aber Deine Beurtheilung besonders bedeutungsvoll! Der Himmel gebe, daß Du Recht hast! Ich kenne zwar auch die Schwächen in meinem Buche, aber wünschte doch, daß das, was ich darin lebendig gewollt und gestrebt, überall oder wenigstens hier und da so günstig angesehen werden und so sehr zu seinem Recht kommen möchte, als es bei Dir der Fall ist. Was ist aber unserem lieben T. eingefallen? Sage ihm vorläufig meinen schönsten und erkenntnißvollsten Dank für seine zarte, freundschaftliche Gesinnung, die er mir jedenfalls auf diese Weise hat bethätigen wollen und die ich in der That zu schätzen weiß. Mein Gott, was soll ich aber anfangen, wenn die Menschen jetzt noch so gut gegen mich zu werden anfangen?!

Heut Abend werde ich nun Paris wieder verlassen. Die andauernden Regen- und Sturmtage, die jetzt über Paris herrschen und die Schornsteine in Straßen hinabschleudern, haben mir das Umherwandern in der letzten Zeit doch etwas erschwert. Ich habe mich in Paris vielleicht zu sehr abgelassen, aber ich komme dafür mit vielen neuen und interessanten Materialien zurück. Die letzten Tage habe ich ganz den Arbeiterverhältnissen gewidmet, bin auch in dem beispiellos großartigen Arbeitercafé auf dem neuen Boulevard de Strassbourg gewesen, von dem Du schreibst. Es giebt deren zwei, das Café de dix-neuvième siècle und das Grand Café parisien. Denke Dir einen Saal, wie den Berliner Opernhaus-

saal, aber mit noch größerer Pracht ausgestattet und an den Wänden mit unzähligen Goldspiegeln von ungeheurer Größe bedeckt. Der mittlere Raum des Saales, der mit einer Schranke von Eisenguß und Bronze umhegt ist, faßt einige dreißig Billards, an denen Blousenmänner oder Arbeitsleute in Hemdsärmeln und mit den Schürzen der Werkstatt, oft noch mit kalkbeschnuhten Stiefeln, Billard spielen. An den Wänden herum sitzen an Marmortischen und auf rothen Plüschdivans Arbeiter mit Frau und Kindern, zu einer *domio tasso* oder einem *petit verre domino* oder Karten spielend. Eine Menge Nebensäle, mit nicht geringerem Pomp ausgestattet, laufen von dem großen Saal aus. Der letztere hat eine große Thurmuhr, die mit einem mächtigen Klang jede Stunde schlägt und eine Melodie abspielt. Der Arbeiter zeigt sich hier mit ebenso großer Unbefangenheit wie Behagen als den Herrn der heutigen Situation von Frankreich. Man sagt, daß der Unternehmer, der ein unsinniges Capital hineingesteckt hat, vom Kaiser dazu aufgemuntert wurde. Er soll übrigens sehr gute Geschäfte machen, trotz der wohlfeilen Preise, die man für Kaffee, Bier u. s. w. zahlt.

Der historische Claren ist doch ein so abgeschmackter und dummer Witz, daß bloß die lieben Freunde sich darüber amüßeren könnten! Versuche der Neider, Dir die Freude an Deinem wahrhaften Triumphe und an der beispiellosen Verbreitung Deiner Werke, durch alle Stände, zu verleiden, konnten natürlich nicht ausbleiben. Die Gediegenheit Deiner Arbeiten, das vielseitige Quellenstudium, welches mit einer noch von keinem Anderen erreichten Natürlichkeit in die künstlerische Composition hinüberfließt, die hinreißende Frische der Gestaltung, die sich mit dem tiefsten Verständniß für alle historischen Motive verbindet, können Dir durch Niemand abgesprochen werden, um so weniger, da sie wirken, wie noch kaum ein anderer deutscher Autor gewirkt hat. Man lasse also diesen Kossak,

der die geheime Kräfte seines inwendigen Menschen auf Jedermann ausspeit, noch einstweilen dem Betrieb seines Gewerbes, der uns ja garnichts angeht. Seine Pfütze, in die er versinkt, erwartet ihn sicherlich.

Mittwoch Abend, wenn das Wetter am Rhein noch schön ist Donnerstag Abend! — liege ich wieder in Deinen Armen, mein geliebtes Herz! Es war wieder einmal ein Versuch, die Welt ohne Dich zu sehn! Die Welt ohne Dich ist aber nicht schön. Ich komme nun wieder, bei Dir zu suchen, was ich nirgends anders mehr finden kann.

Mit Gruß und Kuß für die Kinder ewig

Dein Theodor.

Verlag von Schmidt & Günther in Leipzig.

Preisgekrönt

auf der

Columbischen Weltausstellung in Chicago,
der Sächsisch-Thüringischen Ausstellung in Leipzig
und der Weltausstellung in Paris 1900.

Napoleon-Litteratur!

Napoleon I. und die Fräuen.

Von **Friedrich Masson.**

Uebersetzt von **Oskar Marschall von Bieberstein.**

Mit 47 Illustrationen. 6.—8. Auflage. Brosch. M. 4.60, geb. M. 5.60.

Napoleon I. zu Hause.

Von **Friedrich Masson.**

Uebersetzt und bearbeitet von **Oskar Marschall von Bieberstein.**

Mit 12 Vollbildertafeln. 3. Auflage. Brosch. M. 4.60, geb. M. 5.60.

Die Generalin Bonaparte.

Von **Joseph Curquan.**

Uebersetzt und bearbeitet von **Oskar Marschall von Bieberstein.**

Mit 11 Illustrat. 20 Bogen 8°. Brosch. M. 4.60, geb. M. 5.60.

Die Kaiserin Josephine.

Von **Joseph Curquan.**

Uebersetzt und bearbeitet von **Oskar Marschall von Bieberstein.**

Mit 9 Illustrat. 20 Bogen 8°. Brosch. M. 4.60, geb. M. 5.60.

Die Schwestern Napoleons

(Prinzessin Elisa, Pauline Borgese).

Von **Joseph Curquan.**

Uebersetzt und bearbeitet von **Oskar Marschall von Bieberstein.**

Mit 5 Illustrat. 20 Bogen 8°. Brosch. M. 4.60, geb. M. 5.60.

Caroline Murat, Königin von Neapel.

Von **Joseph Curquan.**

Uebersetzt und bearbeitet von **Oskar Marschall von Bieberstein.**

Mit Illustrationen. Brosch. M. 3.60, geb. M. 4.60.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Verlag von Schmidt & Günther in Leipzig.

Die Königin Hortense.

Von **Joseph Curquan.**

Uebersetzt und bearbeitet von **Oskar Marschall von Bieberstein.**

Mit Illustrationen. 2 Bände. Brosch. à Bd. M. 3.60, geb. à Bd. M. 4.60.

Das Liebesleben Napoleon I.

Von **Joseph Curquan.**

Uebersetzt und bearbeitet von **Oskar Marschall von Bieberstein.**

Brosch. M. 4.60, geb. M. 5.60.

Die Welt und Halbwelt

unter dem Konsulat und dem I. Kaiserreich.

Von **Joseph Curquan.**

Uebersetzt und bearbeitet von **Oskar Marschall von Bieberstein.**

Brosch. M. 4.60, geb. M. 5.60.

Preisgekrönt auf der Pariser Weltausstellung 1900.

Napoleon I. in Bild und Wort.

Von **Armand Dayot.**

Uebersetzt von **Oskar Marschall von Bieberstein.**

Mit über 500 Textillustrationen, Vollbildertafeln, Caricaturen und
Autographen nach den berühmtesten Malern, Bildhauern und Stechern.

In prachtvollster Ausführung. Gr. 8°.

In 24 Lieferungen à 60 Pf., complet brosch. M. 21.—.

Hochelegant gebunden, mit der Kaiserkrone in Elfenbein-Imitation
und unterlegtem Roth-Sammet. Preis M. 25.—.

Ca. 5000 Exemplare bereits verkauft!

Napoleons Feldzug in Rußland von 1812.

Mit ca. 100 Original-Vollbildertafeln und Textillustrationen.

Von **Faber du Faur,**

ehem. württemb. Artilleriemajor in der 8. Armee (Marschall Ney).

Mit Text von **Major von Kansler,**

ehem. württemb. Generalstabsoffizier.

In prachtvollster Ausstattung. Brosch. M. 12.—, eleg geb. M. 16.—.

Die Marschälle Napoleon I.

Von **Deffrès Lacroix.**

Mit Abbildungen der Generale zur Zeit Napoleon I.

Prachtausgabe: brosch. M. 9.—, geb. M. 13.—.

Vollausgabe: brosch. M. 6.—, geb. M. 8.—.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Verlag von Schmidt & Günther in Leipzig.

Napoleon I. Tagebuch von St. Helena.

Geführt von **Las Cases**.
Uebersetzt und bearbeitet von **Oskar Marschall von Bieberstein**.
2 Bände. Brosch. à Bd. M. 4.60, geb. à Bd. M. 5.60.

Directorium, Konsulat und Kaiserreich 1795—1815.

Von **Paul Jacqvois**.
Uebersetzt von **Oskar Marschall von Bieberstein**.
Mit über 600 Illustrationen und Vollbildertafeln.
Prachtvolle Ausstattung. Gr. 8^o.
In Prachtband geb. M. 24.—, brosch. M. 20.—.

Indwig XIV., der Sonnenkönig, in Bild und Wort.

Mit ca. 550 Textillustrationen, Vollbildertafeln, Caricaturen u. Autographen.
Nach den berühmtesten Malern, Bildhauern u. Stechern damaliger Zeit.

Von **Guil Bourgeois**.
Uebersetzt von **Oskar Marschall von Bieberstein**.
In 29 Lieferungen à 60 Pf., compl. brosch. M. 18.—, eleg. geb. M. 22.—.

Frankreich in Wort und Bild.

Seine Geschichte, Geographie, Verwaltung, Handel, Industrie u. Production.
Mit 455 Illustrationen. Von **Friedrich von Sestwald**.
57 Lieferungen à 75 Pf., oder in 2 Prachtbänden à M. 25.—.
Text-Ausgabe brosch. M. 4.50, geb. M. 6.—.

Die Bürgerin Gallien.

Von **Joseph Curquan**.
Uebersetzt und bearbeitet von **Oskar Marschall von Bieberstein**.
21 Bogen 8^o. Brosch. M. 4.60, geb. M. 5.60.

Der König von Rom.

Von **Ch. Laurent**.
Uebersetzt von **Oskar Marschall von Bieberstein**.
Mit dreifarbigem Umschlag. 22 Bogen 8^o. Reich illustriert.
Brosch. M. 4.60, geb. M. 5.60.

Napoleon I. in der Caricatur.

Von **John Grand-Carteret**.
Uebersetzt von **Oskar Marschall von Bieberstein**.
Mit 160 Illustrationen. Brosch. M. 3.60, geb. M. 4.60.

König Jérôme Napoleon und sein Garde du Corps.

Entworfen von **Moritz von Raisenberg**,
Verfasser der Memoiren der Baronesse Courtot.
Mit Illustrationen, facsimilirten Briefen und Dokumenten.
Leg.-8^o. Brosch. M. 7.50, eleg. geb. M. 10.—.

— Zu beziehen durch alle Buchhandlungen. —

Verlag von Schmidt & Günther in Leipzig.

Die Memoiren der Baronesse Cecile de Courtot,

Dame d'atour der Fürstin von Lamballe, Prinzess von Savoyen-Carignan.
Ein Zeit- und Lebensbild nach Briefen der Baronesse an Frau
von Alvensleben, geb. Baronesse Los und nach deren Tagebuche
bearbeitet von ihrem Urentel
Moritz von Raisenberg.
Zweite vermehrte und verbesserte Auflage. Gr. 8^o.
Brosch. M. 7.50, eleg. geb. M. 10.—.
(Viertes bis sechstes Tausend.)

Eine englische und amerikanische Ausgabe des Werkes ist soeben erschienen.

Napoleon I. und Eugénie Desirée Clary-Bernadotte.

Roman aus dem Leben einer Königin. In 3 Abschnitten.
Nach bisher theilweise noch kaum bekannten Quellen bearbeitet
von **Moritz von Raisenberg**.

Mit ca. 70 Illustrationen, Facsimiles etc.
Legiton-Format. Brosch. M. 8.—, geb. M. 10.—.

L'Aigle et l'Aiglon, Napoleon I. und sein Sohn.

Der Lebensroman eines Enterbten.
Ein Zeit- und Lebensbild in 3 Abschnitten. Nach bisher noch wenig be-
kannten Quellen in ganz neuer Beleuchtung dargestellt und mit zahlreichen
Originalporträts sowie anderen Illustrationen versehen von
Moritz von Raisenberg.
Leg.-8^o. Preis brosch. M. 7.50, geb. M. 10.—.

Die Memoiren der Gräfin Potocka 1794—1820.

Veröffentlicht von **Casimir Strzyenski**.
Nach der sechsten französischen Auflage bearbeitet von
Oskar Marschall von Bieberstein.
Mit prachtvollen Illustrationen und dem Porträt der Verfasserin von
Angelica Kauffmann.
Gr. 8^o. Brosch. M. 7.50, eleg. geb. M. 10.—.

Reise der Gräfin Potocka in Italien,

II. Theil der Memoiren, 1826—27 (Schlußband).

Von **Casimir Strzyenski**.
Uebersetzt von **Oskar Marschall von Bieberstein**.

Mit Anhang: **Tagebuch der Franziska Grafinska**.
Uebersetzt von **Konrad Fischer**.
Reich illustriert. Brosch. M. 4.60, geb. M. 5.60.

Briefe der Madame Jérôme Bonaparte (Elisabeth Patterson).

Von **Henry Perle**.
Brosch. M. 2.60, geb. M. 3.60.

— Zu beziehen durch alle Buchhandlungen. —

ARIZONA STATE UNIVERSITY LIBRARY

Verlag von Schmidt & Günther in Leipzig.

Mirabeau in Berlin

als geheimer Agent der französischen Regierung (1786—1787).
Nach Originalberichten in den Staatsarchiven von Berlin und Paris.
Herausgegeben von **Henry Welschinger**.
Uebersetzt und bearbeitet von **Oskar Marschall von Bieberstein**.
Gr. 8°. Brosch. M. 7.50, eleg. geb. M. 10.—.

Briefe Napoleon I. an Josephine

und
Briefe Josephine's an Hortense.

Nebst Josephine's Lebensgeschichte bearbeitet von der Königin Hortense.
Veröffentlicht von **Oskar Marschall von Bieberstein**.
Mit Illustrationen und Facsimile. Brosch. M. 5.—, geb. M. 6.—.

Napoleon I. am Schluß seines Lebens.

Nebst 97 Illustrationen, den Aufenthalt des Kaisers auf St. Helena betreffend.
Von **Lord Rosebery**,
ehemal. englischer Ministerpräsident.
Uebersetzt von **Oskar Marschall von Bieberstein**.
Autor. Ausgabe. Gr. 8°. Brosch. M. 7.50, geb. M. 10.—.

Die Fürsten Dolgorukij

im Dienste Kaiser Alexander I. während der ersten Periode seiner Regierung.
Von Großfürst **Nikolaj Michailowitsch**.
Mit 12 Originalporträts. Vom Großfürsten autorisierte deutsche Ausgabe.
Leg-Format. Preis brosch. M. 6.—, geb. M. 8.—.

Die verstößene Josephine, 1809—1814.

Von **Friedrich Masson**.
Uebersetzt von **Oskar Marschall von Bieberstein**.
Reich illustriert. Preis brosch. M. 6.—, geb. M. 7.50.

Stephanie, Großherzogin von Baden.

Eine Adoptivtochter Napoleon I.
Nach Aussagen von Zeitgenossen und bisher unveröffentlichten Dokumenten
von **Joseph Turquan**.
Uebersetzt und bearbeitet von **Oskar Marschall von Bieberstein**.
Preis brosch. M. 3.60, geb. M. 4.60.

Napoleon I. auf St. Helena.

Von **O'Meara**.
Uebersetzt und bearbeitet von **Oskar Marschall von Bieberstein**.
3 Bände. Preis brosch. M. 15.—, geb. M. 18.—.

Erinnerungsblätter aus dem Leben Luise Mühlbachs.

Gesammelt und herausgegeben von ihrer Tochter **Therese Ebersberger**.
Preis brosch. 5.—, geb. M. 6.—.

☛ Zu beziehen durch alle Buchhandlungen. ☛